WEDEKIND / AUSGEWÄHLTE WERKE

DRITTER BAND



FRANK WEDEKIND

AUSGEWÄHLTE WERKE

In fünf Bänden

herausgegeben von Fritz Strich

BEI GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN

1924

FRANK WEDEKIND

AUSGEWÄHLTE WERKE

Der Marquis von Keith

König Nicolo / Karl Hetmann

BEI GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN

1924

1.—10. TAUSEND.

DER MARQUIS VON KEITH

SCHAUSPIEL IN FÜNF AUFZÜGEN

IM JAHRE 1909

PERSONEN

Konsul Casimir, *Großkaufmann*
Hermann Casimir, *sein Sohn, 15 Jahre alt (von einem Mädchen gespielt)*
Der Marquis von Keith
Ernst Scholz
Molly Griesinger
Anna, verwitwete Gräfin Werdenfels
Saranieff, *Kunstmaler*
Zamrjaki, *Komponist*
Sommersberg, *Literat*
Raspe, *Kriminalkommissar*
Ostermeier, *Bierbrauereibesitzer*
Krenzl, *Baumeister*
Grandauer, *Restaurateur*
Frau Ostermeier
Frau Krenzl
Freifrau von Rosenkron, Freifrau von Totleben, *geschiedene Frauen*
Sascha *(von einem Mädchen gespielt)*
Simba
Ein Metzgerknecht
Ein Bäckerweib
Ein Packträger

Hofbräuhausgäste

Das Stück spielt in München im Spätsommer 1899

ERSTER AUFZUG

Ein Arbeitszimmer, dessen Wände mit Bildern behängt sind. In der Hinterwand befindet sich rechts die Tür zum Vorplatz und links die Tür zu einem Wartezimmer. In der rechten Seitenwand vorn führt eine Tür ins Wohnzimmer. An der linken Seitenwand vorn steht der Schreibtisch, auf dem aufgerollte Pläne liegen; neben dem Schreibtisch an der Wand ein Telephon. Rechts vorn ein Diwan, davor ein kleinerer Tisch; in der Mitte, etwas nach hinten, ein größerer Tisch. Büchergestelle mit Büchern; Musikinstrumente, Aktenbündel und Noten.*

Der Marquis von Keith sitzt am Schreibtisch, in einen der Pläne vertieft. Er ist ein Mann von ca. 27 Jahren: mittelgroß, schlank und knochig; er hätte eine musterhafte Figur, wenn er nicht auf dem linken Bein hinkte. Seine markigen Gesichtszüge sind nervös und haben zugleich etwas Hartes, stechende graue Augen, kleiner blonder Schnurrbart, das widerborstige, kurze, strohblonde Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt. Er ist in ausgesuchte gesellschaftliche Eleganz gekleidet, aber nicht geckenhaft. Er hat die groben roten Hände eines Clowns.

Molly Griesinger kommt aus dem Wohnzimmer und setzt eine gedeckte Tablette auf das Tischchen vor dem

* Rechts und links immer vom Schauspieler aus.

Diwan. Sie ist ein unscheinbares brünettes Wesen, etwas scheu und verhetzt, in unscheinbarer häuslicher Kleidung, hat aber große, schwarze, seelenvolle Augen.

Molly. So, mein Schatz, hier hast du Tee und Kaviar und kalten Aufschnitt. Du bist ja heute schon um neun Uhr aufgestanden.

Keith ohne sich zu rühren. Ich danke dir, mein liebes Kind.

Molly. Du mußt gewaltig hungrig sein. Hast du denn jetzt Nachricht darüber, ob der Feenpalast auch zustande kommt?

Keith. Du siehst, ich bin mitten in der Arbeit.

Molly. Das bist du ja immer, wenn ich komme. Dann muß ich alles, was dich und deine Unternehmungen betrifft, von deinen Freundinnen erfahren.

Keith sich im Sessel umwendend. Ich kannte eine Frau, die sich beide Ohren zuhielt, wenn ich von Plänen sprach. Sie sagte: Komm und erzähl' mir, wenn du etwas getan hast!

Molly. Das ist ja mein Elend, daß du schon alle Arten von Frauen gekannt hast. *Da es klingelt.* Du barmherziger Gott, wer das wieder sein mag! *Sie geht auf den Vorplatz hinaus, um zu öffnen.*

Keith für sich. Das Unglückswurm!

Molly kommt mit einer Karte zurück. Ein junger Herr, der dich sprechen möchte. Ich sagte, du seist mitten in der Arbeit.

Keith nachdem er die Karte gelesen. Der kommt mir wie gerufen!

Molly läßt Hermann Casimir eintreten und geht ins Wohnzimmer ab.

Hermann Casimir ein fünfzehnjähriger Gymna-

siast in sehr elegantem Radfahrkostüm. Guten Morgen, Herr Baron.

Keith. Was bringen Sie mir?

Hermann. Es ist wohl am besten, wenn ich mit der Tür ins Haus falle. Ich war gestern abend mit Saranieff und Zamrjaki im Café Luitpold zusammen. Ich erzählte, daß ich durchaus hundert Mark nötig hätte. Darauf meinte Saranieff, ich möchte mich an Sie wenden.

Keith. Ganz München hält mich für einen amerikanischen Eisenbahnkönig!

Hermann. Zamrjaki sagte, Sie hätten immer Geld.

Keith. Zamrjaki unterstütze ich, weil er das größte musikalische Genie ist, das seit Richard Wagner lebt. Aber diese Straßenräuber sind doch wohl kein schicklicher Umgang für Sie!

Hermann. Ich finde diese Straßenräuber interessant. Ich kenne die Herren von einer Versammlung der Anarchisten her.

Keith. Ihrem Vater muß es eine erfreuliche Ueberraschung sein, daß Sie Ihren Lebensweg damit beginnen, sich in revolutionären Versammlungen herumzutreiben.

Hermann. Warum läßt mich mein Vater nicht von München fort!

Keith. Weil Sie für die große Welt noch zu jung sind!

Hermann. Ich finde aber, daß man in meinem Alter unendlich mehr lernen kann, wenn man wirklich etwas erlebt, als wenn man bis zur Großjährigkeit auf der Schulbank herumrutscht.

Keith. Durch das wirkliche Erleben verlieren Sie nur die Fähigkeiten, die Sie in Ihrem Fleisch und Blut

mit auf die Welt gebracht haben. Das gilt ganz speziell von Ihnen, dem Sohn und einstigen Erben unseres größten deutschen Finanzgenies. — Was sagt denn Ihr Vater über mich?

Hermann. Mein Vater spricht überhaupt nicht mit mir.

Keith. Aber mit andern spricht er.

Hermann. Möglich! Ich bin die wenigste Zeit zu Hause.

Keith. Daran tun Sie unrecht. Ich habe die finanziellen Operationen Ihres Vaters von Amerika aus verfolgt. Ihr Vater hält es nur für gänzlich ausgeschlossen, daß irgend jemand anders auch noch so klug ist wie er. Deshalb weigert er sich auch bis jetzt noch so starrköpfig, meinem Unternehmen beizutreten.

Hermann. Ich kann es mir mit dem besten Willen nicht denken, wie ich einmal an einem Leben, wie es mein Vater führt, Gefallen finden könnte.

Keith. Ihrem Vater fehlt einfach die Fähigkeit, Sie für seinen Beruf zu interessieren.

Hermann. Es handelt sich in dieser Welt aber doch nicht darum, daß man lebt, sondern es handelt sich doch wohl darum, daß man das Leben und die Welt kennenlernt.

Keith. Der Vorsatz, die Welt kennenzulernen, führt Sie dazu, hinterm Zaun zu verenden. Prägen Sie sich vor allen Dingen die allergrößte Hochschätzung für die Verhältnisse ein, in denen Sie geboren sind! Das schützt Sie davor, sich so leichten Herzens zu erniedrigen.

Hermann. Durch meinen Pumpversuch, meinen Sie? Es gibt doch wohl aber höhere Güter als Reichtum!

Keith. Das ist Schulweisheit. Diese Güter heißen

nur deshalb höhere, weil sie aus dem Besitz hervorwachsen und nur durch den Besitz ermöglicht werden. Ihnen steht es ja frei, nachdem Ihr Vater ein Vermögen gemacht hat, sich einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebensaufgabe zu widmen. Wenn Sie sich dabei aber über das erste Weltprinzip hinwegsetzen, dann jagen Sie Ihr Erbe Hochstaplern in den Rachen.

Hermann. Wenn Jesus Christus nach diesem Weltprinzip hätte handeln wollen . . .!

Keith. Vergessen Sie bitte nicht, daß das Christentum zwei Drittel der Menschheit aus der Sklaverei befreit hat! Es gibt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die irgend etwas anderes als Hab und Gut zum Gegenstand hätten. Die Anarchisten sind deshalb ihre geschworenen Feinde. Und glauben Sie ja nicht, daß sich die Welt hierin jemals ändert. Der Mensch wird abgerichtet oder er wird hingerichtet. *Hat sich an den Schreibtisch gesetzt.* Ich will Ihnen die hundert Mark geben. Zeigen Sie sich doch auch mal bei mir, wenn Sie gerade kein Geld nötig haben. Wie lange ist es her, daß Ihre Mutter starb?

Hermann. Drei Jahre werden es im Frühling.

Keith gibt ihm ein verschlossenes Billett. Sie müssen damit zur Gräfin Werdenfels gehen, Briennerstraße Nr. 23. Sagen Sie einen schönen Gruß von mir. Ich habe heute zufällig nichts in der Tasche.

Hermann. Ich danke Ihnen, Herr Baron.

Keith geleitet ihn hinaus; indem er die Tür hinter ihm schließt. Bitte, war mir sehr angenehm. — *Darauf kehrt er zum Schreibtisch zurück; in den Plänen kramend.* Sein Alter traktiert mich wie einen Hunde-

fänger. — — Ich muß möglichst bald ein Konzert veranstalten. — Dann zwingt ihn die öffentliche Meinung, sich meinem Unternehmen anzuschließen. Im schlimmsten Fall muß es auch ohne ihn gehen. — — *Da es klopft.* Herein!

Anna verwitwete Gräfin Werdenfels tritt ein. Sie ist eine üppige Schönheit von 30 Jahren. Weiße Haut, Stumpfnase, helle Augen, kastanienbraunes, üppiges Haar.

Keith geht ihr entgegen. Da bist du, meine Königin! — Ich schickte eben den jungen Casimir mit einem kleinen Anliegen zu dir.

Anna. Das war der junge Herr Casimir?

Keith nachdem er ihr flüchtig die dargereichten Lippen geküßt. Er kommt schon wieder, wenn er dich nicht zu Hause trifft.

Anna. Der sieht seinem Vater aber gar nicht ähnlich.

Keith. Lassen wir den Vater Vater sein. Ich habe mich jetzt an Leute gewandt, von deren gesellschaftlichem Ehrgeiz ich mir eine flammende Begeisterung für mein Unternehmen verspreche.

Anna. Aber vom alten Casimir heißt es allgemein, daß er junge Schauspielerinnen und Sängerinnen unterstützt.

Keith Anna mit den Blicken verschlingend. Anna, sobald ich dich vor mir sehe, bin ich ein anderer Mensch, als wärst du meines Glückes lebendiges Unterpfand. — Aber willst du nicht frühstücken? Hier ist Tee und Kaviar und kalter Aufschnitt.

Anna nimmt auf dem Diwan Platz und frühstückt. Ich habe um elf Uhr Stunde. Ich komme nur auf einen

Moment. — Die Bianchi sagt mir, ich könne in einem Jahr die erste Wagnersängerin Deutschlands sein.

Keith zündet sich eine Zigarette an. Vielleicht bist du auch in einem Jahr schon so weit, daß sich die ersten Wagnersängerinnen um deine Protektion bemühen.

Anna. Mir soll's recht sein. Mit meinem beschränkten weiblichen Verstande sehe ich allerdings nicht ein, auf welche Weise es mit mir gleich so hoch hinaus soll.

Keith. Das kann ich dir im voraus auch nicht erklären. Ich lasse mich einfach willenlos treiben, bis ich an ein Gestade gelange, auf dem ich mich heimisch genug fühle, um mir zu sagen: Hier laßt uns Hütten bauen!

Anna. Dabei hast du in mir jedenfalls den treuesten Spießgesellen. Ich habe seit einiger Zeit vor lauter Lebenslust manchmal Selbstmordgedanken.

Keith. Der eine raubt es sich und der andere bekommt es geschenkt. Als ich in die Welt hinauskam, war mein kühnstes Hoffen, irgendwo in Oberschlesien als Dorfschulmeister zu sterben.

Anna. Du hättest dir damals wohl schwerlich träumen lassen, daß dir München einmal zu Füßen liegen werde.

Keith. München war mir aus der Geographiestunde bekannt. Wenn ich mich deshalb heute auch nicht gerade eines makellosen Rufes erfreue, so darf man nicht vergessen, aus welchen Tiefen ich heraufkomme.

Anna. Ich bete jeden Abend inbrünstig zu Gott, daß er etwas von deiner bewundernswürdigen Energie auf mich übertragen möge.

Keith. Unsinn, ich habe gar keine Energie.

Anna. Dir ist es aber doch einfach Lebensbedürfnis, mit dem Kopf durch die Wände zu rennen.

Keith. Meine Begabung beschränkt sich auf die leidige Tatsache, daß ich in bürgerlicher Atmosphäre nicht atmen kann. Mag ich deshalb auch erreichen, was ich will, ich werde mir nie das geringste darauf einbilden. Andere Menschen werden in ein bestimmtes Niveau hineingepflanzt, auf dem sie ihr Leben lang fortvegetieren, ohne mit der Welt in Konflikt zu geraten.

Anna. Du bist dagegen als abgeschlossene Persönlichkeit vom Himmel gefallen.

Keith. Ich bin Bastard. Mein Vater war ein geistig sehr hochstehender Mensch, besonders was Mathematik und so exakte Dinge betrifft, und meine Mutter war Zigeunerin.

Anna. Wenn ich nur wenigstens deine Geschicklichkeit hätte, den Menschen ihre Geheimnisse vom Gesicht abzulesen! Dann wollte ich ihnen mit der Fußspitze die Nase in die Erde drücken.

Keith. Solche Fertigkeiten erwecken mehr Mißtrauen, als sie einem nützen. Deshalb hegt auch die bürgerliche Gesellschaft, seit ich auf dieser Welt bin, ein geheimes Grauen vor mir. Aber diese bürgerliche Gesellschaft macht, ohne es zu wollen, mein Glück durch ihre Zurückhaltung. Je höher ich gelange, desto vertrauensvoller kommt man mir entgegen. Ich warte auch tatsächlich nur noch auf diejenige Region, in der die Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb ihrem vollen Wert entsprechend gewürdigt wird.

Anna. Man hört wirklich in der ganzen Stadt von nichts mehr sprechen, als von deinem Feenpalast.

Keith. Der Feenpalast dient mir nur als Sammelplatz meiner Kräfte. Dazu kenne ich mich viel zu gut, um etwa von mir vorauszusetzen, daß ich nun zeit meines Lebens Kassenrapporte revidieren werde.

Anna. Was soll denn dann aber aus mir werden. Glaubst du vielleicht, ich habe Lust, bis in alle Ewigkeit Gesangsunterricht zu nehmen? Du sagtest gestern noch, daß der Feenpalast speziell für mich gebaut werde.

Keith. Aber doch gewiß nicht, damit du bis an dein Lebensende auf den Hinterpfoten tanzst und dich von Preßbengeln kuranzen läßt. Du hast nur etwas mehr Lichtpunkte in deiner Vergangenheit nötig.

Anna. Einen Stammbaum kann ich allerdings nicht aufweisen, wie die Frauen von Rosenkron und von Totleben.

Keith. Deshalb brauchst du noch auf keine von beiden eifersüchtig zu sein.

Anna. Das hoffe ich sehr! Welcher weiblichen Vorzüge wegen sollte ich denn auch auf irgendeine Frau eifersüchtig sein?

Keith. Ich mußte die beiden Damen als Vermächtnis meines Vorgängers mit der Konzertagentur übernehmen. Sobald ich meine Stellung befestigt habe, mögen sie mit Rettichen hausieren oder Novellen schreiben, wenn sie leben wollen.

Anna. Ich bin um die Schnürstiefel, in denen ich spazieren gehe, besorgter, als um deine Liebe zu mir. Weißt du auch, warum? Weil du der rücksichtsloseste Mensch bist und weil du nach nichts anderem in dieser Welt als nur nach deinem sinnlichen Vergnügen fragst! Deshalb würde ich auch, wenn du mich verläßt, wirklich nichts anderes als Mitleid mit dir empfinden kön-

nen. Aber sieh dich vor, daß du nicht vorher selber verlassen wirst!

Keith Anna liebkosend. Ich habe ein wechselvolles Leben hinter mir, aber jetzt denke ich doch ernstlich daran, mir ein Haus zu bauen; ein Haus mit möglichst hohen Gemächern, mit Park und Freitreppe. Die Bettler dürfen auch nicht fehlen, die die Auffahrt garnieren. Mit der Vergangenheit habe ich abgeschlossen und sehne mich nicht zurück. Dazu ging es zu oft um Leben und Tod. Ich möchte keinem Freunde raten, sich meine Laufbahn zum Muster zu nehmen.

Anna. Du bist allerdings nicht umzubringen.

Keith. Dieser Eigenschaft verdanke ich in der Tat auch so ziemlich alles, was ich bis jetzt erreicht habe. — Ich glaube, Anna, wenn wir beide in zwei verschiedenen Welten geboren wären, wir hätten uns dennoch finden müssen.

Anna. Ich bin allerdings auch nicht umzubringen.

Keith. Wenn uns die Vorsehung auch nicht durch unsere märchenhaften Geschmacksverwandtschaften füreinander bestimmt hätte, das eine haben wir doch jedenfalls miteinander gemein . . .

Anna. Eine unverwüstliche Gesundheit.

Keith setzt sich neben sie und liebkost sie. Soweit es Frauen betrifft, sind mir nämlich Klugheit, Gesundheit, Sinnlichkeit und Schönheit unzertrennliche Begriffe, aus deren jedem sich die anderen drei von selbst ergeben. Wenn dieses Erbteil sich in unsern Kindern potenziert . . .

Sascha ein dreizehnjähriger Laufbursche in galoniertem Jackett und Kniehosen, tritt vom Vorplatz ein und legt einen Arm voll Zeitungen auf den Mitteltisch.

Keith. Was sagt der Kommerzienrat Ostermeier?

Sascha. Der Herr Kommerzienrat gaben mir einen Brief mit. Er liegt bei den Zeitungen. *Geht in das Wartezimmer ab.*

Keith hat den Brief geöffnet. Das danke ich dem Zufall, daß du bei mir bist! *Liest.* „. . . Ich habe mir von Ihrem Plane schon mehrfach erzählen lassen und bringe ihm ein lebhaftes Interesse entgegen. Sie treffen mich heute mittag gegen zwölf Uhr im Café Maximilian . . .“ Das gibt mir die Welt in die Hände! Jetzt kann der alte Casimir meine Rückseite besehen, wenn er noch mitkommen will. Mit diesen Biedermännern im Bunde bleibt mir auch meine Alleinherrschaft unangetastet.

Anna hat sich erhoben. Kannst du mir tausend Mark geben?

Keith. Bist du denn schon wieder auf dem Trocknen?

Anna. Die Miete ist fällig.

Keith. Das hat bis morgen Zeit. Mache dir deswegen nicht die geringste Sorge darum.

Anna. Wie du meinst. Graf Werdenfels prophezeite mir auf seinem Sterbebette, ich werde das Leben noch einmal von der allerernstesten Seite kennen lernen.

Keith. Hätte er dich etwas richtiger eingeschätzt, dann wäre er vielleicht sogar selbst noch am Leben.

Anna. Bis jetzt hat sich seine Prophezeiung noch nicht bewahrheitet.

Keith. Ich schicke dir das Geld morgen mittag.

Anna während Keith sie hinausgeleitet. Nein, bitte nicht; ich komme selber und hole es.

Die Szene bleibt einen Augenblick leer. Dann kommt Molly Griesinger aus dem Wohnzimmer und räumt das Teegeschirr zusammen. Keith kommt vom Vorplatz zurück.

Keith ruft. Sascha! — *Nimmt eines der Bilder von der Wand.* Das muß mir über die nächsten vierzehn Tage hinweghelfen!

Molly. Du hoffst also immer noch, daß die Wirtschaft so fortgehen kann?

Sascha kommt aus dem Wartezimmer. Herr Baron?

Keith gibt ihm das Bild. Geh hinüber zum Tannhäuser. Er soll den Saranieff ins Fenster stellen. Ich gebe ihn für dreitausend Mark.

Sascha. Sehr wohl, Herr Baron.

Keith. In fünf Minuten komme ich selber. Warte! *Er nimmt vom Schreibtisch eine Karte, auf der „3000 M." steht, und befestigt sie unter den Rahmen des Bildes.* Dreitausend Mark! — *Geht zum Schreibtisch.* Ich muß nur vorher rasch noch einen Zeitungsartikel darüber schreiben.

Sascha mit dem Bilde ab.

Molly. Wenn sich bei der Großtuerei nur auch einmal eine Spur von reellem Erfolg sehen ließe!

Keith schreibend. „Das Schönheitsideal der modernen Landschaft."

Molly. Wenn dieser Saranieff malen könnte, dann brauchte man nicht erst Zeitungsartikel über ihn zu schreiben.

Keith sich umwendend. Wie beliebt?

Molly. Ich weiß, du bist wieder mitten in der Arbeit.

Keith. Wovon wolltest du reden?

Molly. Ich habe einen Brief aus Bückeburg.

Keith. Von deiner Mama?

Molly sucht den Brief aus der Tasche und liest. „Ihr seid uns jeden Tag willkommen. Ihr könnt die beiden Vorzimmer im dritten Stock beziehen. Ihr könnt dann

in Ruhe abwarten, bis Eure Verhandlungen in München zum Abschluß gelangen.“

Keith. Siehst du denn aber nicht ein, mein liebes Kind, daß du durch solche Schreibereien meinen Kredit untergräbst?

Molly. Wir haben morgen kein Brot auf dem Tisch.

Keith. Dann speisen wir im Hotel Continental.

Molly. Da bringe ich nicht einen Happen hinunter vor Angst, daß uns der Gerichtsvollzieher derweil unsere Betten versiegelt.

Keith. Der überlegt sich das noch. Warum lebt in deinem Köpfchen kein anderer Gedanke als Essen und Trinken! Du könntest dich deines Daseins so unendlich mehr erfreuen, wenn du etwas mehr Würdigung für seine Lichtseiten hättest. Du hegst eine unbezähmbare Liebhaberei für das Unglück.

Molly. Ich finde, du hegst diese Liebhaberei für das Unglück! Anderen Menschen fällt ihr Lebensberuf zu leicht, sie brauchen mit keinem Gedanken daran zu denken. Dafür existieren sie eins fürs andere in ihrem behaglichen Heim, wo ihrem Glück nichts in die Quere kommt. Und du, bei all deinen Geistesgaben, wirtschaftest wie ein Rasender auf deine Gesundheit ein, und dabei ist tagelang nicht ein Pfennig im Haus.

Keith. Aber du hast doch noch jeden Tag satt zu essen gehabt! Daß du nichts für Toiletten ausgibst, ist wahrhaftig nicht meine Schuld. Sobald dieser Zeitungsartikel geschrieben ist, habe ich dreitausend Mark in der Hand. Dann nimm eine Droschke und kauf' alles zusammen, worauf du dich im Augenblick besinnen kannst.

Molly. Der bezahlt dir für das Bild so gewiß drei-

tausend Mark, wie ich mir deinetwegen seidene Strümpfe anziehe.

Keith erhebt sich unwillig. Du bist ein Juwel!

Molly fliegt ihm an den Hals. Habe ich dir weh getan, mein Herz? Verzeih mir, bitte! Was ich dir eben sagte, das ist meine heiligste Ueberzeugung.

Keith. Wenn das Geld auch nur bis morgen abend reicht, dann werde ich das Opfer schon nicht zu bedauern haben!

Molly heulend. Ich wußte, wie häßlich es von mir war. Schlag mich doch nur!

Keith. Der Feenpalast ist nämlich so gut wie gesichert.

Molly. Dann laß mich wenigstens deine Hand küssen. Ich beschwöre dich, laß mich deine Hand küssen.

Keith. Wenn ich nur noch einige Tage meine Haltung bewahren kann.

Molly. Auch das nicht! Wie kannst du so unmenschlich sein!

Keith zieht die Hand aus der Tasche. Es wäre doch vielleicht nachgerade Zeit, daß du mit dir zu Rate gehst, sonst kommt die Erleuchtung plötzlich von selbst.

Molly seine Hand mit Küssen bedeckend. Warum willst du mich nicht schlagen? Ich habe es mir doch so redlich verdient!

Keith. Du betrügst dich um dein Lebensglück mit allen Mitteln, die eine Frau zu ihrer Verfügung hat.

Molly springt empört auf. Bilde dir doch nicht ein, daß ich mich durch deine Courmachereien in Schrekken jagen lasse! Uns beide umschlingt ein zu festes Band. Wenn das einmal reißt, dann halte ich dich nicht

mehr; aber so lange du im Elend bist, gehörst du mir.

Keith. Das wird dir zum Verhängnis, Molly, daß du mein Glück mehr fürchtest als den Tod. Wenn ich morgen die Arme frei habe, dann hältst du es nicht eine Minute bei mir aus.

Molly. Dann ist ja alles gut, wenn du das weißt.

Keith. Ich bin aber in keinem Elend!

Molly. Erlaube mir nur so lange, bis du die Arme frei hast, noch für dich zu arbeiten.

Keith setzt sich wieder an den Schreibtisch. Tue, was du nicht lassen kannst! Du weißt, daß mir an einer Frau nichts unsympathischer ist, als wenn sie arbeitet.

Molly. Um deinetwillen mache ich noch keinen Affen und keinen Papagei aus mir. Wenn ich mich an den Waschtrog stelle, statt halbnackt mit dir auf Redouten zu fahren, so werde ich dich damit wohl nicht zugrunde richten.

Keith. Dein Starrsinn hat etwas Ueberirdisches.

Molly. Das glaube ich, daß das deine Kapazität übersteigt!

Keith. Wenn ich dich auch begriffe, damit wäre dir leider noch nicht geholfen.

Molly triumphierend. Ich brauchte es dir auch nicht auf die Nase zu binden, aber ich gebe es dir schwarz auf weiß, wenn du willst! Ich verdiente ja mein Lebensglück nicht, wenn ich mir dir gegenüber den geringsten Zwang antäte und mich besser geben wollte, als ich von Gott geschaffen worden bin — weil du mich liebst!

Keith. Das ist doch selbstverständlich.

Molly triumphierend. Weil du ohne meine Liebe nicht leben kannst! Hab' darum auch nur die Arme

frei, soviel du willst! Ob ich bei dir bleibe, das hängt davon ab, ob ich dir von deiner Liebe für andere Weiber etwas übrig lasse! Die Weiber sollen sich aufdonnern und dich vergöttern, soviel es ihnen Vergnügen macht; das spart mir die Komödien. Du hängtest dich lieber heute als morgen an deine Ideale; das weiß ich recht gut. Käme es je dazu — aber das hat noch gute Wege! — dann will ich mich lebendig begraben lassen.

Keith. Wenn du dich nur wenigstens des Glückes erfreuen wolltest, das sich dir bietet!

Molly zärtlich. Aber was bietet sich mir denn, mein süßer Schatz? Das war doch in Amerika auch immer dieser Schrecken ohne Ende. Alles scheiterte immer an den letzten drei Tagen. In Sankt Jago wurdest du nicht zum Präsidenten gewählt und wärst um ein Haar erschossen worden, weil wir an dem entscheidenden Abend keinen Brandy auf dem Tische hatten. Weißt du noch, wie du riefst: „Einen Dollar, einen Dollar, eine Republik für einen Dollar!"

Keith springt wütend auf und geht zum Diwan. Ich bin als Krüppel zur Welt gekommen. So wenig wie ich mich deshalb zum Sklaven verdammt fühle, so wenig wird mich der Zufall, daß ich als Bettler geboren bin, je daran hindern, den allerergiebigsten Lebensgenuß als mein rechtmäßiges Erbe zu betrachten.

Molly. Betrachten dürfen wirst du den Lebensgenuß, solange du lebst.

Keith. An dem, was ich dir hier sage, ändert nur mein Tod etwas. Und der Tod traut sich aus Furcht, er könnte sich blamieren, nicht an mich heran. Wenn ich sterbe, ohne gelebt zu haben, dann werde ich als Geist umgehen.

Molly. Du leidest eben einfach an Größenwahn.

Keith. Ich kenne aber noch meine Verantwortung! Du bist als fünfzehnjähriges unzurechnungsfähiges Kind, von der Schulbank weg, mit mir nach Amerika durchgebrannt. Wenn wir uns heute trennen und du bleibst dir selbst überlassen, dann nimmt es das denkbar schlimmste Ende mit dir.

Molly fällt ihm um den Hals. Dann komm doch nach Bückeburg. Meine Eltern haben ihre Molly seit drei Jahren nicht gesehen. In ihrer Freude werfen sie dir ihr halbes Vermögen an den Kopf. Und wie könnten wir zwei zusammen leben!

Keith. In Bückeburg?

Molly. Alle Not hätte ein Ende!

Keith sich losmachend. Lieber suche ich Zigarrenstummel in den Cafés zusammen.

Sascha kommt mit dem Bild zurück. Der Herr Tannhäuser sagt, er kann das Bild nicht ins Fenster stellen. Der Herr Tannhäuser haben selbst noch ein Dutzend Bilder von dem Herrn Saranieff.

Molly. Das wußte ich ja im voraus!

Keith. Dafür bist du ja bei mir! — *Geht zum Schreibtisch und zerreißt das Schreibpapier.* Dann brauche ich doch wenigstens den Zeitungsartikel nicht mehr darüber zu schreiben!

Sascha geht, nachdem er das Bild auf den Tisch gelegt, ins Wartezimmer.

Molly. Diese Saranieffs, siehst du, und diese Zamrjakis, das sind Menschen von einem ganz anderen Schlag als wir. Die wissen, wie man den Leuten die Taschen umkehrt. Wir beide sind eben nun einmal zu einfältig für die große Welt!

Keith. Dein Reich ist noch nicht gekommen. Laß mich allein. — Bückeburg muß sich noch gedulden.

M o l l y, da es auf dem Korridor läutet, klatscht schadenfroh in die Hände. Der Herr Gerichtsvollzieher! *Sie eilt, um zu öffnen.*

K e i t h sieht nach der Uhr. — — Was läßt sich dem Glück noch opfern . . .?

M o l l y geleitet Ernst Scholz herein. Der Herr will mir seinen Namen nicht nennen.

E r n s t S c h o l z ist eine schmächtige, äußerst aristokratische Erscheinung von etwa siebenundzwanzig Jahren; schwarzes Lockenhaar, spitzgeschnittener Vollbart, unter starken langgezogenen Brauen große wasserblaue Augen, in denen der Ausdruck der Hilflosigkeit liegt.

K e i t h. Gaston! — Wo kommst du her?

S c h o l z. Dein Willkommen ist mir eine gute Vorbedeutung. Ich bin so verändert, daß ich voraussetzte, du werdest mich überhaupt kaum wiedererkennen.

M o l l y will das Frühstücksgeschirr mit hinausnehmen, fürchtet aber, nach einem Blick auf Scholz, dadurch zu stören und geht ohne das Geschirr ins Wohnzimmer ab.

K e i t h. Du siehst etwas verlebt aus; aber das Dasein ist wirklich auch keine Spielerei!

S c h o l z. Für mich am allerwenigsten; deshalb bin ich nämlich hier. Und ich komme nur deinetwegen nach München.

K e i t h. Dafür danke ich dir; was die Geschäfte von mir übrig lassen, gehört dir.

S c h o l z. Ich weiß, daß du schwer mit dem Leben zu kämpfen hast. Nun ist es mir aber ganz speziell um deinen persönlichen Verkehr zu tun. Ich möchte mich gern auf einige Zeit deiner geistigen Führung überlassen, aber nur unter der einen Bedingung, daß du

mir dafür erlaubst, dir mit meinen Geldmitteln zu Hilfe zu kommen, soweit du es brauchen kannst.

Keith. Aber wozu denn das. Ich bin eben im Begriff, Direktor eines ungeheuren Aktienunternehmens zu werden. Und dir geht es also auch ganz gut? Wir haben uns, wenn mir recht ist, vor vier Jahren zum letztenmal gesehen.

Scholz. Auf dem Juristenkongreß in Brüssel.

Keith. Du hattest kurz vorher dein Staatsexamen absolviert.

Scholz. Du schriebst damals schon für alle erdenklichen Tagesblätter. Erinnerst du dich vielleicht zufällig noch der Vorwürfe, die ich dir deines Zynismus wegen auf dem Ball im Justizpalais in Brüssel machte?

Keith. Du hattest dich in die Tochter des dänischen Gesandten verliebt und gerietst in Wut über meine Behauptung, daß die Frauen von Natur aus viel materieller veranlagt sind, als wir Männer es durch den reichlichsten Genuß jemals werden können.

Scholz. Du bist mir auch heute noch, wie während unserer ganzen Jugendzeit, geradezu ein Ungeheuer an Gewissenslosigkeit; aber — du hattest vollkommen recht.

Keith. Ein schmeichelhafteres Kompliment hat man mir in diesem Leben noch nicht gemacht.

Scholz. Ich bin mürbe. Obschon ich deine ganze Lebensauffassung aus tiefster Seele verabscheue, vertraue ich dir heute das für mich unlösbare Rätsel meines Daseins an.

Keith. Gott sei gelobt, daß du dich aus deinem Trübsinn endlich der Sonne zuwendest!

Scholz. Ich schließe damit nicht etwa eine feige Ka-

pitulation. Das letzte Mittel, das einem selbst zur Lösung des Rätsels freisteht, habe ich umsonst versucht.

Keith. Um so besser für dich, wenn du das hinter dir hast. Ich sollte während der Kubanischen Revolution mit zwölf Verschwörern erschossen werden. Ich falle natürlich auf den ersten Schuß und bleibe tot, bis man mich beerdigen will. Seit jenem Tage fühle ich mich erst wirklich als den Herrn meines Lebens. *Aufspringend.* Verpflichtungen gehen wir bei unserer Geburt nicht ein, und mehr als dieses Leben wegwerfen, kann man nicht. Wer nach seinem Tode noch weiterlebt, der steht über den Gesetzen. — Du trugst dich damals in Brüssel mit der Absicht, dich dem Staatsdienst zu widmen?

Scholz. Ich trat bei uns ins Eisenbahnministerium ein.

Keith. Ich wunderte mich noch, daß du es bei deinem enormen Vermögen nicht vorzogst, als Grandseigneur deinen Neigungen zu leben.

Scholz. Ich hatte den Vorsatz gefaßt, vor allem erst ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Wäre ich als der Sohn eines Tagelöhners geboren, dann ergäbe sich das ja auch als etwas ganz Selbstverständliches.

Keith. Man kann seinen Mitmenschen nicht mehr in dieser Welt nützen, als wenn man in der umfassendsten Weise auf seinen eigenen Vorteil ausgeht. Je weiter meine Interessen reichen, einer desto größeren Anzahl von Menschen biete ich den nötigen Lebensunterhalt. Wer sich aber darauf, daß er seinen Posten ausfüllt und seine Kinder ernährt, etwas einbildet, der macht sich blauen Dunst vor. Die Kinder danken ihrem Schöpfer, wenn man sie nicht in die Welt setzt, und

nach dem Posten recken hundert arme Teufel die Hälse!

Scholz. Ich konnte aber in der Tatsache, daß ich ein reicher Mann bin, keinen zwingenden Grund sehen, als Tagedieb in der Welt herumzuschlendern. Künstlerische Veranlagungen besitze ich nicht, und um meine einzige Lebensbestimmung im Heiraten und Kinderzeugen zu erblicken, dazu schien ich mir nicht unbedeutend genug.

Keith. Du hast aber den Staatsdienst quittiert?

Scholz läßt den Kopf sinken. Weil ich in meinem Amt ein entsetzliches Unglück verschuldet habe.

Keith. — Als ich von Amerika zurückkam, erzählte mir jemand, der dich ein Jahr vorher in Konstantinopel getroffen hatte, du habest zwei Jahre auf Reisen zugebracht, lebest jetzt aber wieder zu Haus und stehest eben im Begriff, dich zu verheiraten.

Scholz. Meine Verlobung habe ich vor drei Tagen aufgelöst. — Ich war bis jetzt nur ein halber Mensch. Seit dem Tage, an dem ich mein eigner Herr wurde, ließ ich mich lediglich von der Ueberzeugung leiten, ich könnte mich meines Daseins nicht eher erfreuen, als bis ich meine Existenz durch ehrliche Arbeit gerechtfertigt hätte. Diese einseitige Anschauung hat mich dahin geführt, daß ich heute aus reinem Pflichtgefühl, nicht anders, als gälte es eine Strafe abzubüßen, den rein materiellen Genuß aufsuche. Sobald ich aber dem Leben die Arme öffnen will, dann lähmt mich die Erinnerung an jene unglücklichen Menschen, die nur durch meine übertriebene Gewissenhaftigkeit in der entsetzlichsten Weise ums Leben gekommen sind.

Keith. Was war denn das für eine Geschichte?

Scholz. Ich hatte ein Bahnreglement geändert. Es

lag eine beständige Gefahr darin, daß dieses Bahnreglement unmöglich genau respektiert werden konnte. Meine Befürchtungen waren natürlich übertrieben, aber mit jedem Tage sah ich das Unglück näherkommen. Mir fehlt eben das seelische Gleichgewicht, das dem Menschen aus einem menschenwürdigen Familienheim erwächst. — Am ersten Tage nach Einführung meines neuen Reglements erfolgte ein Zusammenstoß von zwei Schnellzügen, der neun Männern, drei Frauen und zwei Kindern das Leben kostete. Ich inspizierte die Unglücksstätte noch. Es ist nicht meine Schuld, daß ich den Anblick überlebte.

Keith. Dann gingst du auf Reisen?

Scholz. Ich ging nach England, nach Italien, fühle mich nun aber erst recht von allem lebendigen Treiben ausgeschlossen. In lachender, scherzender Umgebung, bei ohrbetäubender Musik, entringt sich mir plötzlich ein geller Schrei, weil ich mir unversehens wieder jenes Unglücks bewußt worden bin. Ich habe auch im Orient nur wie eine verscheuchte Eule gelebt. Aufrichtig gesagt, bin ich auch seit jenem Unglückstag erst recht davon überzeugt, daß ich mir meine Lebensfreude nur durch Selbstaufopferung zurückkaufen kann. Aber dazu brauche ich Zutritt zum Leben. Diesen Zutritt zum Leben hoffte ich vor einem Jahr dadurch zu finden, daß ich mich mit dem ersten besten Mädchen allerniedrigster Herkunft verlobte, um mit ihr in den Ehestand zu treten.

Keith. Wolltest du das Geschöpf wirklich zur Gräfin Trautenau machen?

Scholz. Ich bin kein Graf Trautenau mehr. Das entzieht sich deinem Verständnis. Die Presse hatte meinen Rang und Namen zu dem Unglück, das ich herauf-

beschworen, in wirkungsvollen Kontrast gesetzt. Ich hielt mich deshalb meiner Familie gegenüber für verpflichtet, einen anderen Namen anzunehmen. Ich heiße seit zwei Jahren Ernst Scholz. Daher konnte auch meine Verlobung niemanden mehr überraschen; aber es wäre auch daraus nur wieder Unglück erwachsen. In ihrem Herzen keinen Funken Liebe, in meinem nur das Bedürfnis, mich aufzuopfern, der Verkehr eine endlose Kette der trivialsten Mißverständnisse . . . Ich habe das Mädchen jetzt derart dotiert, daß sie für jeden ihres Standes eine begehrenswerte Partie ist. Sie konnte sich vor Freude über ihre wiedergewonnene Freiheit gar nicht fassen. Und ich muß nun endlich die schwere Kunst erlernen, mich selbst zu vergessen. Dem Tod sieht man mit klarem Bewußtsein ins Auge; aber niemand lebt, der sich nicht selbst vergessen kann.

Keith wirft sich in einen Sessel. — Mein Vater würde sich vor Schreck im Grabe umkehren bei dem Gedanken, daß du — mich um meinen Rat bittest.

Scholz. So schlägt das Leben die Schulweisheit auf den Mund. Dein Vater hat redlich sein Teil zu meiner einseitigen geistigen Entwicklung beigetragen.

Keith. Mein Vater war so selbstlos und gewissenhaft, wie es der Hauslehrer und Erzieher eines Grafen Trautenau nun einmal sein muß. Du warst sein Musterknabe, und ich war sein Prügeljunge.

Scholz. Erinnerst du dich nicht mehr, wie zärtlich du bei uns auf dem Schloß von unseren Kammerjungfern abgeküßt wurdest, und zwar mit Vorliebe dann, wenn ich zufällig gerade danebenstand?! — *Sich erhebend.* Ich werde die nächsten zwei bis drei Jahre einzig und allein darauf verwenden — *unter Tränen* —, um mich zu einem Genußmenschen auszubilden.

Keith aufspringend. Gehen wir heute abend erst einmal nach Nymphenburg auf den Tanzboden! Das ist unser so unwürdig, wie nur irgendwie möglich. Aber bei all dem Regenwetter und Gletscherwasser, das sich über meinen Kopf ergießt, reizt es mich selbst, wieder einmal im Schlamm zu baden.

Scholz. Mich dürstet nicht nach Marktgeschrei.

Keith. Du hörst kein lautes Wort, nur das dumpfe Brausen des aus seinen Tiefen aufgewühlten Ozeans. München ist ein Arkadien zugleich und ein Babylon. Der stumme saturnalische Taumel, der sich hier bei jeder Gelegenheit der Seelen bemächtigt, behält auch für den Verwöhntesten seinen Reiz.

Scholz. Woher sollte ich denn verwöhnt sein! Ich habe von meinem Leben bis heute buchstäblich noch nichts genossen.

Keith. Der Gesellschaft werden wir uns auf dem Tanzboden erwehren müssen! An solchen Orten wirkt mein Erscheinen wie das Aas auf die Fliegen. Aber dafür, daß du dich selbst vergißt, stehe ich dir gut. Du wirst dich noch in drei Monaten selbst vergessen, wenn du an unseren heutigen Abend zurückdenkst.

Scholz. Ich habe mich schon allen Ernstes gefragt, ob nicht mein ungeheurer Reichtum vielleicht der einzige Grund meines Unglücks ist.

Keith empört. Das ist Gotteslästerung!

Scholz. Ich habe tatsächlich schon erwogen, ob ich nicht wie auf meinen Adel auch auf mein Vermögen verzichten soll. Solang ich lebe, wäre mir dieser Verzicht aber nur zugunsten meiner Familie möglich. Eine nützliche Verfügung über mein Eigentum kann ich allenfalls, nachdem mein Leben an ihm zuschanden geworden, auf dem Sterbebette treffen. Hätte ich von

Jugend auf um meinen Unterhalt kämpfen müssen, dann stände ich bei meinem sittlichen Ernst und meinem Fleiß, statt ein Ausgestoßener zu sein, heute wahrscheinlich mitten in der glänzendsten Karriere.

Keith. Oder du schwelgtest mit deinem Mädchen aus niedrigstem Stande im allergewöhnlichsten Liebesquark und putztest dabei deiner Mitwelt die Stiefel.

Scholz. Das nehme ich jeden Augenblick mit Freuden gegen mein Los in Tausch.

Keith. Bilde dir doch nicht ein, daß dieses Eisenbahnunglück zwischen dir und dem Leben steht. Du sättigst dich nur deshalb an diesen scheußlichen Erinnerungen, weil du zu schwerfällig bist, um dir irgendwelche delikatere Nahrung zu verschaffen.

Scholz. Darin magst du recht haben. Deswegen möchte ich mich deiner geistigen Führung anvertrauen.

Keith. Wir finden heute abend schon was zu beißen. — Ich kann dich jetzt leider nicht bitten, mit mir zu frühstücken. Ich habe um zwölf Uhr ein geschäftliches Rendezvous mit einer hiesigen Finanzgröße. Aber ich gebe dir ein paar Zeilen mit an meinen Freund Raspe. Verbring den Nachmittag mit ihm; um sechs Uhr treffen wir uns im Hofgarten-Café. *Er ist an den Schreibtisch gegangen und schreibt ein Billett.*

Scholz. Womit beschäftigst du dich denn?

Keith. Ich treibe Kunsthandel, ich habe eine Zeitungskorrespondenz, eine Konzertagentur — alles nicht der Rede wert. Du kommst eben recht, um das Entstehen eines großangelegten Konzerthauses zu erleben, das ausschließlich für meine Künstler gebaut wird.

Scholz nimmt das Bild vom Tisch und betrachtet es. Du hast eine hübsche Bildergalerie.

Keith aufspringend. Das gebe ich nicht um zehntausend Mark. Ein Saranieff. — *Dreht es ihm in den Händen um.* Du mußt es anders herum nehmen.

Scholz. Ich verstehe nichts von Kunst. Ich bin auf meinen Reisen nicht in einem einzigen Museum gewesen.

Keith gibt ihm das Billett. Der Mann ist internationaler Kriminalbeamter; sei deshalb nicht gleich zu offenherzig. Ein entzückender Mensch. Aber die Leute wissen nie, ob sie mich beobachten sollen, oder ob ich da bin, um sie zu beobachten.

Scholz. Ich danke dir für dein liebenswürdiges Entgegenkommen. Also heute abend um sechs im Hofgarten-Café.

Keith. Dann fahren wir nach Nymphenburg. Ich danke dir, daß auch du schließlich Vertrauen zu mir gewonnen hast. *Keith geleitet Scholz hinaus. Die Szene bleibt einen Moment leer. Dann kommt Molly Griesinger aus dem Wohnzimmer und nimmt das Teegeschirr vom Tisch. Gleich darauf kommt Keith zurück.*

Keith ruft. Sascha! — *Geht ans Telephon und läutet.* Siebzehn, fünfunddreißig — Kommissär Raspe!

Sascha kommt aus dem Wartezimmer. Herr Baron!

Keith. Meinen Hut! Meinen Paletot!

Sascha eilt nach dem Vorplatz.

Molly. Ich beschwöre dich, laß dich doch mit diesem Patron nicht ein! Der käme doch nicht zu uns, wenn er uns nicht ausbeuten wollte.

Keith spricht ins Telephon. Gott sei Dank sind Sie da! Warten Sie zehn Minuten. — — Das werden Sie merken. — *Zu Molly, während ihm Sascha in den Paletot hilft.* Ich fahre rasch auf die Redaktionen.

Molly. Was soll ich Mama antworten?
Keith zu Sascha. Einen Wagen!
Sascha. Jawohl, Herr Baron. *Ab.*
Keith. Leg' ihr meine Ehrerbietung zu Füßen. *Geht zum Schreibtisch.* Die Pläne — der Brief von Ostermeier — morgen früh muß München wissen, daß der Feenpalast gebaut wird!
Molly. Dann kommst du nicht nach Bückeburg?
Keith nimmt, die zusammengerollten Pläne unter dem Arm, seinen Hut vom Mitteltisch und stülpt ihn auf. Nimmt mich wunder, wie sich der zum Genußmenschen ausbildet! *Rasch ab.*

ZWEITER AUFZUG

Im Arbeitszimmer des Marquis von Keith ist der mittlere Tisch zum Frühstück gedeckt: Champagner und eine große Schüssel Austern. — Der Marquis von Keith sitzt auf dem Schreibtisch und hält den linken Fuß auf einen Schemel, während ihm Sascha, der vor ihm kniet, mit einem Knopfhaken die Stiefel zuknöpft. Ernst Scholz steht hinter dem Diwan und versucht sich auf einer Gitarre, die er von der Wand genommen.

Keith. Wann bist du denn heute morgen in dein Hotel zurückgekommen?

Scholz mit verklärtem Lächeln. Um zehn Uhr.

Keith. Tat ich also nicht recht daran, dich mit diesem entzückenden Geschöpf allein zu lassen?

Scholz selig lächelnd. Nach den Gesprächen von gestern abend über Kunst und moderne Literatur frage ich mich, ob ich bei diesem Mädchen nicht in die Schule gehen soll. Um so mehr wunderte es mich, daß sie dich noch darum bat, an dem Gartenfest, mit dem du München in Erstaunen setzen willst, deine Gäste bedienen zu dürfen.

Keith. Sie rechnet sich das ganz einfach zur Ehre an! Uebrigens hat das noch Zeit mit dem Gartenfest. Ich fahre morgen auf einige Tage nach Paris.

Scholz. Das kommt mir aber höchst ungelegen.

Keith. Komm doch mit. Ich will eine meiner Künstlerinnen vor der Marquesi singen lassen, bevor sie hier öffentlich auftritt.

Scholz. Soll ich mir jetzt die Seelenqualen wieder vergegenwärtigen, die ich seinerzeit in Paris durchgekostet habe?!

Keith. Würde dir denn das Erlebnis dieser Nacht nicht darüber hinweghelfen?! — Dann halte dich während meiner Abwesenheit an den Kunstmaler Saranieff. Er wird ja heute wohl irgendwo vor uns auftauchen.

Scholz. Von diesem Saranieff erzählte mir das Mädchen, sein Atelier sei eine Schreckenskammer, voll der entsetzlichsten Greuel, die die Menschheit je verübt hat. Und dann plauderte sie im hellsten Entzücken von ihrer Kindheit, wie sie in Tirol den ganzen Sommer durch in den Kirschbäumen gesessen und im Winter abends bis in die Dunkelheit mit den Dorfkindern Schlitten gefahren sei. — Wie kann es sich dieses Mädchen nur so zur Ehre anrechnen, bei dir als Aufwärterin figurieren zu dürfen!

Keith. Das Geschöpf rechnet sich das zur Ehre an, weil es dabei Gelegenheit findet, die unbegrenzte Verachtung zu bekämpfen, mit der sie von der gesamten bürgerlichen Gesellschaft behandelt wird.

Scholz. Aber was rechtfertigt denn diese Verachtung! Wieviel hundert weibliche Existenzen gehen in den besten Gesellschaftskreisen daran zugrunde, daß der Strom des Lebens versiegt, wie er hier aus seinen Ufern tritt. — Einer Sünde, wie es die seelenmörderische Zwietracht war, in der meine Eltern zwanzig Jahre beieinander aushielten, macht sich dieses Mädchen doch in seinem seligsten Glück nicht schuldig!

Keith. Was ist Sünde!

Scholz. Darüber war ich mir gestern noch völlig klar. Heute kann ich dafür ohne Beklommenheit aussprechen, was tausend und tausend gutsituierte Menschen wie ich empfunden haben: Das verfehlte Leben blickt mit bitterem Neid auf das verlorene Geschöpf!

Keith. Das Glück dieser Geschöpfe wäre so verachtet nicht, wenn es nicht das denkbar schlechteste Geschäft wäre. Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte lassen sich nun einmal nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung machen! Das weiß niemand besser als ich. Ich, der Marquis von Keith, von dem ganz München spricht, stehe heute bei meinem europäischen Ruf noch ebenso außerhalb der Gesellschaft wie dieses Geschöpf. Das ist auch der einzige Grund, weshalb ich das Gartenfest gebe. Ich bedauere ungemein, daß ich die Kleine nicht unter meinen Gästen empfangen kann. Um so geschmackvoller wird sie sich dafür unter meiner Bedienung ausnehmen.

Sascha hat sich erhoben. Befehlen der Herr Baron einen Wagen?

Keith. Ja.

Sascha ab.

Keith sich in den Stiefeln feststampfend. Du hast gelesen, daß sich gestern die Feenpalastgesellschaft konstituiert hat?

Scholz. Ich habe von gestern auf heute natürlich keine Zeitung in die Hand bekommen. *Beide nehmen am Frühstückstisch Platz.*

Keith. Das ganze Unternehmen ruht auf einem Bierbrauer, einem Baumeister und einem Restaurateur. Das sind die Karyatiden, die den Giebel des Tempels tragen.

Scholz. Ein entzückender Mensch ist übrigens dein Freund, der Kriminalbeamte Raspe.
Keith. Er ist ein Schurke; ich liebe ihn aber aus einem anderen Grunde.
Scholz. Er erzählte mir, er sei ursprünglich Theologe gewesen, habe aber durch zu vieles Studieren seinen Glauben verloren und ihn dann auf dem Wege wiederzufinden gesucht, auf dem der verlorene Sohn seinen Glauben wiederfand.
Keith. Er sank immer tiefer und tiefer, bis ihn schließlich die hohe Staatsanwaltschaft in ihren Armen auffing und ihm seinen verlorenen Glauben durch einen zweijährigen Aufenthalt hinter Schloß und Riegel zurückerstattete.
Scholz. Das Mädchen konnte es absolut nicht fassen, daß ich bis heute noch nicht Radfahren gelernt habe. Daß ich in Asien und Afrika nicht Rad gefahren sei, meinte sie, sei sehr vernünftig gewesen wegen der wilden Tiere. In Italien hätte ich denn aber doch damit anfangen können!
Keith. Ich warne dich noch einmal, lieber Freund, sei nicht zu offenherzig! Die Wahrheit ist unser kostbarstes Lebensgut und man kann nicht sparsam genug damit umgehen.
Scholz. Deshalb hast du dir wohl auch den Namen Marquis von Keith beigelegt?
Keith. Ich heiße mit demselben Recht Marquis von Keith, mit dem du Ernst Scholz heißt. Ich bin der Adoptivsohn des Lord Keith, der im Jahre 1863 . . .
Sascha tritt vom Vorplatz ein, anmeldend. Herr Professor Saranieff!
Saranieff tritt ein, in schwarzem Gehrock mit etwas zu langen Aermeln, hellen, etwas zu kurzen Bein-

kleidern, grobem Schuhwerk, knallroten Handschuhen; das halblange, straffe, schwarze Haar gerade abgeschnitten; vor den verheißungsvollen Augen trägt er an schwarzem Bande ein Pincenez à la Murillo; ausdrucksvolles Profil, kleiner spanischer Schnurrbart. Den Zylinder gibt er nach der Begrüßung an Sascha. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, mein lieber Freund. Endlich sind die Taue gekappt, und der Ballon kann steigen!

Keith. Meine Kommanditäre erwarten mich; ich kann Sie kaum mehr zum Frühstück einladen.

Saranieff sich an den Tisch setzend. Ich erlasse Ihnen die Einladung.

Keith. Noch ein Kuvert, Sascha!

Sascha hat den Hut auf dem Vorplatz aufgehängt und geht ins Wohnzimmer ab.

Saranieff. Mich wundert nur, daß man den Namen des großen Casimir nicht mit unter den Mitgliedern des Feenpalastkonsortiums liest.

Keith. Weil ich nicht auf das Verdienst verzichten will, selber der Schöpfer meines Werkes zu sein. *Vorstellend.* Herr Kunstmaler Saranieff — Graf Trautenau.

Saranieff zieht ein Glas und einen Teller heran und bedient sich, zu Scholz. Sie, Herr Graf, kenne ich schon in- und auswendig. *Zu Keith.* Simba war eben bei mir; sie sitzt mir gegenwärtig zu einem Böcklin.

Keith zu Scholz. Der Böcklin war nämlich selbst ein großer Maler. *Zu Saranieff.* Sie brauchten mit solchen Streichen nicht noch zu prahlen!

Saranieff. Machen Sie mich berühmt, dann habe ich diese Streiche nicht mehr nötig! Ich bezahle Ihnen dreißig Prozent auf Lebenszeit. Zamrjakis Verstand

wackelt schon wie ein morscher Zaunpfahl, weil er durchaus auf ehrlichem Wege unsterblich werden will.

Keith. Mir ist es um seine Musik zu tun. Dem richtigen Komponisten ist sein Verstand nur ein Hindernis.

Scholz. Um unsterblich werden zu wollen, muß man doch wohl schon ganz außergewöhnlich lebenslustig sein.

Saranieff zu Scholz. Sie hat mir unsere Simba übrigens als einen hochinteressanten Menschen geschildert.

Scholz. Das glaube ich, daß ihr solche Sauertöpfe wie ich nicht jeden Tag in den Weg laufen.

Saranieff. Sie hat Sie den Symbolisten zugeteilt. *Zu Keith.* Und dann schwärmte sie von einer bevorstehenden Feenpalast-Gründungsfeier mit eminentem Feuerwerk.

Keith. Mit Feuerwerk blendet man keinen Hund, aber der vernünftigste Mensch fühlt sich beleidigt, wenn man ihm keines vormacht. Ich fahre übrigens vorher noch auf einige Tage nach Paris.

Saranieff. Man will wohl Ihre Ansichten über ein deutsch-französisches Schutz- und Trutzbündnis hören?

Keith. Aber sprechen Sie nicht davon!

Scholz. Ich wußte gar nicht, daß du dich auch in der Politik betätigst!

Saranieff. Wissen Sie vielleicht irgend etwas, worin sich der Marquis von Keith nicht betätigt?

Keith. Ich will mir nicht vorwerfen lassen, daß ich mich um meine Zeit nicht gekümmert habe!

Scholz. Hat man denn nicht genug mit sich selbst zu tun, wenn man das Leben ernst nimmt?

Saranieff. Sie nehmen es allerdings verteufelt ernst! Am Fuße der Pyramiden, in dem Dorfe Gizeh,

soll Ihnen die Wäscherin einen Hemdkragen verwechselt haben?

Scholz. Sie scheinen wirklich schon ganz gut über mich unterrichtet zu sein. Wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie einmal in Ihrem Atelier besuche?

Saranieff. Wenn es Ihnen recht ist, trinken wir jetzt gleich unsern Kaffee bei mir. Sie finden dann auch Ihre Simba noch dort.

Scholz. Simba? — Simba? — Sie reden immer von Simba. Das Mädchen sagte mir doch, daß sie Kathi hieße!

Saranieff. Von Natur heißt sie Kathi; aber der Marquis von Keith hat sie Simba getauft.

Scholz zu Keith. Das bezieht sich wohl auf ihre wundervollen roten Haare?

Keith. Darüber kann ich dir mit dem besten Willen keine Auskunft geben.

Saranieff. Sie hat es sich auf meinem persischen Diwan bequem gemacht und schläft vorläufig noch ihren Katzenjammer von gestern aus.

Molly Griesinger kommt aus dem Wohnzimmer und legt Saranieff ein Kuvert vor.

Saranieff. Heißen Dank, gnädige Frau; Sie sehen, ich habe schon alles aufgegessen. Verzeihen Sie, daß ich noch nicht Gelegenheit nahm, Ihnen die Hand zu küssen.

Molly. Sparen Sie Ihre Komplimente doch für würdigere Gelegenheiten! *Es läutet auf dem Korridor; Molly geht, um zu öffnen.*

Keith sieht nach der Uhr und erhebt sich. Sie müssen mich entschuldigen, meine Herren. *Ruft*. Sascha!

Saranieff wischt sich den Mund. Bitte, wir fahren natürlich mit. *Er und Scholz erheben sich.*

Sascha kommt mit der Garderobe aus dem Wartezimmer und hilft Keith und Scholz in den Paletot.

Scholz zu Keith. Warum sagst du mir denn gar nicht, daß du verheiratet bist?

Keith. Laß mich dir deine Krawatte in Ordnung bringen. *Er tut es.* Du mußt etwas mehr Sorgfalt auf dein Aeußeres verwenden.

Molly kommt mit Hermann Casimir vom Vorplatz zurück.

Molly. Der junge Herr Casimir bittet um die Ehre.

Keith zu Hermann. Haben Sie gestern meine Grüße ausgerichtet?

Hermann. Die Frau Gräfin wartete selbst auf Geld von Ihnen!

Keith. Warten Sie einen Augenblick auf mich. Ich bin gleich zurück. *Zu Scholz und Saranieff.* Ist es Ihnen recht, meine Herren?

Saranieff Sascha seinen Hut abnehmend. Mit Ihnen durch dick und dünn!

Sascha. Der Wagen wartet, Herr Baron.

Keith. Setz dich zum Kutscher!

Scholz, Saranieff, Keith und Sascha ab.

Molly kramt das Frühstücksgeschirr zusammen. Nimmt mich nur wunder, was Sie in diesem Narrenturm suchen! Sie blieben doch wirklich vernünftiger bei Ihrer Frau Mama zu Hause!

Hermann will sofort das Zimmer verlassen. Meine Mutter lebt nicht mehr, gnädige Frau; aber ich möchte nicht lästig sein.

Molly. Um Gottes willen, bleiben Sie nur! Sie genieren hier niemanden. — Aber diese unmenschlichen Eltern, die ihr Kind nicht vor dem Verkehr mit solchen Strauchdieben schützen! — Ich hatte mein glück-

liches Vaterhaus wie Sie und war weder älter noch klüger als Sie, als ich, ohne mir was dabei zu denken, den Sprung ins Bodenlose tat.

Hermann sehr erregt. Der Himmel erbarm sich mein — ich muß notwendig einen Weg wählen! Ich gehe zugrunde, wenn ich noch länger hier in München bleibe! Aber der Herr Marquis wird mir seine Hilfe verweigern, wenn er ahnt, was ich vorhabe. Ich bitte Sie, gnädige Frau, verraten Sie mich nicht!

Molly. Wenn Sie wüßten, wie es mir ums Herz ist, Sie hätten keine Angst, daß ich mich um Ihre Geschichten bekümmere! Wenn es Ihnen nur nicht noch schlimmer geht als mir! Hätte mich meine Mutter arbeiten lassen, wie ich jetzt arbeite, statt mich jeden freien Nachmittag Schlittschuhlaufen zu schicken, ich hätte heute mein Lebensglück noch vor mir!

Hermann. Aber — wenn Sie so grenzenlos unglücklich sind und wissen, — daß Sie noch glücklich werden können, warum — warum lassen Sie sich denn dann nicht scheiden?

Molly. Reden Sie doch um Gottes willen nicht über Dinge, von denen Sie nichts verstehen! Wenn man hingehen will, um sich scheiden zu lassen, dann muß man erst einmal verheiratet sein.

Hermann. Verzeihen Sie, ich — meinte, Sie wären verheiratet.

Molly. Ich will mich hier weiß Gott über niemanden beklagen! Aber um sich zu verheiraten, hat man nun einmal in der ganzen Welt zuerst Papiere nötig. Und das ist ja unter seiner Würde, Papiere zu haben! *Da es auf dem Korridor läutet.* Von früh bis spät geht es wie in einem Postbureau! *Ab nach dem Vorplatz.*

Hermann sich sammelnd. Wie konnte ich mich nur so verplappern!

Molly geleitet die Gräfin Werdenfels herein.

Molly. Wenn Sie hier vielleicht auf meinen Mann warten wollen. Er muß ja wohl gleich kommen. Darf ich die Herrschaften bekannt machen?

Anna. Danke. Wir kennen uns.

Molly. Natürlich! Dann bin ich ja überflüssig. *Ins Wohnzimmer ab.*

Anna läßt sich neben Hermann auf dem Schreibtischsessel nieder und legt ihre Hand auf die seinige. Nun erzählen Sie mir einmal offen und ausführlich, mein lieber junger Freund, wozu Sie auf Ihrer Schulbank soviel Geld brauchen.

Hermann. Das sage ich Ihnen nicht.

Anna. Ich möchte es aber so gerne wissen!

Hermann. Das glaube ich Ihnen!

Anna. Trotzkopf!

Hermann entzieht ihr seine Hand. Ich lasse mich nicht so behandeln!

Anna. Wer behandelt Sie denn? Bilden Sie sich doch nichts ein! — Sehen Sie, ich teile die Menschen in zwei große Klassen. Die einen sind hopp-hopp und die andern sind ethe-petete.

Hermann. Ich bin Ihrer Ansicht nach natürlich ethe-petete.

Anna. Wenn Sie nicht einmal sagen dürfen, wozu Sie all das viele Geld nötig haben . . .

Hermann. Jedenfalls nicht, weil ich ethe-petete bin!

Anna. Das habe ich Ihnen doch auf den ersten Blick angesehen: Sie sind hopp-hopp!

Hermann. Das bin ich auch; sonst bliebe ich gemütlich in München.

Anna. Aber Sie wollen hinaus in die Welt!

Hermann. Und Sie möchten gerne wissen, wohin. Nach Paris — nach London.

Anna. Paris ist heutzutage doch gar nicht mehr Mode!

Hermann. Ich will auch gar nicht nach Paris.

Anna. Warum bleiben Sie denn nicht lieber hier in München? — Sie haben einen steinreichen Vater ...

Hermann. Weil man hier nichts erlebt! — Ich verkomme hier in München, besonders wenn ich noch länger auf der Schulbank sitzen muß. Ein früherer Klassenkamerad schreibt mir aus Afrika, wenn man sich in Afrika unglücklich fühle, dann fühle man sich noch zehnmal glücklicher, als wenn man sich in München glücklich fühle.

Anna. Ich will Ihnen etwas sagen: Ihr Freund ist ethe-petete. Gehen Sie nicht nach Afrika. Bleiben Sie lieber hier bei uns in München und erleben Sie etwas.

Hermann. Aber das ist hier doch gar nicht möglich!

Molly läßt den Kriminalkommissar Raspe eintreten. Raspe, anfangs der Zwanziger, in heller Sommertoilette und Strohhut, hat die kindlich-harmlosen Züge eines Guido Renischen Engels. Kurzes blondes Haar, keimender Schnurrbart. Wenn er sich beobachtet fühlt, klemmt er einen blauen Kneifer vor die Augen.

Molly. Mein Mann wird gleich kommen; wenn Sie einen Augenblick warten wollen. Darf ich Sie vorstellen ...

Raspe. Ich weiß wirklich nicht, gnädige Frau, ob dem Herrn Baron damit gedient wäre, daß Sie mich vorstellen.

Molly. Na, dann nicht! — um Gottes willen! *Ins Wohnzimmer ab.*

Anna. Ihre Vorsicht ist übrigens vollkommen überflüssig. Wir kennen uns doch.

Raspe nimmt auf dem Diwan Platz. Hm — ich muß mich erst in meinen Erinnerungen zurechtfinden . . .

Anna. Wenn Sie sich zurecht gefunden haben, dann möchte ich Sie übrigens auch darum bitten, mich nicht vorzustellen.

Raspe. Wie ist es aber möglich, daß ich hier nie ein Wort über Sie gehört habe!

Anna. Das sind nur Namensunterschiede. Von Ihnen erzählte man mir, Sie hätten zwei Jahre in absoluter Einsamkeit zugebracht.

Raspe. Worauf Sie natürlich nicht durchblicken ließen, daß Sie mich in meiner höchsten Glanzzeit gekannt hatten.

Anna. Wen hat man nicht alles in seiner Glanzzeit gekannt!

Raspe. Sie haben ganz recht. Mitleid ist Gotteslästerung. — Was konnte ich dafür! Ich war das Opfer des wahnsinnigen Vertrauens geworden, das mir jedermann entgegenbrachte.

Anna. Jetzt sind Sie aber wieder hopp-hopp?

Raspe. Jetzt verwerte ich das wahnsinnige Vertrauen, das mir jedermann entgegenbringt, zum Wohle meiner Mitmenschen. — Können Sie mir übrigens etwas Näheres über diesen Genußmenschen sagen?

Anna. Ich bedaure sehr; den hat man mir noch nicht vorgeritten.

Raspe. Das wundert mich außerordentlich. Ein gewisser Herr Scholz, der sich hier in München zum Genußmenschen ausbilden will.

Anna. Und dazu macht ihn der Marquis von Keith mit einem Kriminalkommissar bekannt?

Raspe. Ein ganz harmloser Mensch. Ich wußte gar nicht, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich führte ihn zu seiner Ausbildung ins Hofbräuhaus. Das liegt hier ja gleich nebenan.

Molly öffnet die Entreetür und läßt den Consul Casimir eintreten. Er ist ein Mann in der Mitte der Vierziger, etwas vierschrötig, in opulente Eleganz gekleidet; volles Gesicht mit üppigen schwarzen Favorits, starkem Schnurrbart, buschigen Augenbrauen, das Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt.

Molly. Mein Mann ist nicht zu Hause. *Ab.*

Casimir geht, ohne jemanden zu grüßen, auf Hermann zu. Da ist die Türe! — — In dieser Räuberhöhle muß ich dich aufstöbern!

Hermann. Du würdest mich hier auch nicht suchen, wenn du nicht für deine Geschäfte fürchtetest!

Casimir dringt auf ihn ein. Willst du still sein! — Ich werde dir Beine machen!

Hermann zieht einen Taschenrevolver. Rühr mich nicht an, Papa! — Rühr mich nicht an! Ich erschieße mich, wenn du mich anrührst!

Casimir. — Das bezahlst du mir, wenn du zu Hause bist!

Raspe. Wer läßt sich denn auch wie ein Stück Vieh behandeln!

Casimir. Beschimpfen lassen soll ich mich hier noch . . .!

Anna tritt ihm entgegen. Bitte, mein Herr, das gibt ein Unglück. Werden Sie erst selbst ruhig. *Zu Hermann.* Seien Sie vernünftig; gehen Sie mit Ihrem Vater.

Hermann. Ich habe zu Hause nichts zu suchen. Er merkt es nicht einmal, wenn ich mich sinnlos betrinke, weil ich nicht weiß, wozu ich auf der Welt bin!

Anna. Dann sagen Sie ruhig, was Sie beabsichtigen; aber drohen Sie Ihrem Vater nicht mit dem Revolver. Geben Sie mir das Ding.

Hermann. Das könnte mir einfallen!

Anna. Sie werden es nicht bereuen. Ich gebe ihn Ihnen zurück, wenn Sie ruhig sind. — Halten Sie mich für eine Lügnerin?

Hermann gibt ihr zögernd den Revolver.

Anna. Jetzt bitten Sie Ihren Vater um Verzeihung. Wenn Sie einen Funken Ehre im Leibe haben, können Sie von Ihrem Vater nicht erwarten, daß er den ersten Schritt tut.

Hermann. Ich will aber nicht zugrunde gehen!

Anna. Erst bitten Sie um Verzeihung. Seien Sie fest überzeugt, daß Ihr Vater dann auch mit sich reden läßt.

Hermann. — Ich — ich — bitte dich um . . . *Er sinkt in die Knie und schluchzt.*

Anna sucht ihn aufzurichten. Schämen Sie sich! Blicken Sie doch Ihrem Vater in die Augen!

Casimir. Die Nerven seiner Mutter!

Anna. Beweisen Sie Ihrem Vater, daß er Vertrauen zu Ihnen haben kann. — Jetzt gehen Sie nach Hause, und wenn Sie ruhig geworden sind, dann setzen Sie Ihrem Vater Ihre Pläne und Wünsche auseinander. — *Sie geleitet ihn hinaus.*

Casimir zu Raspe. Wer ist diese Dame?

Raspe. Ich sehe sie heute seit zwei Jahren zum erstenmal wieder. Damals war sie Verkäuferin in einem Geschäft in der Perusastraße und hieß Huber,

wenn ich mich recht erinnere. Aber wenn Sie etwas Näheres wissen wollen . . .

Casimir. Ich danke Ihnen. Gehorsamer Diener! *Ab.*

Molly kommt aus dem Wohnzimmer, um das Frühstücksgeschirr hinauszutragen.

Raspe. Entschuldigen Sie, gnädige Frau; hatte der Herr Baron wirklich die Absicht, vor Tisch noch zurückzukommen?

Molly. Ich bitte Sie um Gottes willen, fragen Sie mich nicht nach solchen Lächerlichkeiten!

Anna kommt vom Vorplatz zurück, zu Molly. Darf ich Ihnen nicht vielleicht etwas abnehmen?

Molly. Sie fragen mich auch noch, ob Sie mir nicht vielleicht etwas . . . *Den Präsentierteller wieder auf den Tisch setzend.* Räume den Tisch ab, wer will; ich habe nicht daran gesessen! *Ins Wohnzimmer ab.*

Raspe. Das haben Sie einfach tadellos gemacht mit dem Jungen.

Anna setzt sich wieder zum Schreibtisch. Ich beneide ihn um die Equipage, in der ihn sein Alter nach Haus fährt.

Raspe. Sagen Sie mir, was ist denn eigentlich aus diesem Grafen Werdenfels geworden, der damals vor zwei Jahren ein Champagnergelage nach dem andern gab?

Anna. Ich trage seinen Namen.

Raspe. Das hätte ich mir doch denken können! — Wollen Sie dem Herrn Grafen, bitte, meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu seiner Wahl aussprechen?

Anna. Das ist mir nicht mehr möglich.

Raspe. Sie leben selbstverständlich getrennt?

Anna. Selbstverständlich, ja. *Da Stimmen auf dem*

Korridor laut werden. Ich erzähle Ihnen das ein anderes Mal.

Keith tritt ein mit den Herren Ostermeier, Krenzl und Grandauer, alle drei mehr oder weniger schmerbäuchige triefäugige Münchner Pfahlbürger. Ihnen folgt Sascha.

Keith. Das trifft sich ausgezeichnet, daß ich Sie gleich mit einer unserer ersten Künstlerinnen bekannt machen kann. — Sascha, trag den Kram hinaus!

Sascha mit dem Frühstücksgeschirr ins Wohnzimmer ab.

Keith vorstellend. Herr Bierbrauereibesitzer Ostermeier, Herr Baumeister Krenzl, Herr Restaurateur Grandauer, die Karyatiden des Feenpalastes — Frau Gräfin Werdenfels. Aber Ihre Zeit ist gemessen, meine Herren, Sie wollen die Pläne sehen. *Nimmt die Pläne vom Schreibtisch und entrollt sie auf dem Mitteltisch.*

Ostermeier. Lassen's Ihnen Zeit, verehrter Freund. Auf fünf Minuten kommt es nicht an.

Keith zu Grandauer. Wollen Sie bitte halten. — Was Sie hier sehen, ist der große Konzertsaal mit entfernbarem Plafond und Oberlicht, so daß er im Sommer als Ausstellungspalast dienen kann. Daneben ein kleinerer Bühnensaal, den ich durch die allermodernste Kunstgattung populär machen werde, wissen Sie, was so halb Tanzboden und halb Totenkammer ist. Das Allermodernste ist immer die billigste und wirksamste Reklame.

Ostermeier. Hm — haben's auch auf die Toiletten nicht vergessen?

Keith. Hier sehen Sie die Garderoben- und Toilettenverhältnisse in durchgreifendster Weise gelöst. — Hier,

Herr Baumeister, der Frontaufriß: Auffahrt, Giebelfeld und Karyatiden.

Krenzl. I mecht denn aber fein net mit von dena Karyatiden sein!

Keith. Das ist doch ein Scherz von mir, mein verehrter Herr!

Krenzl. Was saget denn mei Alte, wann i mi da heroben wollt als Karyatiden aushauen lassen, nachher noch gar an eim Feenpalast!

Grandauer. Wissens, mir als Restaratär is halt d' Hauptsach bei dera G'schicht, daß i Platz hab.

Keith. Für die Restaurationslokalitäten, mein lieber Herr Grandauer, ist das ganze Erdgeschoß vorgesehen.

Grandauer. Zum Essen und Trinken megen d' Leit halt net so eingepfercht sein als wie beim Kunstgenuß.

Keith. Für den Nachmittagskaffee, lieber Herr Grandauer, haben Sie hier eine Terrasse im ersten Stock mit großartiger Aussicht auf die Isaranlagen.

Ostermeier. I mecht Sie halt nur noch bitten, verehrter Freund, daß Sie uns Ihre Eröffnungsbilanz sehen lassen.

Keith ein Schriftstück produzierend. Viertausend Anteilscheine à Fünftausend, macht rund zwanzig Millionen Mark. — Ich gehe von der Bedingung aus, meine Herren, daß jeder von uns vierzig Vorzugsaktien zeichnet und schlankweg einzahlt. Die Rentabilitätsberechnung, sehen Sie, ist ganz außergewöhnlich niedrig gestellt.

Krenzl. Es fragt sich jetzt halt nur noch, ob der Magistrat die Bedürfnisfrag bejaht.

Keith. Deshalb wollen wir außer den Aktien eine Anzahl Genußscheine ausgeben und der Stadt einen Teil davon zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung

stellen. — Für die Vorstandsmitglieder sind zehn Prozent Tantiemen vom Reingewinn vor Abzug der Abschreibungen und Reserven vorgesehen.

Ostermeier. Alles was recht ist. Mehr kann man nicht verlangen.

Keith. Den Börsenmarkt muß man etwas bearbeiten. Ich fahre deshalb morgen nach Paris. Heute in vierzehn Tagen findet unsere Gründungsfeier in meiner Villa in der Briennerstraße statt.

Anna zuckt zusammen.

Ostermeier. Wann's bis zu dera Gründungsfeier halt nur auch den Konsul Casimir dazu brächten, daß er mitmacht!

Krenzl. Das wär halt g'scheit. Wann mir den Konsul Casimir haben, nachher sagt der Magistrat eh' zu allem ja.

Keith. Ich hoffe, meine Herren, wir werden schon vor dem Fest eine Generalversammlung einberufen können. Da werden Sie sehen, ob ich Ihre Anregungen in bezug auf den Konsul Casimir zu berücksichtigen weiß.

Ostermeier schüttelt ihm die Hand. Dann wünsche ich vergnügte Reise, verehrter Freund. Lassen Sie uns aus Paris etwas hören. *Sich gegen Anna verbeugend.* Habe die Ehre, mich zu empfehlen; mein Kompliment.

Grandauer. Ich empfehle mich; habe die Ehre, guten Nachmittag zu wünschen.

Krenzl. Meine Hochachtung. Servus!

Keith geleitet die Herren hinaus.

Anna nachdem er zurückgekommen. Was in aller Welt fällt dir denn ein, deine Gründungsfeier in meinem Haus zu veranstalten?!

Keith. Ich werde dir in Paris eine Konzerttoilette

anfertigen lassen, in der du zum Singen keine Stimme mehr nötig hast. — *Zu Raspe.* Von Ihnen, Herr Kriminalkommissar, erwarte ich, daß Sie an unserer Gründungsfeier die Gattinnen der drei Karyatiden mit dem ganzen Liebreiz Ihrer Persönlichkeit bezaubern.

Raspe. Die Damen werden sich nicht über mich zu beklagen haben.

Keith ihm Geld gebend. Hier haben Sie dreihundert Mark. Ein Feuerwerk bringe ich aus Paris mit, wie es die Stadt München noch nicht gesehen hat.

Raspe das Geld einsteckend. Das hat er von dem Genußmenschen bekommen.

Keith zu Anna. Ich verwerte jeden Sterblichen seinen Talenten entsprechend und muß meinen näheren Bekannten Herrn Kriminalkommissar Raspe gegenüber etwas Vorsicht anempfehlen.

Raspe. Wenn man, wie Sie, wie vom Galgen geschnitten aussieht, dann ist es keine Kunst, ehrlich durchs Leben zu kommen. Ich wollte sehen, wo Sie mit meinem Engelsgesicht heute steckten!

Keith. Ich hätte mit Ihrem Gesicht eine Prinzessin geheiratet.

Anna zu Raspe. Wenn mir recht ist, lernte ich Sie doch seinerzeit unter einem französischen Namen kennen.

Raspe. Französische Namen führe ich nicht mehr, seitdem ich ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden bin. — Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle. *Ab.*

Anna. Ich bin aber doch mit meiner Bedienung nicht darauf eingerichtet, große Soupers zu geben!

Keith ruft. Sascha!

Sascha kommt aus dem Wartezimmer. Herr Baron?

Keith. Willst du an dem Gartenfest bei meiner Freundin bedienen helfen?

Sascha. Dös is mir a Freud, Herr Baron. *Ab.*

Keith. Darf ich dir heute meinen ältesten Jugendfreund, den Grafen Trautenau, vorstellen?

Anna. Ich habe mit Grafen kein Glück.

Keith. Das macht nichts. Ich bitte dich nur darum, meine Familienverhältnisse nicht mit ihm zu erörtern. Er ist nämlich wirklich Moralist, von Natur und aus Ueberzeugung. Er hat mich meiner Häuslichkeit wegen heute schon ins Gebet genommen.

Anna. Allmächtiger Gott, der will sich doch nicht etwa zum Genußmenschen ausbilden?!

Keith. Das ist Selbstironie! Er lebt, seit ich ihn kenne, in nichts als Aufopferung, ohne zu merken, daß er zwei Seelen in seiner Brust hat.

Anna. Auch das noch! Ich finde, man hat an einer schon zuviel. — Aber heißt der nicht Scholz?

Keith. Seine eine Seele heißt Ernst Scholz und seine andere Graf Trautenau.

Anna. Dann bedanke ich mich! Ich will nichts mit Menschen zu tun haben, die mit sich selber nicht im reinen sind.

Keith. Er ist ein Ausbund von Reinheit. Die Welt hat ihm keinerlei Genuß mehr zu bieten, wenn er nicht wieder von unten anfängt.

Anna. Der Mensch soll doch lieber noch eine Treppe höher steigen!

Keith. Was erregt dich denn so?

Anna. Daß du mich mit diesem fürchterlichen Ungeheuer verkuppeln willst!

Keith. Er ist lammfromm.

Anna. Ich danke schön! Ich werde doch das verkörperte Unglück nicht in meinem Boudoir empfangen!

Keith. Du verstehst mich wohl nicht recht. Ich kann sein Vertrauen augenblicklich nicht entbehren und will mich deshalb seiner Mißbilligung nicht aussetzen. Wenn er dich nicht kennen lernt, um so besser für mich, dann habe ich keine Vorwürfe von ihm zu fürchten.

Anna. Wer will bei dir wissen, wo die Berechnung aufhört!

Keith. Was dachtest du dir denn?

Anna. Ich glaubte, du wolltest mich bei deinem Freund als Dirne verwerten.

Keith. Das traust du mir zu?!

Anna. Du sagtest vor einer Minute noch, daß du jeden Sterblichen nach seinen Talenten verwertest. Und daß ich Talent zur Dirne habe, das wird doch wohl niemand in Zweifel ziehen.

Keith Anna in die Arme schließend. Anna — ich fahre morgen nach Paris, nicht um den Börsenmarkt zu bearbeiten oder um Feuerwerk einzukaufen, sondern weil ich frische Luft atmen muß, weil ich mir die Arme ausrecken muß, wenn ich meine überlegene Haltung hier in München nicht verlieren will. Würde ich dich, Anna, mit nach Paris nehmen, wenn du mir nicht mein Alles wärst?! — — Weißt du, Anna, daß keine Nacht vergeht, ohne daß ich dich im Traum mit einem Diadem im Haar vor mir sehe? Wenn es darauf ankommt, für dich einen Stern vom Firmament zu holen, ich schrecke nicht davor zurück, ich finde Mittel und Wege.

Anna. Verwerte mich doch als Dirne! — Du wirst ja sehen, ob ich dir etwas einbringe!

Keith. Dabei habe ich in diesem Augenblick keinen anderen Gedanken in meinem Kopf, als die Konzerttoilette, die ich dir bei Saint-Hilaire anfertigen lassen werde . . .

Sascha kommt vom Vorplatz herein. Ein Herr Sommersberg möcht' um die Ehr' bitten.

Keith. Laß ihn eintreten. *Zu Anna, die Toilette markierend*. Eine Silberflut von hellvioletter Seide und Pailletten von den Schultern bis auf die Knöchel, so eng geschnürt und vorn und hinten so tief ausgeschnitten, daß das Kleid nur wie ein glitzerndes Geschmeide auf deinem schlanken Körper erscheint!

Sommersberg ist eingetreten, Ende der Dreißiger, tiefgefurchtes Antlitz, Haar und Bart graumeliert und ungekämmt. Ein dicker Winterüberrock verdeckt seine ärmliche Kleidung, zerrissene Glacéhandschuhe.

Sommersberg. Ich bin der Verfasser der „Lieder eines Glücklichen". Ich sehe nicht danach aus.

Keith. So habe ich auch schon ausgesehen!

Sommersberg. Ich hätte auch den Mut nicht gefunden, mich an Sie zu wenden, wenn ich nicht tatsächlich seit zwei Tagen beinah nichts gegessen hätte.

Keith. Das ist mir hundertmal passiert. Wie kann ich Ihnen helfen?

Sommersberg. Mit einer Kleinigkeit — für ein Mittagbrot . . .

Keith. Zu etwas Besserem tauge ich Ihnen nicht?

Sommersberg. Ich bin Invalide.

Keith. Sie haben aber das halbe Leben noch vor sich!

Sommersberg. Ich habe mein Leben daran vergeudet, den hohen Erwartungen, die man in mich setzte, gerecht zu werden.

Keith. Vielleicht finden Sie doch noch eine Strömung, die Sie aufs offene Meer hinausträgt. — Oder zittern Sie um Ihr Leben?

Sommersberg. Ich kann nicht schwimmen; und hier in München erträgt sich die Resignation nicht schwer.

Keith. Kommen Sie doch heute in vierzehn Tagen zu unserer Gründungsfeier in der Briennerstraße. Da können sich Ihnen die nützlichsten Beziehungen erschließen. *Gibt ihm Geld.* Hier haben Sie hundert Mark. Behalten Sie so viel von dem Geld übrig, daß Sie sich für den Abend einen Gesellschaftsanzug leihen können.

Sommersberg zögernd das Geld nehmend. Ich habe das Gefühl, als betrüge ich Sie . . .

Keith. Betrügen Sie sich selbst nicht! Dadurch tun Sie schon ein gutes Werk an dem nächsten armen Teufel, der zu mir kommt.

Sommersberg. Ich danke Ihnen, Herr Baron. *Ab.*

Keith. Bitte, gar keine Ursache! *Nachdem er die Tür hinter ihm geschlossen, Anna in die Arme schließend.* Und jetzt, meine Königin, fahren wir nach Paris!

DRITTER AUFZUG

Man sieht einen mit elektrischen Lampen erleuchteten Gartensaal, von dem aus eine breite Glastür in der rechten Seitenwand in den Garten hinausführt. Die Mitteltür in der Hinterwand führt ins Speisezimmer, in dem getafelt wird. Beim Oeffnen der Tür erblickt man das obere Ende der Tafel. In der linken Seitenwand eine Tür mit Portiere zum Spielzimmer, durch das man ebenfalls in den Speisesaal gelangt. Nebenderselben ein Pianino. Rechts vorn ein Damenschreibtisch, links vorn eine Causeuse, Sessel, Tischchen u. a. In der Ecke rechts hinten führt eine Tür zum Vorplatz. Im Speisezimmer wird ein Toast ausgebracht. Während die Gläser erklingen, kommen Sommersberg, in dürftiger Eleganz, und Keith, im Gesellschaftsanzug, durch die Mitte in den Salon.

Keith die Tür hinter sich schließend. Sie haben das Telegramm aufgesetzt?
Sommersberg ein Papier in der Hand, liest. „Die Gründung der Münchner Feenpalast-Gesellschaft versammelte gestern die Notabilitäten der fröhlichen Isarstadt zu einer äußerst animierten Gartenfeier in der Villa des Marquis von Keith in der Briennerstraße. Bis nach Mitternacht entzückte ein großartiges Feuerwerk die Bewohner der anliegenden Straßen. Wünschen wir

dem unter so günstigen Auspizien begonnenen Unternehmen . . .?

Keith. Ausgezeichnet! — Wen schicke ich denn damit aufs Telegraphenamt . . .?

Sommersberg. Lassen Sie mich das besorgen. Auf all den Sekt hin tut es mir gut, etwas frische Luft zu schöpfen. *Sommersberg nach dem Vorplatz ab; im gleichen Moment kommt Ernst Scholz herein; er ist in Gesellschaftstoilette und Paletot.*

Keith. Du läßt lange auf dich warten!

Scholz. Ich komme auch nur, um dir zu sagen, daß ich nicht hier bleibe.

Keith. Dann macht man sich über mich lustig! Der alte Casimir läßt mich schon im Stich; aber der schickt doch wenigstens ein Glückwunschtelegramm.

Scholz. Ich gehöre nicht unter Menschen! Du beklagst dich, du stehest außerhalb der Gesellschaft; ich stehe außerhalb der Menschheit!

Keith. Genießt du denn jetzt nicht alles, was sich ein Mensch nur erträumen kann?!

Scholz. Was genieße ich denn! Der Freudentaumel, in dem ich schwelge, läßt mich zwischen mir und einem Barbiergesellen keinen Unterschied mehr erkennen. Allerdings habe ich für Rubens und Richard Wagner schwärmen gelernt. Das Unglück, das früher mein Mitleid erregte, ist mir durch seine Häßlichkeit schon beinahe unausstehlich. Um so andächtiger bewundere ich dafür die Kunstleistungen von Tänzerinnen und Akrobatinnen. — Wäre ich bei alledem aber nur um einen Schritt weiter! Meines Geldes wegen läßt man mich allenfalls für einen Menschen gelten. Sobald ich es sein möchte, stoße ich mit meiner Stirn gegen unsichtbare Mauern an!

Keith. Wenn du die Glückspilze beneidest, die aufwachsen, wo gerade Platz ist, und weggeblasen werden, sobald sich der Wind dreht, dann suche kein Mitleid bei mir! Die Welt ist eine verdammt schlaue Bestie, und es ist nicht leicht, sie unterzukriegen. Ist dir das aber einmal gelungen, dann bist du gegen jedes Unglück gefeit.

Scholz. Wenn dir solche Phrasen zur Genugtuung gereichen, dann habe ich auch in der Tat nichts bei dir zu suchen. *Will sich entfernen.*

Keith hält ihn auf. Das sind keine Phrasen! Mir kann heute kein Unglück mehr etwas anhaben. Dazu kennen wir uns zu gut, ich und das Unglück. Ein Unglück ist für mich eine günstige Gelegenheit wie jede andere. Unglück kann jeder Esel haben; die Kunst besteht darin, daß man es richtig auszubeuten versteht!

Scholz. Du hängst an der Welt wie eine Dirne an ihrem Zuhälter. Dir ist es unverständlich, daß man sich zum Ekel wird wie ein Aas, wenn man nur um seiner selbst willen existiert.

Keith. Dann sei doch in des Dreiteufels Namen mit deiner himmlischen Laufbahn zufrieden! Hast du erst einmal dieses Fegefeuer irdischer Laster und Freuden hinter dir, dann blickst du auf mich elenden armseligen Sünder wie ein Kirchenvater herab!

Scholz. Wäre ich nur erst im Besitz meiner angeborenen Menschenrechte! Lieber mich wie ein wildes Tier in die Einöden verkriechen als Schritt für Schritt meiner Existenz wegen um Verzeihung bitten müssen! — — Ich kann nicht hierbleiben. — Ich begegnete gestern der Gräfin Werdenfels. — Wodurch ich sie gekränkt habe, das ist mir einfach unverständlich. Vermutlich verfiel ich unwillkürlich in einen Ton, wie ich

ihn mir im Verkehr mit unserer Simba angewöhnt habe.

Keith. Ich habe von Frauen schon mehr Ohrfeigen bekommen, als ich Haare auf dem Kopfe habe! Hinter meinem Rücken hat sich aber deswegen noch keine über mich lustig gemacht!

Scholz. Ich bin ein Mensch ohne Erziehung! — und das gegenüber einer Frau, der ich die allergrößte Ehrerbietung entgegenbringe!

Keith. Wem wie dir von Jugend auf jeder Schritt zu einem seelischen Konflikt auswächst, der beherrscht seine Zeit und regiert die Welt, wenn wir andern längst von den Würmern gefressen sind!

Scholz. Und dann die kleine Simba, die heute abend hier bei dir als Aufwärterin figuriert! — Solch einer heikeln Situation wäre der gewandteste Diplomat nicht gewachsen!

Keith. Simba kennt dich nicht!

Scholz. Ich fürchte nicht, daß mir Simba zu nahe tritt; ich fürchte Simba zu kränken, wenn ich sie hier ohne die geringste Veranlassung übersehe.

Keith. Wie solltest du denn Simba damit kränken! Simba versteht sich hundertmal besser auf Standesunterschiede als du!

Scholz. Auf Standesunterschiede habe ich mich gründlich verstehen gelernt! Das sind weiß Gott diejenigen Fesseln, in denen sich der Mensch am allereindringlichsten seiner vollkommenen Ohnmacht bewußt wird!

Keith. Glaubst du vielleicht, ich habe mit keinerlei Ohnmacht zu kämpfen?! Ob mein Benehmen so korrekt wie der Lauf der Planeten ist, ob ich mich in die ausgesuchteste Eleganz kleide, das ändert diese Plebejer-

hand so wenig, wie es aus einem Dummkopf je eine Kapazität macht! Bei meinen Geistesgaben hätte ich mich ohne diese Hände auch längst eines besseren Rufes in der Gesellschaft zu erfreuen. — Komm, es ist sicherer, wenn du deinen Paletot im Nebenzimmer ablegst!

Scholz. Erlaß es mir! Ich kann heute kein ruhiges Wort mit der Gräfin sprechen.

Keith. Dann halte dich an die beiden geschiedenen Frauen; die laborieren in ähnlichen Konflikten wie du.

Scholz. Gleich zwei auf einmal?!

Keith. Keine über fünfundzwanzig, vollendete Schönheiten, uralter nordischer Adel, und so hypermodern in ihren Grundsätzen, daß ich mir wie ein altes Radschloßgewehr erscheine.

Scholz. Ich glaube, mir fehlt auch nicht mehr viel zu einem modernen Menschen. *Scholz geht ins Spielzimmer ab; Keith will ihm folgen, doch kommt im selben Moment Saranieff vom Vorplatz herein.*

Saranieff. Sagen Sie, kriegt man noch was zu essen?

Keith. Lassen Sie bitte Ihren Havelock draußen! — Ich habe noch den ganzen Tag nichts gegessen.

Saranieff. Hier nimmt man's doch nicht so genau. Ich muß Sie nur vorher etwas Wichtiges fragen. *Saranieff hängt Hut und Havelock im Vorplatz auf; derweil kommt Sascha in Frack und Atlaskniehosen mit einem gefüllten Champagnerkühler aus dem Spielzimmer und will in den Speisesaal.*

Keith. Wenn du nachher das Feuerwerk abbrennst, Sascha, dann nimm dich ja vor dem großen Mörser in acht! Der ist mit der ganzen Hölle geladen!

Sascha. I hab koa Angst net, Herr Baron! *In den Speisesaal ab, die Tür hinter sich schließend.*

Saranieff kommt vom Vorplatz zurück. Haben Sie Geld?

Keith. Sie haben doch eben erst ein Bild verkauft! Wozu schicke ich Ihnen denn meinen Jugendfreund!

Saranieff. Was soll ich denn mit der ausgepreßten Zitrone. Sie haben ihn ja schon bis aufs Hemd ausgeraubt. Er muß drei Tage warten, bis er mir einen Pfennig bezahlen kann.

Keith gibt ihm einen Schein. Da haben Sie tausend Mark.

Simba, ein echtes Münchener Mädel, mit frischen Farben, leichtem Schritt, üppigem roten Haar, in geschmackvollem schwarzen Kleid mit weißer Latzschürze, kommt mit einem Tablett voll halbleerer Weingläser aus dem Speisesaal.

Simba. Der Herr Kommerzienrat möchten noch an Spruch auf den Herrn Baron ausbringen.

Keith nimmt ihr eines der Gläser ab und tritt inmitten der offenen Tür an die Tafel. Simba ins Spielzimmer ab.

Keith. Meine Damen und Herren! Die Feier des heutigen Abends bedeutet für München den Beginn einer alles Vergangene überstrahlenden Aera. Wir schaffen eine Kunststätte, in der alle Kunstgattungen der Welt ihr gastliches Heim finden sollen. Wenn unser Unternehmen allgemeine Ueberraschung hervorgerufen, so seien Sie der Tatsache eingedenk, daß stets nur das wahrhaft Ueberraschende von großen Erfolgen gekrönt war. Ich leere mein Glas zu Ehren des Lebenselementes, das München zur Kunststadt weiht, zu Ehren des Münchner Bürgertums und seiner schönen Frauen.

Während noch die Gläser erklingen, kommt Sascha aus dem Speisesaal, schließt die Tür hinter sich und geht ins Spielzimmer ab. — Simba kommt mit einer Käseglocke aus dem Spielzimmer und will in den Speisesaal.

Saranieff sie aufhaltend. Simba! Bist du denn mit Blindheit geschlagen?! Bemerkst du denn nicht, Simba, daß dein Genußmensch auf dem besten Wege ist, dir aus dem Garn zu gehen und sich von dieser Gräfin aus der Perusastraße einfangen zu lassen?!

Simba. Was bleibst denn da heraußen? — Geh her, setz dich mit an den Tisch!

Saranieff. Ich werde mich unter die Karyatiden setzen! — Simba! Willst du denn das ganze schöne Geld, das dein Genußmensch in der Tasche hat, diesem wahnsinnigen Marquis von Keith in den Rachen jagen?!

Simba. Geh, laß mi aus! I muaß servieren!

Saranieff. Die Karyatiden brauchen keinen Käse mehr! Die sollen sich endlich den Mund wischen! *Setzt die Käseglocke auf den Tisch und nimmt Simba auf die Knie.* Simba! Hast du denn gar kein Herz mehr für mich?! Soll ich mir vor dem Marquis die Zwanzigmarkstücke unter Heulen und Zähneklappern erbetteln, während du die Tausendmarkscheine frisch aus der Quelle schöpfen kannst?!

Simba. I dank schön! Es hat mi fein noch koa Mensch auf dera Welt äso sekiert as wie der Genußmensch mit seim Mitg'fühl, seim damische! Mir will der Mensch einreden, daß ich a Märtyrerin der Zivilisation bin! Hast scho so was g'hört?! Ich und a Märtyrerin der Zivilisation! Ich hab ihm g'sagt: Sag du das dena Damen in der G'sellschaft, hab i g'sagt. Die freut's, wann's heißt, sie san Märtyrerinnen der Zivili-

sation, weil's sunst eh nix san! Wann ich an Schampus trink und mich amüsier, so viel ich Lust hab, nachher bin ich a Märtyrerin der Zivilisation!

Saranieff. Simba! Wenn ich ein Weib von deinen Qualitäten wäre, der Genußmensch müßte mir jeden feuchten Blick mit einer Ahnenburg aufwiegen!

Simba. Akkurat a solche Sprüch macht er a! Warum as er a Mann ist, fragt er mi. Als gäb's net schon G'spenster gnua auf dera Welt! Frag i denn an Menschen, warum daß ich a Madel bin?!

Saranieff. Du fragst auch nichts danach, uns wegen deiner verwünschten Vorurteile fünfzig Millionen aus dem Netz gehen zu lassen!

Simba. Mei, die traurigen Millionen! An oanzigs Mal, seit ich den Genußmenschen kenn, hab ich ihn lachen g'sehn. I hab ihm doch g'sagt, dem Genußmenschen, daß er muaß Radfahren lernen. Nachher hat er's g'lernt. Mir also radeln nach Schleißheim, und wie mir im Wald san, bricht a G'witter los, daß i moan, d'Welt geht unter. Da zum erstenmal, seit ich ihn kenn, fangt er z'lachen an. Mei, wie der g'lacht hat! Na, sag i, jetzt bist der rechte Genußmensch! Bei jedem Blitzschlag hat er g'lacht. Je mehr als blitzt und donnert hat, je narrischer lacht der! — Geh, stell dich doch net unter den Baum, sag i, da derschlagt di ja der Blitz! — Mi derschlagt koa Blitz net, sagt er, und lacht und lacht!

Saranieff. Simba! Simba! Du hättest unmittelbare Reichsgräfin werden können!

Simba. I dank schön! Sozialdemokratin hätt i können werden. Weltverbesserung, Menschheitsbeglückung, das san so dem seine Spezialitäten. Noa, woaßt, ich bin fein net für die Sozialdemokraten. Die san mir z'mora-

lisch! Wann die amal z'regieren anfangen, nachher da is aus mit die Champagnersoupers. — Sag du, hast mei Schatz net g'sehn?

Saranieff. Ob ich deinen Schatz nicht gesehen habe? Dein Schatz bin doch ich!

Simba. Da könnt a jeder kommen! — Woast, i muaß fein Obacht geben, daß er koan Schwips kriagt, sunst engagiert ihm der Marquis net für den neuen Feenpalast.

Sommersberg kommt vom Vorplatz herein.

Simba. Da is er ja! Wo steckst denn du die ganze Ewigkeit?

Sommersberg. Ich habe ein Telegramm an die Zeitungen abgeschickt.

Saranieff. Die Gräber tun sich auf! Sommersberg! Und Sie schämen sich nicht, von den Toten aufzuerstehen, um Sekretär dieses Feenpalastes zu werden?!

Sommersberg auf Simba deutend. Dieser Engel hat mich der Welt zurückgegeben.

Simba. Geh, sei stad, Schatzerl! — Kommt er und fragt mi, wo mer a Geld kriagt. — Geh halt zum Marquis von Keith, sag i; wann der koans hat, nachher findst in der ganzen Münchner Stadt koan Pfennig net.

Raspe in elegantester Gesellschaftstoilette, eine kleine Kette mit Orden auf der Brust, kommt aus dem Spielzimmer. Simba, das ist einfach skandalös, daß du die Feenpalastgesellschaft auf Käse warten läßt!

Simba ergreift die Käseglocke. Jesus Maria — i komm schon!

Saranieff. Bleiben Sie doch bei Ihren alten Schrauben, für die Sie engagiert sind!

Simba Raspes Arm nehmend. Laß mir du das Buberl

in Ruh'! — Ihr beid' wärt's froh: wann's mitsamt aso guat g'stellt wart as wie der!

Saranieff. Simba — du bist eine geborene Dirne!

Simba. Was bin i?

Saranieff. Du bist eine geborene Dirne!

Simba. Sagst das noch amal?

Saranieff. Du bist eine geborene Dirne!!

Simba. Nein, ich bin keine geborene Dirne. Ich bin eine geborene Käsbohrer. *Mit Raspe ins Spielzimmer ab.*

Sommersberg. Ich diktiere ihr ja selbst ihre Liebesbriefe.

Saranieff. Dann habe ich mich also bei Ihnen für meine zertrümmerten Luftschlösser zu bedanken!

Sascha kommt mit einer brennenden Laterne aus dem Spielzimmer.

Saranieff. Donnerwetter, du bist geschniegelt! Du willst hier wohl auch eine Gräfin heiraten?

Sascha. Jetzt geh i das Feuerwerk im Garten abbrennen. Wann i den großen Mörser anzünd', na werden's aber schaun! Der Herr Marquis sagt, der is mit der ganzen Höll' g'laden. — *Ab in den Garten.*

Saranieff. Sein Herr fürchtet, er könnte mit in die Luft fliegen, wenn er seinen Mörser mit dem Feuerwerk drinnen selbst abbrennt! — Das Glück weiß sehr wohl, warum es den nicht aufsitzen läßt! — Sobald er im Sattel sitzt, hetzt er das Tier zu schanden, daß ihm keine Faser mehr auf den Rippen bleibt! — *Da sich die Mitteltür öffnet und die Gäste den Speisesaal verlassen.* Kommen Sie, Sommersberg! Jetzt lassen wir uns von unserer Simba ein lukullisches Mahl auftischen!

Die Gäste strömen in den Salon; voran Raspe zwischen Frau Kommerzienrat Ostermeier und Frau Krenzl; dann v. Keith mit Ostermeier, Krenzl und Grandauer; dann Zamrjaki mit Freifrau v. Rosenkron und Freifrau v. Totleben, zuletzt Scholz und Anna. — Saranieff und Sommersberg nehmen an der Tafel im Speisesaal Platz.

Raspe. Darf ich die fürstlichen Hoheiten zu einer Tasse köstlichen Mokkas geleiten?

Frau Ostermeier. Nein, a so an liebenswürdigen Kavalier wie Ihnen, find't man in ganz Süddeutschland net!

Frau Krenzl. An Ihnen könnten sich fein unsere hochadeligen Herren von der königlichen Equitation a Muster nehmen!

Raspe. Ich gebe jeden Augenblick mein Ehrenwort darauf, daß dies der seligste Moment meines Lebens ist. — *Mit den beiden Damen ins Spielzimmer ab.*

Ostermeier zu Keith. 's ist immerhin schön vom alten Casimir, wissen's, daß er a Glückwunschtelegramm g'schickt hat. Aber schaun's, verehrter Freund, der alte Casimir, das is halt an vorsichtiger Mann!

Keith. Macht nichts! Macht nichts! Bei der ersten Generalversammlung haben wir den alten Casimir in unserer Mitte. — Wollen die Herren eine Tasse Kaffee trinken?

Ostermeier, Krenzl und Grandauer ins Spielzimmer ab.

Freifrau v. Rosenkron zu Keith, der den Herren folgen will. Versprechen Sie mir, Marquis, daß Sie mich für den Feenpalast zur Tänzerin ausbilden lassen.

Freifrau v. Totleben. Und daß Sie mich zur Kunstreiterin ausbilden lassen!

Keith. Ich schwöre Ihnen, meine Göttinnen, daß wir ohne Sie den Feenpalast nicht eröffnen werden! — Was ist denn mit Ihnen, Zamrjaki? Sie sind ja totenbleich . . .

Zamrjaki ein schmächtiger, kleiner Konservatorist mit gescheitelten, langen, schwarzen Locken; spricht mit polnischem Akzent. Arbeite ich Tag und Nacht an Symphonie meiniges. — *Keith beiseitenehmend.* Erlauben, Herr Marquis, daß ich bitte, möchten geben Vorschuß zwanzig Mark auf Gage von Kapellmeister von Feenpalastorchester.

Keith. Mit dem allergrößten Vergnügen. *Gibt ihm Geld.* Können Sie uns aus Ihrer neuen Symphonie nächstens nicht etwas in einem meiner Feenpalastkonzerte vorspielen?

Zamrjaki. Werde ich spielen Scherzo. Scherzo wird haben großen Erfolg.

Freifrau v. Rosenkron an der Glastür zum Garten. Nein, dieses Lichtermeer! Martha, sieh nur! — Kommen Sie, Zamrjaki, begleiten Sie uns in den Garten!

Zamrjaki. Komm ich schon, Damen! Komm ich schon. *Mit Freifrau v. Rosenkron und Freifrau v. Totleben in den Garten ab.*

Keith ihnen folgend. Tod und Teufel, Kinder, bleibt von dem großen Mörser weg! Der ist mit meinen prachtvollsten Raketen geladen! *In den Garten ab. Simba schließt vom Speisesaal aus die Mitteltür. — Anna und Scholz bleiben allein im Salon.*

Anna. Ich wüßte nichts in der Welt, was ich Ihnen jemals hätte übelnehmen können. Sollte Ihnen die Taktlosigkeit, von der Sie sprechen, nicht vielleicht mit irgendeiner anderen Dame begegnet sein?

Scholz. Das ist völlig ausgeschlossen. Aber sehen Sie, ich bin ja so glücklich wie ein Mensch, der von frühester Kindheit auf im Kerker gelegen hat und der nun zum erstenmal in seinem Leben freie Luft atmet. Deshalb mißtraue ich mir auch noch bei jedem Schritt, den ich wage; so ängstlich zittre ich um mein Glück.
Anna. Ich kann es mir sehr verlockend vorstellen, sein Leben im Dunkeln und mit geschlossenen Augen zu genießen!
Scholz. Sehen Sie, Frau Gräfin, wenn es mir gelingt, mein Dasein für irgendeine gemeinnützige Bestrebung einzusetzen, dann werde ich meinem Schöpfer nicht genug dafür danken können.
Anna. Ich glaubte, Sie wollten sich hier in München zum Genußmenschen ausbilden?
Scholz. Meine Ausbildung zum Genußmenschen ist für mich nur Mittel zum Zweck. Ich gebe Ihnen meine heiligste Versicherung darauf! Halten Sie mich deswegen nicht etwa für einen Heuchler! — Ach, es gibt ja noch so viel Gutes zu erkämpfen in dieser Welt! Ich finde schon meinen Platz. Je dichter es Schläge regnet, um so teurer wird mir meine Haut sein, die mir bis jetzt so unsagbar lästig war. Und der einen Tatsache bin ich mir vollkommen sicher: Sollte es mir jemals gelingen, mich um meine Mitmenschen verdient zu machen, mir werde ich das nie und nimmer zum Verdienst anrechnen! Führe mein Weg mich aufwärts oder führe er mich abwärts, ich gehorche nur dem grausamen unerbittlichen Selbsterhaltungstrieb!
Anna. Vielleicht erging es allen berühmten Menschen so, daß sie nur deshalb berühmte Menschen wurden, weil ihnen der Verkehr mit uns gewöhnlicher Dutzendware auf die Nerven fiel!

Scholz. Sie mißverstehen mich noch immer, Frau Gräfin. — Sobald ich meinen Wirkungskreis gefunden habe, werde ich der bescheidenste, dankbarste Gesellschafter sein. Ich habe hier in München schon damit angefangen, radzufahren. Mir war dabei zumut, als hätte ich die Welt seit meinen frühesten Kindertagen nicht mehr gesehen. Jeder Baum, jedes Wasser, die Berge, der Himmel, alles wie eine große Offenbarung, die ich in einem andern Leben einmal vorausgeahnt hatte. — Darf ich Sie vielleicht einmal zu einer Radpartie abholen?

Anna. Paßt es Ihnen morgen früh um sieben Uhr? Oder sind Sie vielleicht kein Freund vom frühen Aufstehen?

Scholz. Morgen früh um sieben! Ich sehe mein Leben wie eine endlose Frühlingslandschaft vor mir ausgebreitet!

Anna. Daß Sie mich aber nicht umsonst warten lassen!

Zamrjaki, Freifrau v. Rosenkron und Freifrau v. Totleben kommen aus dem Garten zurück. — Simba kommt aus dem Spielzimmer.

Freifrau v. Rosenkron. Hu, ist das kalt! — Martha, wir müssen nachher unsere Tücher mitnehmen. Spielen Sie uns einen Cancan, Zamrjaki! — *Zu Scholz.* Tanzen Sie Cancan?

Scholz. Ich bedaure, gnädige Frau.

Freifrau v. Rosenkron zu Freifrau v. Totleben. Dann tanzen wir zusammen!

Zamrjaki hat sich ans Piano gesetzt und intoniert einen Walzer.

Freifrau v. Rosenkron. Nennen Sie das Cancan, Herr Kapellmeister?

Anna zu Simba. Aber Sie tanzen doch Walzer?
Simba. Wann's die gnädige Frau befehlen . . .
Anna. Kommen Sie!
Freifrau v. Rosenkron, Freifrau v. Totleben, Anna und Simba tanzen Walzer.
Freifrau v. Rosenkron. Mehr Tempo, bitte!
Keith kommt aus dem Garten zurück und dreht die elektrischen Lampen bis auf einige aus, so daß der Salon nur mäßig erhellt bleibt.
Zamrjaki das Spiel ärgerlich abbrechend. Komm ich bei jedem Takt in Symphonie meiniges.
Freifrau v. Totleben. Warum wird es denn auf einmal so dunkel?
Keith. Damit meine Raketen mehr Eindruck machen! — *Oeffnet die Tür zum Spielzimmer.* Darf ich bitten, meine Damen und Herren . . . *Raspe, Herr und Frau Ostermeier und Herr und Frau Krenzl kommen in den Salon. — Simba ab.*
Keith. Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß noch im Laufe der nächsten Woche das erste unserer großen Feenpalastkonzerte stattfinden wird, die schon jetzt im Münchner Publikum für unsere Sache Propaganda machen sollen. Frau Gräfin Werdenfels wird uns darin mit einigen Liedern allermodernster Vertonung bekannt machen, während Herr Kapellmeister Zamrjaki einige Bruchstücke aus seiner symphonischen Dichtung „Die Weisheit des Brahmanen" eigenhändig dirigieren wird. *Allgemeine Beifallsäußerungen. Im Garten steigt zischend eine Rakete auf und wirft einen rötlichen Schimmer in den Salon. Keith dreht das elektrische Licht völlig aus und öffnet die Glastür.*
Keith. In den Garten, meine Damen und Herren!

In den Garten, wenn Sie etwas sehen wollen! *Eine zweite Rakete steigt auf, während die Gäste den Salon verlassen. — Keith, der ihnen folgen will, wird von Anna zurückgehalten. — Die Szene bleibt dunkel.*

Anna. Wie kommst du denn dazu, meine Mitwirkung bei deinem Feenpalastkonzert anzukündigen?!

Keith. Wenn du darauf warten willst, daß dich deine Lehrerin für die Oeffentlichkeit reif erklärt, dann kannst du, ohne je gesungen zu haben, alt und grau werden. — *Wirft sich in einen Sessel.* Endlich, endlich hat das halsbrecherische Seiltanzen ein Ende! Zehn Jahre mußte ich meine Kräfte damit vergeuden, um nur das Gleichgewicht nicht zu verlieren. — Von heute ab geht es aufwärts!

Anna. Woher soll ich denn die Unverfrorenheit nehmen, mit meiner Singerei vor das Münchner Publikum zu treten?!

Keith. Wolltest du denn nicht in zwei Jahren die erste Wagnersängerin Deutschlands sein?

Anna. Das sagte ich doch im Scherz.

Keith. Das kann ich doch nicht wissen!

Anna. Andere Konzerte werden Monate vorher vorbereitet!

Keith. Ich habe in meinem Leben nicht tausend Entbehrungen auf mich genommen, um mich nach andern Menschen zu richten. Wem deine Singerei nicht gefällt, der berauscht sich an deiner brillanten Pariser Konzert-Toilette.

Anna. Wenn mich die andern Menschen nur auch mit deinen Augen betrachten wollten!

Keith. Ich werde dem Publikum schon die richtige Brille aufsetzen!

Anna. Du siehst und hörst Phantasiegebilde, sobald du mich vor Augen hast. Du überschätzest meine Erscheinung geradeso, wie du meine Kunst überschätzest.

Keith aufspringend. Ich stand noch kaum je im Verdacht, Frauen zu überschätzen, aber dich erkannte ich allerdings auf den ersten Blick! Was Wunder, da ich zehn Jahre lang in zwei verschiedenen Weltteilen nach dir gesucht hatte! Du warst mir auch schon mehrere Male begegnet, aber dann befandest du dich entweder im Besitz eines Banditen, wie ich es bin, oder ich war so reduziert, daß es keinen praktischen Zweck gehabt hätte, in deinen Lichtkreis zu treten.

Anna. Wenn du aus Liebe zu mir den Verstand verlierst, ist das für mich ein Grund, den Spott von ganz München auf mich zu laden?

Keith. Andere Frauen haben um meinetwillen noch ganz andere Dinge auf sich geladen!

Anna. Ich bin aber nicht in dich vernarrt!

Keith. Das sagt jede! Ergib dich in dein unabwendbares Glück. Die nötige Unbefangenheit für dein erstes Auftreten werde ich dir schon einflößen — und wenn ich dich mit dem geladenen Revolver vor mir hertreiben muß!

Anna. Wenn du mich wie ein Stück Vieh behandelst, dann ist es bald zwischen uns zu Ende!

Keith. Setz dein Vertrauen getrost in die Tatsache, daß ich ein Mensch bin, der das Leben verteufelt ernst nimmt! Wenn ich mich gern in Champagner bade, so kann ich dafür auch wie kein anderer Mensch auf jeden Lebensgenuß verzichten. Keine drei Tage ist mir aber mein Dasein erträglich, ohne daß ich derweil meinen Zielen um einen Schritt näher komme!

Anna. Es ist wohl auch die höchste Zeit, daß du endlich deine Ziele erreichst!

Keith. Glaubst du denn, Anna, ich veranstaltete das Feenpalastkonzert, wenn ich nicht die unverbrüchliche Gewißheit hätte, daß es dir den glänzendsten Triumph einträgt?! — Laß dir eines sagen: Ich bin ein gläubiger Mensch . . . *Im Garten steigt zischend eine Rakete empor.*

Keith . . . Ich glaube an nichts so zuversichtlich, wie daran, daß sich unsere Mühen und Aufopferungen in dieser Welt belohnen!

Anna. Das muß man wohl, um sich so abzuhetzen, wie du das tust!

Keith. Wenn nicht an uns, dann an unsern Kindern!

Anna. Du hast ja noch gar keine!

Keith. Die schenkst du mir, Anna — Kinder mit meinem Verstand, mit strotzend gesundem Körper und aristokratischen Händen. Dafür baue ich dir ein königliches Heim, wie es einer Frau deines Schlages zukommt! Und ich gebe dir einen Gatten zur Seite, der die Allmacht hat, dir jeden Wunsch, der aus deinen großen schwarzen Augen spricht, zu erfüllen! *Er küßt sie inbrünstig. Im Garten wird ein Feuerwerk abgebrannt, das das Paar für einen Moment mit dunkelroter Glut übergießt.*

Keith. — — Geh in den Garten. Die Karyatiden lechzen jetzt danach, vor unserem Götterbilde die Knie beugen zu dürfen!

Anna. Kommst du nicht auch?

Keith dreht zwei der elektrischen Lampen auf, so daß der Salon matt erhellt ist. Ich schreibe nur rasch noch eine Zeitungsnotiz über unser Konzert. Die Notiz muß morgen früh in den Zeitungen stehen. Ich gratu-

liere dir darin schon im voraus zu deinem eminenten Triumph. *Anna in den Garten ab. Keith setzt sich an den Tisch und notiert einige Worte. — Molly Griesinger, einen bunten Schal um den Kopf, eilt aufgeregt und verhetzt vom Vorplatz herein.*

Molly. Ich muß dich nur eine Minute sprechen.

Keith. Solang' du willst, mein Kind; du störst mich durchaus nicht. Ich sagte dir doch, du werdest es allein zu Hause nicht aushalten.

Molly. Ich flehe zum Himmel, daß ein furchtbares Unglück über uns hereinbricht! Das ist das einzige, was uns noch retten kann!

Keith. Aber warum begleitest du mich denn nicht, wenn ich dich darum bitte!?

Molly zusammenschaudernd. In deine Gesellschaft?!

Keith. Die Gesellschaft in diesen Räumen ist das Geschäft, von dem wir beide leben! Aber das ist dir unerträglich, daß ich mit meinen Gedanken hier bin und nicht bei dir.

Molly. Kann dich das wundern?! — Sieh, wenn du unter diesen Leuten bist, dann bist du ein ganz anderer Mensch; dann bist du jemand, den ich nie gekannt habe, den ich nie geliebt habe, dem ich nie in meinem Leben einen Schritt nachgegangen wäre, geschweige denn, daß ich ihm Heim, Familie, Glück und alles geopfert hätte. — Du bist so gut, so groß, so lieb! — Aber unter diesen Menschen — da bist du für mich — schlimmer als tot!

Keith. Geh nach Haus und mach ein wenig Toilette; Sascha begleitet dich. Du darfst heute abend nicht allein sein.

Molly. Mir ist es gerade danach zumut, mich aufzudonnern. Dein Treiben ängstigt mich ja, als müßte

morgen die Welt untergehen. Ich habe das Gefühl, als müßte ich irgend etwas tun, sei es was es sei, um das Entsetzliche von uns abzuwenden.

Keith. Ich beziehe seit gestern ein Jahresgehalt von hunderttausend Mark. Du brauchst nicht mehr zu fürchten, daß wir Hungers sterben müssen.

Molly. Spotte nicht so! Du versündigst dich an mir! Ich bringe es ja gar nicht über die Lippen, was ich fürchte!

Keith. Dann sag' mir doch nur, was ich tun kann, um dich zu beruhigen. Es geschieht augenblicklich.

Molly. Komm mit mir! Komm mit aus dieser Mördergrube, wo es alle nur darauf abgesehen haben, dich zugrunde zu richten. Ich habe den Leuten gegenüber auf dich geschimpft, das ist wahr; aber ich tat es, weil ich deine kindische Verblendung nicht mehr mit ansehen konnte. Du bist ja so dumm. Du bist so dumm wie die Nacht! Ja, das bist du! Von den gemeinsten niedrigsten Gaunern läßt du dich übertölpeln und dir geduldig den Hals abschneiden!

Keith. Es ist besser, mein Kind, unrecht leiden als unrecht tun.

Molly. Ja, wenn du es wenigstens wüßtest! — Aber die hüten sich wohl, dir die Augen zu öffnen. Diese Menschen schmeicheln dir, du seist weiß Gott welch ein Wunder an Pfiffigkeit und an Diplomatie! Weil deine Eitelkeit auf nichts Höheres ausgeht, als das zu sein! Und dabei legen sie dir gemächlich kaltblütig den Strick um den Hals!

Keith. Was fürchtest du denn so Schreckliches?

Molly wimmernd. Ich kann es nicht sagen! Ich kann es nicht aussprechen!

Keith. Sprich es doch bitte aus; dann lachst du darüber.

Molly. Ich fürchte . . . ich fürchte . . . *Ein dumpfer Knall tönt vom Garten herein; Molly schreit auf und bricht in die Knie.*

Keith sie aufrichtend. Das war der große Mörser. — — Du mußt dich beruhigen! — Komm, trink ein paar Gläser Champagner; dann sehen wir uns zusammen das Feuerwerk an . . .

Molly. Mich brennt das Feuerwerk seit vierzehn Tagen in meinen Eingeweiden! — Du warst in Paris! — Mit wem warst du in Paris! — Ich schwöre dir hoch und heilig, ich will nie um dich gezittert haben, ich will nie etwas gelitten haben, wenn du jetzt mit mir kommst!

Keith küßt sie. Armes Geschöpf!

Molly. — Ein Almosen. — Ja ja, ich gehe ja schon...

Keith. Du bleibst hier; was fällt dir ein! — Trockne deine Tränen! Es kommt jemand aus dem Garten herauf . . .

Molly fällt ihm leidenschaftlich um den Hals und küßt ihn ab. — Du Lieber! — Du Großer! — Du Guter! — *Sie macht sich los, lächelnd.* Ich wollte dich nur gerade heute einmal in der Gesellschaft sehen. Du weißt ja, ich bin zuweilen so ein wenig . . . *Sie dreht die Faust vor der Stirn.*

Keith will sie zurückhalten. Du bleibst hier, Mädchen . . .!

Molly stürzt durch die Vorplatztür hinaus. Scholz kommt hinkend, sich das Knie haltend, durch die Glastür aus dem Garten herein.

Scholz sehr vergnügt. Erschrick bitte nicht! — Lösch das Licht aus, damit man mich von draußen nicht

sieht. Es hat niemand aus deiner Gesellschaft etwas davon gemerkt. *Er schleppt sich zu einem Sessel, in den er sich niederläßt.*

Keith. Was ist denn mit dir?

Scholz. Lösch nur erst das Licht aus. — Es hat gar nichts auf sich. Der große Mörser ist explodiert! Ein Stück davon hat mich an die Kniescheibe getroffen!

Keith hat die Lampen ausgedreht; die Szene ist dunkel. Das kann nur dir passieren!

Scholz in beseligtem Ton. Die Schmerzen beginnen ja schon nachzulassen. — Glaub' mir, ich bin ja das glücklichste Geschöpf unter Gottes Sonne! Zu der Radpartie mit der Gräfin Werdenfels werde ich mich morgen früh allerdings nicht einfinden können. Aber was macht das! *Jubelnd.* Ich habe die bösen Geister niedergekämpft; das Glück liegt vor mir; ich gehöre dem Leben! Von heute an bin ich ein anderer Mensch . . .

Eine Rakete steigt im Garten empor und übergießt Scholzens Gesichtszüge mit düsterroter Glut.

Keith. Weiß der Henker — ich hätte dich eben tatsächlich kaum wiedererkannt!

Scholz springt vom Sessel auf und hüpft auf einem Fuße, indem er das andere Knie mit den Händen festhält, jauchzend im Zimmer umher. Zehn Jahre lang hielt ich mich für einen Geächteten! Für einen Ausgestoßenen! Wenn ich jetzt denke, daß das alles nur Einbildung war! Alles nur Einbildung! Nichts als Einbildung!

VIERTER AUFZUG

Im Gartensaal der Gräfin Werdenfels liegen mehrere riesige Lorbeerkränze auf den Lehnsesseln; ein pompöser Blumenstrauß steht in einer Vase auf dem Tisch. Anna Gräfin Werdenfels in schmucker Morgentoilette befindet sich im Gespräch mit Polizeikommissär Raspe und Hermann Casimir. Es ist Vormittag.

Anna ein Blatt farbiges Briefpapier in der Hand, zu Hermann. Ihnen, mein junger Freund, danke ich für die schönen Verse, die Sie gestern abend nach unserem ersten Feenpalastkonzert noch auf mich gedichtet haben. Ich danke Ihnen auch für Ihre herrlichen Blumen. — *Zu Raspe.* Von Ihnen, mein Herr, finde ich es aber höchst sonderbar, daß Sie mir gerade am heutigen Morgen diese bedenklichen Gerüchte über Ihren Freund und Wohltäter hinterbringen.

Raspe. Der Marquis von Keith ist weder mein Freund noch mein Wohltäter. Vor zwei Jahren bat ich ihn, in meinem Prozeß als psychiatrischer Experte über mich auszusagen. Er hätte mir anderthalb Jahre Gefängnis ersparen können. Statt dessen brennt der Windhund mit einem fünfzehnjährigen Backfisch nach Amerika durch!

Simba, in einem geschmackvollen Dienstbotenkleid, kommt vom Vorplatz herein und überreicht Anna eine Karte.

S i m b a. Der Herr möchten um die Ehr' bitten.

A n n a zu Hermann. Um Gottes willen, Ihr Vater!

H e r m a n n erschrocken, auf Raspe blickend. Wie kann denn mein Vater ahnen, daß ich hier bei Ihnen bin!

R a s p e. Durch mich hat er nichts erfahren.

A n n a hebt die Portiere zum Spielzimmer. Gehen Sie da hinein. Ich werde ihn schon weiterschicken.

Hermann ins Spielzimmer ab.

R a s p e. Dann ist es wohl am besten, wenn ich mich gleichfalls empfehle.

A n n a. Ja, ich bitte Sie darum.

R a s p e sich verbeugend. Meine Gnädigste! *Ab.*

A n n a zu Simba. Bitten Sie den Herrn, einzutreten.

Simba geleitet den Konsul Casimir herein, der einem ihm folgenden Lakaien einen Blumenstrauß abgenommen hat; Simba ab.

K o n s u l C a s i m i r seine Blumen überreichend. Gestatten Sie mir, meine Gnädigste, Ihnen zu Ihrem gestrigen Triumph aufrichtig zu gratulieren. Ihr erstmaliges Auftreten hat Ihnen ganz München im Sturm erobert; Sie können aber auf keinen Ihrer Zuhörer einen nachhaltigeren Eindruck gemacht haben als wie auf mich.

A n n a. Wäre das auch der Fall, so müßte es mich doch ungemein überraschen, daß Sie mir das persönlich mitteilen.

C a s i m i r. Haben Sie eine Sekunde Zeit? — Es handelt sich um eine rein praktische Frage.

A n n a lädt ihn zum Sitzen ein. Sie befinden sich doch wohl auf falscher Fährte.

C a s i m i r nachdem beide Platz genommen. Das wer-

den wir gleich sehen. — Ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Frau werden wollen.

Anna. — Wie soll ich das verstehen?

Casimir. Deswegen bin ich hier, damit wir uns darüber verständigen können. Erlauben Sie mir, Ihnen von vornherein zu erklären, daß Sie auf die verlockende künstlerische Zukunft, die sich Ihnen gestern abend erschlossen, natürlich verzichten müßten.

Anna. Sie haben sich Ihren Schritt doch wohl nicht reiflich überlegt.

Casimir. In meinen Jahren, meine Gnädigste, tut man keinen unüberlegten Schritt. Später ja — oder früher. Wollen Sie mich wissen lassen, was sich bei Ihnen sonst noch für Bedenken geltend machen.

Anna. Sie wissen doch wohl, daß ich Ihnen auf solche Aeußerungen gar nicht antworten kann?

Casimir. Gewiß weiß ich das. Ich spreche aber für den naheliegenden Fall, daß Sie in vollkommenster Freiheit über sich und Ihre Zukunft entscheiden dürfen.

Anna. Ich kann mir in diesem Augenblick die Möglichkeit gar nicht vorstellen, daß ein solcher Fall eintritt.

Casimir. Ich bin heute der angesehenste Mann Münchens, sehen Sie, und kann morgen hinter Schloß und Riegel sitzen. Ich verdenke es meinem besten Freunde nicht, wenn er sich gelegentlich fragt, wie er sich bei einem solchen Schicksalsschlag mit mir stellen soll.

Anna. Würden Sie es auch Ihrer Gattin nicht verdenken, wenn sie sich mit der Frage beschäftigt?

Casimir. Meiner Gattin gewiß; meiner Geliebten niemals. Ich möchte jetzt auch gar keine Antwort von Ihnen hören. Ich spreche nur für den Fall, daß Sie

im Stich gelassen werden oder daß sich Tatsachen ergeben, die jede Verbindlichkeit lösen; kurz und gut, daß Sie nicht wissen, wo aus noch ein.

Anna. Dann wollten Sie mich zu Ihrer Frau machen?

Casimir. Das muß Ihnen allerdings beinahe verrückt erscheinen; das gereicht Ihrer Bescheidenheit zur Ehre. Aber darüber ist man nur sich selbst Rechenschaft schuldig. Ich habe, wie Sie vielleicht wissen, noch zwei kleine Kinder zu Hause, Mädchen im Alter von drei und sechs Jahren. Dann kommen, wie Sie sich wohl denken können, noch andere Gründe hinzu . . . Was Sie betrifft, daß Sie mich in meinen Erwartungen nicht enttäuschen werden, dafür übernehme ich jede Verantwortung — auch Ihnen gegenüber.

Anna. Ich bewundere Ihr Selbstvertrauen.

Casimir. Sie können sich vollkommen auf mich verlassen.

Anna. Aber nach einem Erfolg wie gestern abend! — Es schien, als wäre ein ganz neuer Geist über das Münchner Publikum gekommen.

Casimir. Glauben Sie mir, daß ich den Begründer des Feenpalastes aufrichtig um seinen feinen Spürsinn beneide. Uebrigens muß ich Ihnen mein Kompliment noch ganz speziell zur Wahl Ihrer gestrigen Konzerttoilette aussprechen. Sie entfalten eine so vornehme Sicherheit darin, Ihre Figur wirkungsvoll zur Geltung zu bringen, daß es mir — ich gestehe es — kaum möglich wurde, Ihrem Gesangsvortrag mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit zu folgen.

Anna. Glauben Sie bitte nicht, daß ich den Applaus, den meine künstlerischen Leistungen ernteten, irgendwie überschätze.

Casimir. Das würde ich Ihnen durchaus nicht ver-

denken; aber Ihre Lehrerin sagt mir, daß ein Erfolg wie der Ihrige von gestern abend schon viele Menschen ins Unglück gestürzt hat. Dann vergessen Sie bitte eines nicht: Was wäre die gefeiertste Sängerin auf der Bühne, wenn es der reiche Mann nicht für seine moralische Pflicht hielte, sie sich à fond perdu anzuhören. Mag die Gage in einzelnen Fällen noch so glänzend sein, in Wirklichkeit bleiben es doch immer nur Almosen, von denen diese Leute leben.

Anna. Ich war ganz starr über die günstige Aufnahme, die jede Nummer beim Publikum fand.

Casimir sich erhebend. Bis auf die unglückliche Symphonie dieses Herrn Zamrjaki. Uebrigens zweifle ich gar nicht daran, daß wir mit der Zeit auch dazu kommen werden, den Lärm, den dieser Herr Zamrjaki verursacht, als eine göttliche Kunstoffenbarung zu verehren. Lassen wir also der Welt ihren Lauf, hoffen wir das Beste und seien wir auf das Schlimmste gefaßt. — Gestatten, gnädige Frau, daß ich mich empfehle. *Ab.*

Anna faßt sich mit beiden Händen an die Schläfen, geht zum Spielzimmer, lüftet die Portiere und tritt zurück.

Anna. Nicht einmal die Tür geschlossen!

Hermann Casimir tritt aus dem Spielzimmer.

Hermann. Hätte ich mir jemals träumen lassen, daß man ein solches Erlebnis erleben kann!

Anna. Gehen Sie jetzt, damit Ihr Vater Sie zu Hause findet.

Hermann bemerkt das zweite Bukett. Die Blumen sind von ihm? — Ich scheine das also geerbt zu haben. — Nur läßt er es sich nicht so viel kosten wie ich.

A n n a. Woher nehmen Sie denn auch das Geld zu so wahnsinnigen Ausgaben!

H e r m a n n bedeutungsvoll. Vom Marquis von Keith.

A n n a. Ich bitte Sie, gehen Sie jetzt! Sie sind übernächtig. Sie haben gestern wohl noch lange gekneipt?

H e r m a n n. Ich habe geholfen, dem Komponisten Zamrjaki das Leben zu retten.

A n n a. Halten Sie das für eine Ihrer würdige Beschäftigung?

H e r m a n n. Was habe ich Besseres zu tun!

A n n a. Es ist gewiß schön von Ihnen, wenn Sie ein Herz für unglückliche Menschen haben; aber Sie dürfen sich nicht mit ihnen an den gleichen Tisch setzen. Das Unglück steckt an.

H e r m a n n bedeutungsvoll. Dasselbe sagt mir der Marquis von Keith.

A n n a. Gehen Sie jetzt! Ich bitte Sie darum.

Simba kommt vom Vorplatz herein und überbringt eine Karte.

S i m b a. Der Herr möcht' um die Ehre bitten.

A n n a die Karte lesend. „Vertreter der süddeutschen Konzertagentur" — Er soll in vierzehn Tagen wiederkommen.

Simba ab.

H e r m a n n. Was werden Sie meinem Vater antworten?

A n n a. Jetzt ist es aber die höchste Zeit! Sie werden ungezogen!

H e r m a n n. Ich gehe nach London — und wenn ich mir das Geld dazu stehlen muß. Mein Vater soll sich nicht mehr über mich zu beklagen haben.

A n n a. Das wird Ihnen selbst am meisten nützen.

Hermann beklommen. Das bin ich meinen beiden kleinen Geschwistern schuldig. *Ab.*

Anna besinnt sich einen Moment, dann ruft sie: Kathi!

Simba kommt aus dem Speisesaal.

Simba. Gnädige Frau?

Anna. Ich will mich anziehen.

Es läutet auf dem Korridor.

Simba. Sofort, gnädige Frau. *Geht, um zu öffnen.*

Anna geht ins Spielzimmer ab. — Gleich darauf läßt Simba Ernst Scholz eintreten; er geht auf einen eleganten Krückstock gestützt, auf steifem Knie hinkend, und trägt einen großen Blumenstrauß.

Ernst Scholz. Ich fand noch gar keine Gelegenheit, mein liebes Kind, dir für dein taktvolles, feinfühliges Benehmen neulich Abend an dem Gartenfest zu danken.

Simba formell. Wünschen der Herr Baron, daß ich Sie der gnädigen Frau melde?

Keith kommt in hellem Paletot, einen Pack Zeitungen in der Hand, vom Vorplatz herein.

Keith seinen Paletot ablegend. Das ist eine Fügung des Himmels, daß ich dich hier treffe! *Zu Simba.* Was tun Sie denn noch hier?

Simba. Die gnädige Frau haben mich als Hausmädchen in Dienst genommen.

Keith. Sehen Sie, ich habe Ihr Glück gemacht. — Melden Sie uns!

Simba. Sehr wohl, Herr Baron. *Ins Spielzimmer ab.*

Keith. Die Morgenblätter bringen schon die begeistertsten Besprechungen über unser gestriges Konzert!

Er setzt sich an das Tischchen links vorn und durchblättert die Zeitungen.

Scholz. Hast du denn jetzt endlich Nachricht, wo sich deine Frau aufhält?

Keith. Sie ist bei ihren Eltern in Bückeburg. Du warst während des Banketts gestern abend ja plötzlich verschwunden?

Scholz. Ich hatte das lebhafteste Bedürfnis, allein zu sein. Wie geht es denn deiner Frau?

Keith. Danke; ihr Vater steht vor dem Bankrott.

Scholz. So viel wirst du doch noch übrig haben, um ihre Familie vor dem Aeußersten zu schützen!

Keith. Weißt du, was mich das Konzert gestern gekostet hat?

Scholz. Ich finde, du nimmst diese Dinge zu leicht!

Keith. Du wünschtest wohl, daß ich dir dabei helfe, die Eier der Ewigkeit auszubrüten?

Scholz. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dir von meinem Ueberschuß an Pflichtgefühl etwas abtreten könnte.

Keith. Gott bewahre mich davor! Ich habe jetzt die erdenklichste Elastizität nötig, um die Erfolge in ihrer ganzen Tragweite auszubeuten.

Scholz selbstbewußt. Ich danke es dir, daß ich dem Leben heute mit ruhigem, sicherem Blick gegenüberstehe. Ich halte es daher für meine Pflicht, ebenso offen zu dir zu sprechen, wie du vor vierzehn Tagen zu mir gesprochen hast.

Keith. Der Unterschied ist nur der, daß ich dich nicht um deinen Rat gebeten habe.

Scholz. Das ist für mich nur ein Grund mehr zu rückhaltloser Aufrichtigkeit. Ich habe durch meinen übertriebenen Pflichteifer den Tod von zwanzig Men-

schen verschuldet; aber du benimmst dich, als habe man seinen Mitmenschen gegenüber überhaupt keine Pflichten. Du gefällst dir geradezu darin, mit dem Leben anderer zu spielen!

Keith. Bei mir ist noch jeder mit einem blauen Auge davongekommen.

Scholz mit wachsendem Selbstbewußtsein. Das ist dein persönliches Glück! Dir fehlt aber das Bewußtsein, daß andere ganz die nämlichen Ansprüche auf den Genuß ihres Lebens haben wie du. Das, worin die Menschheit ihre höchsten Errungenschaften erblickt, was man mit Fug und Recht als Sittlichkeit bezeichnet, dafür hast du nicht das geringste Verständnis.

Keith. Du bleibst dir treu. — Du kommst nach München mit dem ausgesprochenen Vorsatz, dich zum Genußmenschen auszubilden und bildest dich aus Versehen zum Sittenprediger aus.

Scholz. Ich bin durch das buntscheckige Treiben Münchens zu einer bescheidenen, aber jedenfalls um so zuverlässigeren Selbstabschätzung gelangt. Ich habe in diesen vierzehn Tagen so gewaltige innere Wandlungen durchgemacht, daß ich, wenn du mich anhören willst, allerdings auch als Sittenprediger reden kann.

Keith gereizt. Dir treibt mein Glück die Galle ins Blut!

Scholz. Ich glaube nicht an dein Glück! Ich bin so namenlos glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möchte, und wünsche dir aufrichtig und ehrlich dasselbe. Dazu gelangst du aber nie, solang du noch über die höchsten Werte des Lebens in deiner knabenhaften Weise spottest. Ich wußte, bis ich nach München kam, die Beziehungen zwischen Mann und Weib allerdings nur ihrer seelischen Bedeutung nach zu würdigen,

während mir der Sinnengenuß noch als etwas Gemeines erschien. Das war verkehrt. Aber du hast in deinem ganzen Leben an einem Weibe nie etwas Höheres als den Sinnengenuß geschätzt. Solange du nicht von deinem Standpunkt aus der sittlichen Weltordnung deine Zugeständnisse machst, wie ich es von meinem Standpunkt aus getan habe, solang wird all dein Glück ewig auf tönernen Füßen stehen!

Keith sachlich. Die Dinge liegen ganz anders. Ich verdanke den letzten vierzehn Tagen meine materielle Freiheit und gelange infolgedessen endlich zum Genuß meines Lebens. Und du verdankst den letzten vierzehn Tagen deine geistige Freiheit und bist infolgedessen endlich zum Genuß deines Lebens gelangt.

Scholz. Nur mit dem Unterschied, daß es mir bei all den Genüssen darum zu tun ist, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Keith aufspringend. Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?!

Scholz. Weil man als etwas anderes keine Existenzberechtigung hat!

Keith. Ich brauche keine Existenzberechtigung! Ich habe niemanden um meine Existenz gebeten und entnehme daraus die Berechtigung, meine Existenz nach meinem Kopfe zu existieren.

Scholz. Dabei gibst du deine Frau, die drei Jahre alle Gefahren und Entbehrungen mit dir getragen hat, mit der größten Seelenruhe dem Elend preis!

Keith. Was soll ich denn tun! Meine Ausgaben sind so horrend, daß ich für meinen eigenen Gebrauch nicht einen Pfennig übrig habe. Mit der ersten Rate meines Gehaltes habe ich meinen Anteil am Gründungskapital

eingezahlt. Ich dachte einen Augenblick daran, das Geld anzugreifen, das mir zur Bestreitung der Vorarbeiten zur Verfügung steht. Aber das kann ich nicht. — Oder wolltest du mir dazu raten?

Scholz. Ich kann dir eventuell schon noch zehn- oder zwanzigtausend Mark überlassen, wenn du dir nicht anders helfen kannst. Ich bekam gerade heute zufällig einen Wechsel von meinem Verwalter über zehntausend Mark. *Entnimmt seinem Portefeuille einen Wechsel und reicht ihn Keith hin.*

Keith reißt ihm das Papier aus der Hand. Komm mir dann aber bitte nicht gleich morgen wieder damit, du wollest das Geld zurückhaben!

Scholz. Ich brauche es jetzt nicht. Die übrigen zehntausend Mark muß ich mir aber erst durch meinen Bankier aus Breslau schicken lassen.

Anna kommt in eleganter Straßentoilette aus dem Spielzimmer.

Anna. Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich warten ließ.

Scholz überreicht seine Blumen. Ich konnte mir die Freude nicht versagen, gnädige Frau, Sie am ersten Morgen Ihrer vielversprechenden künstlerischen Laufbahn von ganzem Herzen zu beglückwünschen.

Anna stellt die Blumen in eine Vase. Ich danke Ihnen. Gestern abend vergaß ich in meiner Aufregung vollkommen, Sie danach zu fragen, wie es Ihnen denn eigentlich mit Ihren Verletzungen ergangen ist.

Scholz. Die sind weiß Gott nicht der Rede wert. Mein Arzt sagt, ich könne in acht Tagen, wenn ich Lust dazu habe, auf die Zugspitze klettern. Ein Schmerz war mir gestern abend allerdings das schallende Hohn-

gelächter, das der Herr Kapellmeister Zamrjaki mit seiner Symphonie hervorrief.

Keith hat sich an den Schreibtisch gesetzt. Ich kann nicht mehr tun, als den Menschen Gelegenheit geben, ihr Können zu zeigen. Wer seinen Mann nicht stellt, der bleibt am Wege. Ich finde in München Kapellmeister genug.

Scholz. Sagtest du denn nicht selbst von ihm, er sei das größte musikalische Genie, das seit Richard Wagner lebt?

Keith. Ich werde doch meinen eigenen Gaul nicht Schindmähre nennen! Ich muß in jeder Sekunde für die Richtigkeit meiner Berechnungen einstehen. *Sich erhebend.* Ich war eben mit den Karyatiden auf dem Magistrat. Es handelte sich um die Frage, ob der Bau des Feenpalastes für München ein Bedürfnis ist. Die Frage wurde einstimmig bejaht. Eine Stadt wie München läßt es sich ja gar nicht träumen, was sie für Bedürfnisse hat!

Scholz zu Anna. Gnädige Frau haben jetzt vermutlich mit Ihrem glücklichen Impresario weltumfassende geschäftliche Pläne zu erörtern.

Anna. Nein, bitte, wir haben nichts miteinander zu besprechen. Wollen Sie uns schon verlassen?

Scholz. Sie erlauben mir vielleicht, daß ich mir in den nächsten Tagen wieder einmal die Ehre nehme?

Anna. Ich bitte Sie darum; Sie sind jederzeit willkommen.

Scholz hat Keith die Hand gedrückt. Ab.

Keith. Die Morgenblätter bringen schon die begeistertsten Kritiken über dein gestriges Auftreten.

Anna. Hast du denn jetzt endlich eine Nachricht, wo sich Molly befindet?

Keith. Sie ist bei ihren Eltern in Bückeburg. Sie schwelgt in einem Ozean kleinbürgerlicher Sentimentalität.

Anna. Zum zweitenmal werden wir uns nicht wieder so von ihr in Schrecken jagen lassen! Uebrigens hatte sie wirklich nötig, dir zu beweisen, wie völlig entbehrlich sie dir ist!

Keith. Dir ist die gewaltige Liebesleidenschaft Gott sei Dank ein Buch mit sieben Siegeln. Ist das nicht befähigt, einen zu beglücken, dann will es einem wenigstens das Haus über dem Kopf in Brand stecken!

Anna. Du dürftest einem trotzdem etwas mehr Vertrauen zu deinen geschäftlichen Unternehmungen einflößen! Ein Vergnügen ist es gerade nicht, Tag und Nacht wie auf einem Vulkan zu sitzen!

Keith. Wie komme ich denn gerade heute dazu, mir von allen Seiten moralische Vorlesungen halten lassen zu müssen?!

Anna. Weil dein Treiben den Anschein hat, als müßtest du dich ununterbrochen betäuben! Du kennst keine Ruhe. Ich finde, sobald man im Zweifel ist, ob man dieses oder jenes tun soll, dann tut man am besten gar nichts. Dadurch allein, daß man etwas tut, setzt man sich immer schon allen erdenklichen Unannehmlichkeiten aus. Ich tue so wenig als irgendwie möglich und hatte meiner Lebtag Glück damit. Du kannst es niemandem verdenken, daß er dir mißtraut, wenn du Tag und Nacht wie ein ausgehungerter Wolf hinter deinem Glücke herjagst.

Keith. Ich kann nicht für meine Unersättlichkeit.

Anna. Es sitzen aber manchmal Leute mit geladenen Flinten im Schlitten, dann geht es piff-paff.

Keith. Ich bin kugelfest. Ich habe noch zwei spa-

nische Kugeln von Kuba her in den Gliedern. Außerdem besitze ich die unverbrüchlichste Garantie für mein Glück.

Anna. Das ist schon die richtige Höhe!

Keith. Allerdings zu hoch für den menschlichen Herdenverstand! — Zwanzig Jahre mögen es sein, da standen der junge Trautenau und ich in kurzen Schoßröckchen in der getünchten Dorfkirche am Altar. Mein Vater spielte die Orgel dazu. Da drückte der Dorfpfarrer jedem von uns einen Bilderbogen mit einem Bibelspruch darauf in die Hände. Ich habe seitdem kaum jemals eine Kirche mehr von innen gesehen, aber mein Konfirmationsspruch hat sich an mir bewahrheitet, daß ich oftmals des Staunens keine Grenzen fand. Und stellt sich mir heute je eine Widerwärtigkeit in den Weg, dann kommt mich immer gleich ein verächtliches Lächeln an im Hinblick auf den Spruch: — „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen."

Anna. Denen, die Gott lieben?! — Dieser Liebe willst du auch noch fähig sein?!

Keith. Auf die Frage hin, ob ich Gott liebe, habe ich alle bestehenden Religionen geprüft und fand bei keiner Religion einen Unterschied zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zum eigenen Wohlergehen. Die Liebe zu Gott ist überall immer nur eine summarische symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person.

Simba tritt vom Vorplatz ein.

Simba. Der Herr Marquis möchten einen Moment herauskommen. Der Sascha ist da.

Keith. Warum kommt der Junge denn nicht herein?

Sascha kommt mit einem Telegramm.

Sascha. I hab' net g'wußt, darf i oder darf i net, weil der Herr Baron g'sagt haben, i soll in G'sellschaft koan Telegramm nicht überbringen.

Keith erbricht das Telegramm, ballt es zusammen und wirft es weg. Verdammt noch mal! — Meinen Paletot!

Anna. Von Molly?

Keith. Nein! — Wenn nur um Gottes willen keine Seele davon erfährt!

Anna. Ist sie denn nicht bei ihren Eltern in Bückeburg?

Keith während ihm Sascha in den Paletot hilft. Nein!

Anna. Du sagtest doch eben noch . . .

Keith. Ist denn das meine Schuld, daß sie nicht in Bückeburg ist?! — Eben setzt man den Fuß auf den grünen Zweig, da hat man den Hals in der Schlinge! — *Keith und Sascha ab.*

Simba hebt das Telegramm auf und gibt es Anna. Der Herr Marquis haben das Telegramm vergessen.

Anna. Wissen Sie, woher der Sascha stammt?

Simba. Der Sascha stammt aus der Au. Sei' Mutter ist Hausmeisterin.

Anna. Dann kann er aber doch nicht Sascha heißen?

Simba. Ursprünglich heißt er Sepperl, aber der Herr Marquis haben ihn Sascha 'tauft.

Anna. Bringen Sie mir meinen Hut.

Es läutet auf dem Korridor.

Simba. Sofort, gnädige Frau. *Geht, um zu öffnen.*

Anna liest das Telegramm: „. . . Molly nicht bei uns. Bitte umgehend Drahtnachricht, ob Sie Lebenszeichen von Molly haben. In entsetzlicher Angst . . ."

Simba kommt zurück.

Simba. Der Herr Baron haben seine Handschuh vergessen.

Anna. Welcher Baron denn?

Simba. Ich moan halt den Genußmenschen.

Anna hastig suchend. Maria und Josef, wo sind denn die Handschuhe . . .!

Ernst Scholz tritt ein.

Scholz. Erlauben Sie mir noch zwei Worte, gnädige Frau.

Anna. Ich bin eben im Begriff, auszugehen. *Zu Simba.* Meinen Hut, aber rasch! *Simba ab.*

Scholz. Die Gegenwart meines Freundes hinderte mich daran, mich rückhaltlos auszusprechen . . .

Anna. Vielleicht warten Sie damit doch auch lieber auf eine passendere Gelegenheit.

Scholz. Ich hoffte noch einige Tage auf Ihren Bescheid warten zu können. Meine Empfindungen, Frau Gräfin, tun mir einfach Gewalt an! Damit Sie nicht im Zweifel darüber sind, daß ich mit meinen Anerbietungen nur Ihr Glück erstrebe, erlauben Sie mir, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie in — in ganz unsagbarer Weise liebe.

Anna. Nun? Und was wären Ihre Anerbietungen?

Scholz. Bis Sie als Künstlerin die Früchte einer unbestrittenen Anerkennung ernten, wird sich Ihnen noch manches Hindernis in den Weg stellen . . .

Anna. Das weiß ich, aber ich singe voraussichtlich nicht mehr.

Scholz. Sie wollen nicht mehr singen? Wie mancher unglückliche Künstler gäbe sein halbes Leben darum, wenn er Ihre Begabung damit erkaufen könnte!

Anna. Sonst haben Sie mir nichts mitzuteilen?

Scholz. Ich habe Sie wieder, ohne zu ahnen, ge-

kränkt. Sie hatten natürlich erwartet, ich werde Ihnen meine Hand antragen . . .

Anna. Wollten Sie denn das nicht?

Scholz. Ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Geliebte werden wollen. — Ich kann Sie als Gattin nicht höher verehren, als ich meine Geliebte in Ihnen ehren würde. *Von jetzt an spricht er mit den rücksichtslosen, ausfallenden Gebärden eines Verrückten.* Sei es der Gattin, sei es der Geliebten, ich biete Ihnen mein Leben, ich biete Ihnen alles, was ich besitze. Sie wissen, daß ich mich nur mit der größten Selbstüberwindung in die sittlichen Anschauungen fand, die hier in München maßgebend sind. Wenn mein Lebensglück an dem Siege zerschellen sollte, den ich nur über mich errungen habe, um an dem Lebensglück meiner Mitmenschen teilnehmen zu können, das wäre ein himmelschreiendes Narrenspiel!

Anna. Ich glaubte, Ihnen wäre es nur darum zu tun, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden!

Scholz. Ich träumte von Weltbeglückung wie der Gefangene hinter Kerkergittern von Gletscherfirnen träumt! Jetzt erhoffe ich nur eines noch, daß ich die Frau, die ich in so ganz unsagbarer Weise liebe, so glücklich machen kann, daß sie ihre Wahl nie bereut.

Anna. Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie mir gleichgültig sind.

Scholz. Ich Ihnen gleichgültig?! Ich erhielt noch von keiner Frau mehr Beweise von Zuneigung als von Ihnen!

Anna. Das ist nicht meine Schuld. Ihr Freund hatte Sie mir als einen Philosophen geschildert, der sich um die Wirklichkeit überhaupt nicht kümmert.

Scholz. Mir hat nur die Wirklichkeit meine Philosophie abgerungen! Ich bin keiner von denen, die ihr Leben lang über irdische Nichtigkeit schwadronieren und die der Tod, wenn sie taub und lahm sind, noch mit Fußtritten vor sich herjagen muß!

Anna. Dem Marquis von Keith hilft sein Konfirmationsspruch über jedes Mißgeschick hinweg! Er hält seinen Konfirmationsspruch für eine unfehlbare Zauberformel, vor der Polizei und Gerichtsvollzieher Reißaus nehmen!

Scholz. Ich erniedrige mich nicht so tief, um an Vorbedeutungen zu glauben! Hätte dieser Glücksritter recht, dann erhielt ich bei meiner Konfirmation eine ebenso unverbrüchliche Zauberformel für mein Unglück. Mir gab unser Pastor damals den Spruch: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." — Aber das kümmert mich nicht! Hätte ich auch die untrüglichsten Beweise dafür, daß ich selber nicht zu den Auserwählten gehöre, das könnte mich immer nur in meinem unerschrockenen Kampf gegen mein Geschick bestärken!

Anna. Verschonen Sie nur bitte mich mit Ihrem unerschrockenen Kampf!

Scholz. Ich schwöre Ihnen, daß ich lieber auf meine gesunde Vernunft verzichte, als daß ich mich durch diese Vernunft davon überzeugen lasse, daß gewisse Menschen ohne jedes Verschulden von Anfang an von allem Lebensglück ausgeschlossen sind!

Anna. Beklagen Sie sich darüber doch beim Marquis von Keith.

Scholz. Ich beklage mich gar nicht! Je länger die harte Schule des Unglückes währt, desto gestählter wird die geistige Widerstandsfähigkeit. Es ist ein be-

neidenswerter Tausch, den Menschen wie ich eingehen. Meine Seele ist unverwüstlich!

Anna. Dazu gratuliere ich Ihnen!

Scholz. Darin liegt meine Unwiderstehlichkeit! Je weniger Sie für mich empfinden, desto größer und mächtiger wird in mir meine Liebe zu Ihnen, desto näher sehe ich den Augenblick, wo Sie sagen: Ich kämpfte gegen dich mit allem, was mir zu Gebote stand, aber ich liebe dich!

Anna. Bewahre mich der Himmel davor!!

Scholz. Davor bewahrt Sie der Himmel nicht! Wenn ein Mensch von meiner Willenskraft, die sich durch kein Mißgeschick hat brechen lassen, sein Sinnen und Trachten auf einen Vorsatz konzentriert, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: Er erreicht sein Ziel oder er verliert den Verstand.

Anna. Darin scheinen Sie wirklich recht zu haben.

Scholz. Darauf lasse ich es auch ankommen! Alles hängt davon ab, was widerstandsfähiger ist, Ihre Gefühllosigkeit oder mein Verstand. Ich rechne mit dem schlimmsten Ausgang und wende, ehe ich am Ziel bin, keinen Blick zurück; denn kann ich mir aus der Seligkeit, die mich in diesem Augenblick erfüllt, kein glückliches Leben gestalten, dann ist keine Hoffnung mehr für mich. Die Gelegenheit bietet sich nicht wieder!

Anna. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, daß Sie mich daran erinnern! *Sie setzt sich an den Schreibtisch.*

Scholz. Es ist das letztemal, daß die Welt in all ihrer Herrlichkeit vor mir liegt!

Anna ein Billett schreibend. Das trifft auch für mich zu! — *Ruft.* Kathi! — *Für sich.* Mir bietet sich die Gelegenheit auch nicht wieder.

Scholz plötzlich zu sich kommend. Was argwöhnen Sie, gnädige Frau?! — Was argwöhnen Sie?? Sie täuschen sich, Frau Gräfin! — Sie hegen einen entsetzlichen Verdacht . . .

Anna. Merken Sie denn noch immer nicht, daß Sie mich aufhalten? — *Ruft.* Kathi!

Scholz. Ich kann Sie so unmöglich verlassen! Geben Sie mir die Versicherung, daß Sie nicht an meiner geistigen Klarheit zweifeln!

Simba tritt mit Annas Hut ein.

Anna. Wo bleiben Sie denn so lange?

Simba. I hab mi net hereingetraut.

Scholz. Simba, du weißt am besten, daß ich meiner fünf Sinne mächtig bin . . .

Simba ihn zurückstoßend. Gehens, redens net so dumm!

Anna. Lassen Sie doch mein Mädchen in Ruhe. *Zu Simba.* Wissen Sie die Adresse des Herrn Konsul Casimir?

Scholz in plötzlicher Versteinerung. — — Ich trage das Kain-Zeichen auf der Stirn . . .

FUENFTER AUFZUG

Im Arbeitszimmer des Marquis von Keith stehen sämtliche Türen angelweit offen. Während sich Hermann Casimir auf den Mitteltisch setzt, ruft Keith ins Wohnzimmer hinein.

Keith. Sascha! *Da er keine Antwort erhält, geht er nach dem Wartezimmer; zu Hermann.* Entschuldigen Sie. *Ruft ins Wartezimmer.* Sascha! — *Kommt nach vorn; zu Hermann.* Also, Sie gehen mit Einwilligung Ihres Vaters nach London. Ich kann Ihnen nach London die besten Empfehlungen mitgeben. *Wirft sich auf den Diwan.* In erster Linie empfehle ich Ihnen, Ihre deutsche Sentimentalität zu Hause zu lassen. Mit Sozialdemokratie und Anarchismus macht man in London keinen Effekt mehr. Lassen Sie sich noch eines sagen: Das einzig richtige Mittel, seine Mitmenschen auszunützen, besteht darin, daß man sie bei ihren guten Seiten nimmt. Darin liegt die Kunst, geliebt zu werden, die Kunst, recht zu behalten. Je ergiebiger Sie Ihre Mitmenschen übervorteilen, um so gewissenhafter müssen Sie darauf achten, daß Sie das Recht auf Ihrer Seite haben. Suchen Sie Ihren Nutzen niemals im Nachteil eines tüchtigen Menschen, sondern immer nur im Nachteil von Schurken und Dummköpfen. Und nun übermittle ich Ihnen den Stein der

Weisen: das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral. Ich bin noch nicht so weit, das Geschäft zu machen, aber ich müßte nicht der Marquis von Keith sein, wenn ich es mir entgehen ließe.

Es läutet auf dem Korridor.

Keith ruft. Sascha! — *Sich erhebend.* Der Bengel kriegt Ohrfeigen. *Er geht auf den Vorplatz und kommt mit dem Kommerzienrat Ostermeier zurück.*

Keith. Sie könnten unmöglich gelegener kommen, mein bester Herr Ostermeier . . .

Ostermeier. Meine Kollegen im Aufsichtsrat, verehrter Freund, beauftragen mich . . .

Keith. Ich habe einen Plan mit Ihnen zu besprechen, der unsere Einnahmen verhundertfacht.

Ostermeier. Wünschen Sie eine von mir in der Generalversammlung abgegebene Erklärung, daß es mir heute wieder nicht gelungen ist, Ihre Geschäftsbücher zur Einsichtnahme zu erhalten?

Keith. Sie phantasieren, lieber Herr Ostermeier! — Wollen Sie mir nicht ruhig und sachlich auseinandersetzen, um was es sich handelt?

Ostermeier. Um Ihre Geschäftsbücher, verehrter Freund.

Keith aufbrausend. Ich rackre mich für diese triefäugigen Dickschädel ab . . .

Ostermeier. Hat er also doch recht! *Sich zum Gehen wendend.* Gehorsamer Diener!

Keith reißt die Schreibtisch-Schublade auf. Hier, bitte, schwelgen Sie in Geschäftsbüchern! *Sich nach Ostermeier umwendend.* Wer hat also doch recht?

Ostermeier. Ein gewisser Herr Raspe, Kriminalkommissär, der gestern abend in der „American Bar“

fünf Flaschen Pommery darauf gewettet hat, daß Sie keine Geschäftsbücher führen.

Keith sich in die Brust werfend. Ich führe auch keine Geschäftsbücher.

Ostermeier. Dann zeigen Sie Ihr Kopierbuch.

Keith. Wo hätte ich seit der Gründung der Gesellschaft die nötige Zeit hernehmen sollen, um ein Bureau einzurichten!

Ostermeier. Dann zeigen Sie mir Ihr Kopierbuch.

Keith sich in die Brust werfend. Ich habe kein Kopierbuch.

Ostermeier. Dann zeigen Sie den Depositenschein, den Ihnen die Bank ausgestellt hat.

Keith. Habe ich Ihre Einzahlungen erhalten, um sie auf Zinsen zu legen?!

Ostermeier. Regen Sie sich nicht auf, verehrter Freund. Wenn Sie keine Bücher besitzen, dann notieren Sie sich Ihre Ausgaben doch irgendwo. Das tut doch jeder Laufbursche.

Keith wirft sein Notizbuch auf den Tisch. Da haben Sie mein Notizbuch.

Ostermeier schlägt es auf und liest. „Eine Silberflut von hellvioletter Seide und Pailletten von den Schultern bis auf die Knöchel —" Das ist der ganze Mensch!

Keith. Wenn Sie mir jetzt, nachdem ich Erfolg auf Erfolg erzielt habe, Knüppel in den Weg werfen, dann können Sie mit aller Bestimmtheit darauf rechnen, daß Sie von Ihrem Gelde weder in dieser noch in jener Welt etwas wiedersehen!

Ostermeier. So schlecht stehen die Feenpalastaktien nicht, verehrter Freund. Wir sehen unser Geld schon wieder. — Gehorsamer Diener! *Will gehen.*

Keith ihn aufhaltend. Sie untergraben das Unternehmen durch Ihre Wühlereien! Verzeihen Sie, verehrter Herr; ich rege mich auf, weil ich mit dem Feenpalast empfinde wie ein Vater mit seinem Kind.

Ostermeier. Dann machen Sie sich Ihres Kindes wegen nur gar keine Sorgen mehr. Der Feenpalast ist gesichert und wird gebaut.

Keith. Ohne mich?

Ostermeier. Wann's sein muß, ohne Sie, verehrter Freund!

Keith. Das können Sie nicht!

Ostermeier. Sie sind jedenfalls der letzte, der uns daran hindern wird!

Keith. Das wäre ein infamer Schurkenstreich!

Ostermeier. Das wär' noch schöner! Weil wir uns von Ihnen nicht länger betrügen lassen wollen, schimpfen Sie uns Betrüger!

Keith. Wenn Sie sich betrogen glauben, dann verklagen Sie mich doch auf Auszahlung Ihres Geldes!

Ostermeier. Sehr schön, verehrter Freund, wenn wir nicht dem Aufsichtsrat angehörten!

Keith. Was Sie sich einbilden! Sie sitzen im Aufsichtsrat, um mich bei meiner Arbeit zu unterstützen.

Ostermeier. Dafür komme ich auch zu Ihnen; aber bei Ihnen gibt's eben nichts zu arbeiten.

Keith. Mein lieber Herr Ostermeier, Sie können mir als Mann von Ehre nicht zumuten, eine solche Niederträchtigkeit über mich ergehen zu lassen. Uebernehmen Sie doch den geschäftlichen Teil; lassen Sie mich artistischer Leiter des Unternehmens sein. Ich gebe Inkorrektheiten in meiner Geschäftsführung zu, die ich mir aber nur in dem Bewußtsein verzieh, daß es zum allerletztenmal geschieht und daß ich mir nach Konso-

lidierung meiner Verhältnisse nicht das geringste mehr zuschulden kommen lassen würde.

Ostermeier. Darüber hätten wir gestern, als ich mit den anderen Herren hier war, ein Wort reden können; aber da haben Sie uns ein Loch in den Bauch geschwatzt. Ich würde Ihnen auch heute noch sagen: Versuchen wir's noch einmal — wann Sie sich uns wenigstens als einen aufrichtigen Menschen gezeigt hätten. Hört man aber immer und immer wieder nur Unwahrheiten, dann . . .

Keith sich in die Brust werfend. Dann sagen Sie den Herren: Ich baue den Feenpalast, so gewiß wie die Idee dazu aus meinem Hirn entsprungen ist. Bauen Sie ihn aber — sagen Sie das Ihren Herren! — dann sprenge ich den Feenpalast samt Aufsichtsrat und Aktionärversammlung — in die Luft!

Ostermeier. Werde ich pünktlich ausrichten, Herr Nachbar! Wissen Sie, ich möcht' beileibe niemanden vor den Kopf stoßen, geschweige denn vor den . . . Gehorsamer Diener! *Ab.*

Keith ihm nachstarrend. . . . Hintern! Ich spüre so was. — — *Zu Hermann.* Lassen Sie mich jetzt nicht allein, sonst schrumpfe ich so zusammen, daß mich die Angst anpackt, es könnte nichts mehr von mir übrig bleiben. — — — Sollte das möglich sein? — — *Mit Tränen in den Augen.* Nach so viel Feuerwerk! — — Ich soll wieder wie ein Geächteter von Land zu Land gepeitscht werden?! — — Nein! Nein! — Ich darf mich nicht an die Wand drücken lassen!! — Es ist das letztemal in diesem Leben, daß die Welt mit all ihrer Herrlichkeit vor mir liegt! *Sich hoch aufrichtend.* Nein! — Ich wackle nicht nur noch nicht, ich werde ganz München durch meinen Sprung in Erstaunen set-

zen: Er schüttelt noch, da fall' ich schon, unter Pauken und Trompeten, ihm direkt auf den Kopf, daß alles rings auseinanderstiebt, und schlage alles kurz und klein. Dann wird sich's zeigen, wer zuerst wieder auf die Beine kommt!

Die Gräfin Werdenfels tritt ein.

Keith ihr entgegeneilend. Meine Königin . . .

Anna zu Hermann. Würden Sie uns einen Moment allein lassen. *Keith läßt Hermann ins Wohnzimmer eintreten.*

Keith die Tür hinter ihm schließend. Du siehst so unternehmend aus?

Anna. Das ist schon möglich. Ich erhalte seit unserem Feenpalastkonzert Tag für Tag ein halbes Dutzend Heiratsanträge.

Keith. Das ist mir verdammt gleichgültig!

Anna. Aber mir nicht.

Keith höhnisch. Hast du dich denn in ihn verliebt?

Anna. Von wem sprichst du denn?

Keith. Von dem Genußmenschen!

Anna. Du machst dich über mich lustig!

Keith. Von wem sprichst du denn?!

Anna nach dem Wohnzimmer deutend. Von seinem Vater.

Keith. Und darüber willst du dich mit mir unterhalten?

Anna. Nein, ich wollte dich nur fragen, ob du jetzt endlich ein Lebenszeichen von Molly hast.

Keith. Nein, aber was ist mit Casimir?

Anna. Was ist mit Molly?? — — Du hältst ihr Verschwinden geheim?

Keith beklommen. Ich fürchte, offen gesagt, weniger, daß ihr ein Unglück zugestoßen ist, als daß mir

ihr Verschwinden den Boden unter den Füßen wegzieht. Wenn das nicht von Menschlichkeit zeugt, dann sitze ich dafür seit drei Tagen Nacht für Nacht auf dem Telegraphenamt. — Mein Verbrechen an ihr besteht darin, daß sie, seit wir uns kennen, nie ein böses Wort von mir gehört hat. Sie verzehrt sich vor Sehnsucht nach ihrer kleinbürgerlichen Welt, in der man, Stirn gegen Stirn geschmiedet, sich duckt und schuftet und sich liebt! Kein freier Blick, kein freier Atemzug! Nichts als Liebe! Möglichst viel und von der gewöhnlichsten Sorte!

Anna. Wenn man Molly nun nicht findet, was dann?

Keith. Ich kann getrost darauf bauen, daß sie, wenn mir das Haus über dem Kopf zusammengekracht ist, reumütig lächelnd zurückkommt und sagt: „Ich will es nicht wieder tun." — Ihr Zweck ist erreicht; ich kann mein Bündel schnüren.

Anna. Und was wird dann aus mir?

Keith. Du hast bei unserem Unternehmen bis jetzt am meisten gewonnen und wirst, so hoffe ich, noch mehr bei unserem Unternehmen gewinnen. Verlieren kannst du nichts, weil du mit keinem Einsatz dabei beteiligt bist.

Anna. Wenn das sicher ist?!

Keith. — — Ach so . . .?!

Anna. Ja, ja!

Keith. — Was hast du ihm denn geantwortet?

Anna. Ich schrieb ihm, ich könne ihm keine Antwort geben.

Keith. Das hast du ihm geschrieben?!

Anna. Ich wollte erst mit dir darüber sprechen.

Keith packt sie am Handgelenk und schleudert sie von sich. Wenn es nicht anders bei dir steht, als daß

du mit mir darüber sprechen mußt, dann — heirate ihn!!

Anna. Wer von Gefühlen so verächtlich denkt wie du, müßte doch über rein praktische Fragen ruhig mit sich reden lassen!

Keith. Laß meine Gefühle hier aus dem Spiel! Mich empört, daß du nicht mehr Rassestolz in dir hast, um deine Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen!

Anna. Was nicht du bist, das ist dir Linsengericht!

Keith. Ich kenne meine Schwächen; aber das sind Haustiere! Dem einen fehlt es im Hirn und dem andern im Rückenmark! Willst du Wechselbälge zur Welt bringen, die vor dem achten Tage nicht sehen können?! — Ich gebe dir mit Freuden, wenn es mit mir vorbei sein soll, was ich von meiner Seelenglut in dich hineingelebt, auf deine Karriere mit. Aber wenn du dich vor deinem Künstlerlos hinter einen Geldsack verschanzest, dann bist du heute schon nicht mehr wert, als das Gras, das dereinst aus dem Grabe wächst!

Anna. — Hättest du wenigstens den geringsten Anhaltspunkt darüber, was aus Molly geworden ist!

Keith. Beschimpf mich nicht noch! — *Ruft.* Sascha!

Anna. Wenn du denn durchaus darauf bestehst, daß wir uns trennen sollen . . .

Keith. Gewiß, ich bestehe darauf.

Anna. Dann gib mir meine Briefe zurück!

Keith höhnisch. Willst du deine Memoiren schreiben?

Anna. Nein, aber sie könnten in falsche Hände geraten.

Keith aufspringend. Sascha!!

Anna. Was willst du von Sascha? — Ich habe Sascha einen Auftrag gegeben.

Keith. Wie kommst du dazu?!

Anna. Weil er zu mir kam. Ich habe das doch schon öfter getan. Im schlimmsten Fall weiß der Junge, wo er etwas zu verdienen findet.

Keith sinkt in den Sessel am Schreibtisch. Mein Sascha! *Wischt sich eine Träne aus dem Auge.* Daß du auch ihn nicht vergessen hast! — — Wenn du jetzt das Zimmer verläßt, Anna, dann breche ich zusammen wie ein Ochse im Schlachthaus. — Gib mir noch eine Galgenfrist!

Anna. Ich habe keine Zeit zu verlieren.

Keith. Nur so lange, bis ich mich deiner entwöhnt habe, Anna! — Ich bedarf meiner geistigen Klarheit jetzt mehr denn je . . .

Anna. Gibst du mir dann meine Briefe zurück?

Keith. Du bist grauenhaft! — Aber das ist ja das helle Mitleid von dir! Ich soll dich wenigstens verfluchen dürfen, wenn du nicht mehr meine Geliebte bist.

Anna. Du lernst deiner Lebtag keine Frau richtig beurteilen!

Keith sich stolz emporreckend. Ich widerrufe meinen Glauben nicht auf der Folter! Du gehst mit dem Glück; das ist menschlich. Was du mir warst, bleibst du darum doch.

Anna. Dann gib mir meine Briefe zurück.

Keith. Nein, mein Kind! Deine Briefe behalte ich für mich. Sonst zweifle ich dereinst auf meinem Sterbebett, ob du nicht vielleicht nur ein Hirngespinst von mir gewesen bist. *Ihr die Hand küssend.* Viel Glück!

Anna. Auch ohne dich! *Ab.*

Keith allein, sich unter Herzkrämpfen windend. — Ah! — Ah! — Das ist der Tod! — *Er stürzt zum*

Schreibtisch, entnimmt einem Schubfach eine Handvoll Briefe und eilt zur Tür. Anna! Anna!

In der offenen Tür tritt ihm Ernst Scholz entgegen. Scholz geht unbehindert, ohne daß man ihm noch eine Spur von seiner Verletzung anmerkt.

Keith zurückprallend. . . . Ich wollte eben zu dir ins Hotel fahren.

Scholz. Das hat keinen Zweck mehr. Ich reise ab.

Keith. Dann gib mir aber noch die zwanzigtausend Mark, die du mir gestern versprochen hast!

Scholz. Ich gebe dir kein Geld mehr.

Keith. Die Karyatiden zerschmettern mich! Man will mir meinen Direktionsposten nehmen!

Scholz. Das bestärkt mich in meinem Entschluß.

Keith. Es handelt sich nur darum, eine momentane Krisis zu überwinden!

Scholz. Mein Vermögen ist mehr wert als du! Mein Vermögen sichert den Angehörigen meiner Familie noch auf unendliche Zeiten eine hohe, freie Machtstellung! Währenddem du nie dahin gelangst, einem Menschen irgend etwas zu nützen!

Keith. Wo nimmst du Schmarotzer die Stirne her, mir Nutzlosigkeit vorzuwerfen?!

Scholz. Lassen wir den Wettstreit! — Ich leiste endlich den großen Verzicht, zu dem sich so mancher einmal in diesem Leben verstehen muß.

Keith. Was heißt das?

Scholz. Ich habe mich von meinen Illusionen losgerissen.

Keith höhnisch. Schwelgst du wieder einmal in der Liebe eines Mädchens aus niedrigstem Stande?

Scholz. Ich habe mich von allem losgerissen. — Ich gehe in eine Privatheilanstalt.

Keith aufschreiend. Du kannst keine nichtswürdigere Schandtat begehen als den Verrat an deiner eignen Person!

Scholz. Deine Entrüstung ist mir sehr begreiflich. — Ich habe in den letzten drei Tagen den grauenvollsten Kampf durchgekämpft, der einem Erdenwurm beschieden sein kann.

Keith. Um dich feige zu verkriechen?! — Um als Sieger auf deine Menschenwürde zu verzichten?!

Scholz aufbrausend. Ich verzichte nicht auf meine Menschenwürde! Du hast weder Ursache, mich zu beschimpfen noch meiner zu spotten! — Wenn jemand die Beschränkung, in die ich mich finde, gegen seinen Willen über sich verhängen lassen muß, dann mag er seiner Menschenwürde verlustig gehen. Dafür bleibt er relativ glücklich; er wahrt sich seine Illusionen. — Wer kalten Blickes wie ich mit der Wirklichkeit abrechnet, der kann sich dadurch weder die Achtung noch die Teilnahme seiner Mitmenschen verscherzen.

Keith zuckt die Achseln. Ich würde mir diesen Schritt doch noch ein wenig überlegen.

Scholz. Ich habe ihn reiflich überlegt. Es ist die letzte Pflicht, die mein Geschick mir zu erfüllen übrig läßt.

Keith. Wer einmal drin ist, kommt so leicht nicht wieder heraus.

Scholz. Hätte ich noch die geringste Hoffnung, jemals herauszukommen, dann ginge ich nicht hinein. Was ich mir an Entsagung aufbürden, was ich meiner Seele an Selbstüberwindung und Hoffnungsfreudigkeit entringen konnte, habe ich aufgewandt, um mein Los zu ändern. Mir bleibt, Gott sei's geklagt, keinerlei Zweifel

mehr darüber, daß ich anders geartet als andere Menschen bin.

Keith im höchsten Stolz. Gott sei Dank habe ich nie daran gezweifelt, daß ich anders geartet als andere Menschen bin!

Scholz sehr ruhig. Sei es nun Gott geklagt oder Gott gedankt — dich hielt ich bis jetzt für den abgefeimtesten Spitzbuben! — Ich habe auch diese Illusion aufgegeben. Ein Spitzbube hat Glück, so wahr wie dem ehrlichen Menschen auch im unabänderlichen Mißgeschick noch sein gutes Gewissen bleibt. Du hast nicht mehr Glück als ich, und du weißt es nicht. Darin liegt die entsetzliche Gefahr, die über dir schwebt!

Keith. Ueber mir schwebt keine andere Gefahr, als daß ich morgen kein Geld habe!

Scholz. Du wirst zeit deines Lebens morgen kein Geld haben! — Ich wüßte dich vor den heillosen Folgen deiner Verblendung gerne in Sicherheit. Deswegen komme ich noch einmal zu dir. Ich habe die heilige Ueberzeugung, daß es für dich das beste ist, wenn du mich begleitest.

Keith lauernd. Wohin?

Scholz. In die Anstalt.

Keith. Gib mir die dreißigtausend Mark, dann komme ich mit!

Scholz. Wenn du mich begleitest, brauchst du kein Geld mehr. Du findest ein behaglicheres Heim, als du es vielleicht jemals gekannt hast. Wir halten uns Wagen und Pferde, wir spielen Billard . . .

Keith ihn umklammernd. Gib mir die dreißigtausend Mark!! Willst du, daß ich hier vor dir einen Fußfall tue? Ich kann hier vom Platz weg verhaftet werden!

Scholz. Dann bist du schon so weit?! *Ihn zurückstoßend.* Ich gebe solche Summen keinem Wahnsinnigen!

Keith schreit. Du bist der Wahnsinnige!

Scholz ruhig. Ich bin zu Verstand gekommen.

Keith höhnisch. — Wenn du dich in die Irrenanstalt aufnehmen lassen willst, weil du zu Verstand gekommen bist, dann — geh hinein!

Scholz. Du gehörst zu denen, die man mit Gewalt hineinbringen muß!

Keith. — Dann wirst du in der Irrenanstalt wohl auch deinen Adelstitel wieder aufnehmen?

Scholz. Hast du nicht in zwei Weltteilen jeden erdenklichen Bankrott gemacht, der im bürgerlichen Leben überhaupt möglich ist?!

Keith giftig. Wenn du es für deine moralische Pflicht hältst, die Welt von deiner überflüssigen Existenz zu befreien, dann findest du radikalere Mittel als Spazierenfahren und Billardspielen!

Scholz. Das habe ich längst versucht.

Keith schreit ihn an. Was tust du denn dann noch hier?!

Scholz finster. Es ist mir mißlungen wie alles andere.

Keith. Du hast natürlich aus Versehen jemand anders erschossen!

Scholz. Man hat mir damals die Kugeln zwischen den Schultern, dicht neben dem Rückgrat wieder herausgeschnitten. — Es ist heute wohl das letztemal in deinem Leben, daß sich dir eine rettende Hand bietet. Welch eine Art von Erlebnissen noch vor dir liegt, das weißt du jetzt.

Keith wirft sich vor ihm auf die Knie und umklammert seine Hände. Gib mir die vierzigtausend Mark, dann bin ich gerettet!

Scholz. Die retten dich nicht vor dem Zuchthaus!

Keith entsetzt emporfahrend. Schweig!!

Scholz bittend. Komm mit mir, dann bist du geborgen. Wir sind zusammen aufgewachsen; ich sehe nicht ein, warum wir nicht auch das Ende gemeinsam erwarten sollen. Die bürgerliche Gesellschaft urteilt dich als Verbrecher ab und unterwirft dich allen unmenschlichen mittelalterlichen Martern ...

Keith jammernd. Wenn du mir nicht helfen willst, dann geh, ich bitte dich darum!

Scholz Tränen in den Augen. Wende deiner einzigen Zuflucht nicht den Rücken! Ich weiß doch, daß du dir dein jammervolles Los ebensowenig selber gewählt hast, wie ich mir das meinige.

Keith. Geh! Geh!

Scholz. Komm, komm. — Du hast einen lammfrommen Gesellschafter an mir. Es wäre ein matter Lichtschimmer in meiner Lebensnacht, wenn ich meinen Jugendgespielen seinem grauenvollen Verhängnis entrissen wüßte.

Keith. Geh! Ich bitte dich!

Scholz. — — Vertrau' dich von heute ab meiner Führung an, wie ich mich dir anvertrauen wollte ...

Keith schreit verzweifelt. Sascha! Sascha!

Scholz. — — — Dann vergiß nicht, wo du einen Freund hast, dem du jederzeit willkommen bist. *Ab.*

Keith kriecht suchend umher. — — Molly! — — Molly! — — Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich vor einem Weib auf den Knien wimmere! —

— *Plötzlich nach dem Wohnzimmer aufhorchend.* Da . . .! Da . . .! *Nachdem er die Wohnzimmertür geöffnet.* . . . Ach, das sind Sie?

Hermann Casimir tritt aus dem Wohnzimmer.

Keith. Ich kann Sie nicht bitten, länger hierzubleiben. Mir ist — nicht ganz wohl. Ich muß erst — eine Nacht — darüber schlafen, um der Situation wieder Herr zu sein. — Reisen Sie mit . . . mit . . .

Schwere Schritte und viele Stimmen tönen vom Treppenhaus herauf.

Keith. Hören Sie . . . Der Lärm! Das Getöse! — Das bedeutet nichts Gutes . . .

Hermann. Verschließen Sie doch die Tür.

Keith. Ich kann es nicht! — Ich kann es nicht! — Das ist sie . . .!

Eine Anzahl Hofbräuhausgäste schleppen Mollys entseelten Körper herein. Sie trieft von Wasser, die Kleider hängen in Fetzen. Das aufgelöste Haar bedeckt ihr Gesicht.

Ein Metzgerknecht. Da hammer den Stritzi! — *Zurücksprechend.* Hammer's? — Eini! *Zu Keith.* Schau her, was mer g'fischt hamm! Schau her, was mer der bringen! Schau her, wann'd a Schneid hast!

Ein Packträger. Aus'm Stadtbach hammer's zogen! Unter die eisernen Gitterstangen vor! An die acht Täg' mag's drin g'legen sein im Wasser!

Ein Bäckerweib. Und da derweil treibt sich der Lump, der dreckichte, mit seine ausg'schamte Menscher umanand! Sechs Wuchen lang hat er's Brot net zahlt! Das arme Weib laßt er bei alle Krämersleut' betteln gehn, as was z'essen kriagt! A Stoan hat's derbarmt, as wia die auf d'Letzt ausg'schaut hat!

Keith retiriert sich, während ihn die Menge mit der Leiche umdrängt, nach seinem Schreibtisch. Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich doch nur!

Der Metzgerknecht. Halt dei Fressen, du Hochstapler, du! Sunst kriagst vo mir a Watschen ins G'sicht, as nimma stehn kannst! — Schau da her! — Is sie's oder is sie's net?! — Schau her, sag i!

Keith hat hinter sich auf dem Schreibtisch Hermanns Revolver erfaßt, den die Gräfin Werdenfels früher dort hatte liegen lassen. Rühren Sie mich nicht an, wenn Sie nicht wollen, daß ich von der Waffe Gebrauch mache!

Der Metzgerknecht. Was sagt der Knickebein?! — Was sagt er?! — Gibst den Revolver her?! — Hast net gnua an dera da, du Hund?! — Gibst ihn her, sag' i . . .!

Der Metzgerknecht ringt mit Keith, dem es gelingt, sich dem Ausgang zu nähern, durch den eben der Konsul Casimir eintritt. Hermann Casimir hat sich derweil an die Leiche gedrängt; er und das Bäckerweib tragen die Leiche auf den Diwan.

Keith sich wie ein Verzweifelter wehrend, ruft. Polizei! — Polizei! *Bemerkt Casimir und klammert sich an ihn an.* Retten Sie mich, um Gottes willen! Ich werde gelyncht!

Der Konsul Casimir zu den Leuten. Jetzt schaut's aber, as weiter kummt, sunst lernt's mi anders kenna! — Laßt's die Frau auf dem Diwan! — Marsch, sag' i! — da hat der Zimmermann 's Loch g'macht! *Seinen Sohn, der sich mit der Menge entfernen will, am Arm nach vorn ziehend.* Halt, Freundrl! Du

nimmst auf deine Londoner Reise noch eine schöne Lehre mit!

Die Hofbräuhausleute haben das Zimmer verlassen.

Casimir *zu Keith.* Ich wollte Sie auffordern, München binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen; jetzt glaube ich aber, es ist wirklich am besten für Sie, wenn Sie mit dem nächsten Zug reisen.

Keith *immer noch den Revolver in der Linken haltend.* Ich — ich habe dieses Unglück — nicht zu verantworten . . .

Casimir. Das machen Sie mit sich selbst ab! Aber Sie haben die Fälschung meiner Namensunterschrift zu verantworten, die Sie an Ihrem Gründungsfest in der Briennerstraße in einem Glückwunschtelegramm vorgenommen haben.

Keith. Ich kann nicht reisen . . .

Casimir *gibt ihm ein Papier.* Wollen Sie diese Quittung unterzeichnen. Sie bescheinigen darin, eine Summe von zehntausend Mark, die Ihnen die Frau Gräfin Werdenfels schuldete, durch mich zurückerhalten zu haben.

Keith *geht zum Schreibtisch und unterzeichnet.*

Casimir *das Geld aus seiner Brieftasche abzählend.* Als Ihr Nachfolger in der Direktion der Feenpalastgesellschaft möchte ich Sie im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung unseres Unternehmens darum ersuchen, sich so bald nicht wieder in München blicken zu lassen!

Keith *am Schreibtisch stehend, gibt Casimir den Schein und nimmt mechanisch das Geld in Empfang.*

Casimir *den Schein einsteckend.* Vergnügte Reise! — *Zu Hermann.* Marsch mit dir!

Hermann drückt sich scheu hinaus. Casimir folgt ihm.

K e i t h in der Linken den Revolver, in der Rechten das Geld, tut einige Schritte nach dem Diwan, bebt aber entsetzt zurück. Darauf betrachtet er unschlüssig abwechselnd den Revolver und das Geld. — Indem er den Revolver grinsend hinter sich auf den Mitteltisch legt. Das Leben ist eine Rutschbahn . . .

KÖNIG NICOLO

ODER

SO IST DAS LEBEN

SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN UND NEUN BILDERN

MIT EINEM PROLOG

HERBST 1901

INSZENIERUNG

Die Bühne ist als Reliefbühne hergerichtet, ähnlich wie im Münchner Künstler-Theater. Quer über die Bühne zieht sich eine Reihe von Podesten, davor eine Stufe. Rechts und links je ein neutraler Ausgang. Dieses Arrangement bleibt durch alle neun Bilder unverändert. Die Prospekte fallen direkt auf die Podestreihe auf, mit Ausnahme im siebenten und achten Bild, wo die Bühne möglichst tief ist.

PROLOG

Vor dem Zwischenvorhang.

ERSTER AUFZUG

Erstes Bild: THRONSAAL.

Mittelalterlicher Saalprospekt mit Fenster. Mobiliar: Nichts anderes als ein Prunksessel auf dem Podest.

Zweites Bild: HEERSTRASSE, WALDSAUM.

Ein Waldprospekt.

Drittes Bild: SCHNEIDERWERKSTATT.

Grauer Wandprospekt. Die Stufen dienen den Schneidern als Sitze.

Viertes Bild: GERICHTSSAAL.

Dieselbe Dekoration wie im ersten Bild. Der Thron ist entfernt. In der Mitte ein langer Tisch, hinter dem

die Richter sitzen. Rechts ein kleiner Tisch für den Staatsanwalt. Links ein ebensolcher für den Verteidiger. Die Stufen dienen als Zeugenbank.

ZWEITER AUFZUG

Fünftes Bild: GEFAENGNIS.

Grauer Wandprospekt wie im dritten Bild.

Sechstes Bild: NACHT, WILDNIS.

Derselbe Waldprospekt wie im zweiten Bild.

Siebentes Bild: HOCHGERICHT.

Luftprospekt. Davor ein Galgen. Links (vom Zuschauer aus) ist die Podestreihe etwas erhöht.

DRITTER AUFZUG

Achtes Bild: MARKTPLATZ VON PERUGIA.

Prospekt: Eine mittelalterliche Stadt. Auf der Podestreihe ein Podium, zu dem zwei Treppen emporführen. Zwei Bänke, zwei Sessel.

Neuntes Bild: THRONSAAL.

Vollkommen gleiche Szenerie wie im ersten Bild. Da die Hauptbedingung für die Bühnenwirkung des Stückes ein möglichst rascher Szenenwechsel ist, muß sich die Ausstattung durchaus auf das absolut Notwendige beschränken.

PERSONEN

Nicolo, *König von Umbrien*
Prinzessin Alma, *seine Tochter*
Pietro Folchi, *Schlächtermeister;* Filipo Folchi, *sein Sohn;* Andrea Valori; Benedetto Nardi; Pandolfo, *Damenschneidermeister; Bürger von Perugia.*
Ein Söldner
Ein Gutsbesitzer
Ein Landstreicher
Michele, Battista, Noè, *Schneidergesellen*
Der Oberrichter
Der Prokurator des Königs *(Staatsanwalt)*
Der Verteidiger
Der Gerichtsaktuar
Ein Kerkermeister
Ein Kunstreiter
Ein Schauspieler
Eine Kupplerin
Erster Theaterbesitzer
Zweiter Theaterbesitzer
Ein Edelknabe, *von einem jungen Mädchen dargestellt*
Erster Bedienter
Zweiter Bedienter

Handwerker, Richter, Bürgersleute, fahrendes Volk, Theaterbesucher, Söldner und Hellebardiere.

Folgende Rollen können von demselben Schauspieler dargestellt werden:

Ein Gutsbesitzer und erster Theaterbesitzer
Ein Landstreicher und ein Kerkermeister
Pandolfo, Damenschneidermeister und zweiter Theaterbesitzer
Andrea Valori und der Verteidiger
Benedetto Nardi und der Oberrichter
Ein Söldner und der Prokurator des Königs
Der Gerichtsaktuar und erster Bedienter
Schneidergeselle Noè und zweiter Bedienter
Schneidergeselle Michele und ein Kunstreiter
Schneidergeselle Battista und ein Schauspieler

PROLOG

Vor dem Zwischenvorhang gesprochen von König Nicolo im Kostüm des neunten Bildes und von Prinzessin Alma im Kostüm des achten Bildes.

König Nicolo

Nur kein Gelächter! Toren seid auch ihr
So blind wie ich. Gleich werd' ich's euch beweisen:
Ihr geht, so glaubt ihr, auf Vergnügungsreisen,
Um fremder Menschen fremdes Land zu schauen,
Am seltnen Anblick schneebedeckter Höhen,
Am nie erträumten Blau weltferner Seen,
Um euren Sinn an all dem zu erbauen,
Was nicht ihr selber seid. Und hofft auch hier
In diesem Haus am Funkelnagelneuen,
Am Unbekanntesten euch zu erfreuen —
Ich schwör's euch zu: Erst dann seid ihr entzündet,
So wie's bei jedem anderen Wunderding
Im Grund besehen auf eurer Reise ging,
Wenn ihr in uns euch selber wiederfindet.

Prinzessin Alma

Wer seid ihr nun, die ihr euch hier vereint?
Kapitalisten, Krieger, Volksvertreter,
Gelehrte, Hochzeitspärchen, Schwiegerväter —
Und wieder weiß ich ganz genau: Ihr scheint
Euch all so grundverschieden an Gestaltung,

Kunstwerken gleich, die sich zur Prachtentfaltung
Ein großer Lebenskünstler auserkor.
Und doch nenn' ich sofort euch zwei Gestalten,
Die unbotmäßig in euch allen walten:
Ein kleiner König und ein großer Tor.

König Nicolo

Des Königs Auftritt komm' ich nun zu melden:
Ein König, wie zu dutzend Malen schon
Er hoffnungslos gekämpft um seinen Thron.
Ehrt ihr in ihm den Menschen statt des Helden,
Dann sei für uns der Ruhm heut auserbeten,
Vor einem Haus von Königen aufzutreten.

Prinzessin Alma

Und dann meld' ich zugleich euch einen Toren,
Wie kaum noch einer die Vernunft verloren.
Mit nichts als Einfalt, nichts als Unverstand,
Mit nichts als kümmerlichen Winkelzügen
Ringt er verzweifelt um das kleine Land,
In dem der Kindheit Märchenträume liegen.
Und regnet's Prügel knüppelhageldick,
Er schrickt vor weiteren Kämpfen nicht zurück.
Doch seiner Torheit Gipfel zu beschreiben,
Muß unserem Schauspiel vorbehalten bleiben.
Eins nur verrat' ich noch: Was an Verbrechen
Ein Mensch in blindem Aberwitz begeht,
Sei er zu richten, sei er freizusprechen,
Mit eherner Schrift in seinem Schuldbuch steht:
Beleidigung der eigenen Majestät.

König Nicolo

Nehmt unser Spiel denn als ein buntes Bild
Der Menschenwürde mit Genuß entgegen.

Ich zeig' es euch nicht äußeren Glanzes wegen.
Und wenn's von Torheit maßlos überquillt,
So mögt ihr um so ernster überlegen,
Daß es der nackten Menschenwürde gilt.

Prinzessin Alma

Nur keinen Beifall! Flammende Morgenröte
Pflegt Botin eines trüben Tags zu sein,
So wahr uns Abendglut auf Sonnenschein
Auch für die morgige Feier Aussicht böte.

König Nicolo

Prinzessin Alma die Hand reichend.

Nun laß uns in der Seele Schlünden wühlen,
Laß schweifen uns durchs dunkle Menschentum!

Prinzessin Alma

zum Publikum.

Dann werdet ihr die stolze Freude fühlen,
Mit Freiheit, Adel, Majestät und Ruhm
Gleichwie mit goldnen Aepfeln Ball zu spielen!

ERSTER AUFZUG

ERSTES BILD

Thronsaal.

Erster Bedienter sich aus dem Fenster beugend. Sie kommen! Das wälzt sich näher und näher, wie das Jüngste Gericht!

Zweiter Bedienter stürzt zur gegenüberliegenden Tür herein. Weißt du, daß der König gefangen sitzt?

Erster Bedienter. Unser König gefangen?!

Zweiter Bedienter. Seit gestern früh! Die Hunde haben ihn ins Gefängnis geworfen!

Erster Bedienter. Dann machen wir uns am besten aus dem Staub, sonst verfahren sie mit uns, als wären wir die Betten gewesen, auf denen er ihre Kinder verführt hat!

Die Bedienten stürzen hinaus. Bewaffnet, mit Blut besudelt, vom Kampf erhitzt, treten Pietro Folchi, Filipo Folchi, Andrea Valori nebst einigen Bürgern auf.

Pietro Folchi stößt eines der Bogenfenster auf und spricht zu der draußen versammelten Menge. Mitbürger! — Die Gassen von Perugia sind mit den Leichen unserer Kinder und Brüder bedeckt. Manchem von euch ist es heiligster Wunsch, einen teuren Toten zu würdiger Ruhestätte zu geleiten. — Mitbürger! Vorher

gilt es noch eine höhere Pflicht zu erfüllen. Laßt uns so rasch als möglich das Unsrige tun, daß die Toten nicht einzig zum Ruhm ihrer Tapferkeit starben, sondern zum dauernden Glück ihres Vaterlandes! Nutzen wir den Augenblick! Geben wir unserem Staat eine Verfassung, die seine Kinder in Zukunft vor der Mordwaffe schützt und seinen Bürgern den gerechten Lohn ihrer Arbeit sichert!

Die Bürger. Es lebe Pietro Folchi!

Andrea Valori im Eingang des Saales nach außen sprechend. Mitbürger! Wir können diesen teuer erkämpften Platz, eh' wir ihn wieder verlassen, nur dadurch vor unseren Feinden schützen, daß wir uns jetzt schon über die zukünftige Staatsform einigen. Den ehemaligen König halten wir im Gefängnis verwahrt; die Patrizier, die ihr Nichtstun mit unserem Schweiß bestritten, sind auf der Flucht nach den Nachbarstaaten. Nun frage ich euch, Mitbürger, proklamieren wir, wie es in Florenz, wie es in Parma, in Siena geschehn ist, in unserem Staate die Umbrische Republik?

Die Bürger. Es lebe die Freiheit! Es lebe Perugia! Es lebe die Umbrische Republik!

Pietro Folchi. Schreiten wir ohne Verzug zur Wahl eines Podesta!

Die Bürger. Es lebe unser Podesta Pietro Folchi! Es lebe die Republik Perugia!

Andrea Valori. Mitbürger! Keine Uebereilung in dieser Stunde! Es gilt, die erstrittene Macht derart zu befestigen, daß sie uns, solange wir leben, nicht entrungen werden kann! Gelingt uns das, wenn wir Umbrien zur Republik machen?! Unter dem Schutze republikanischer Freiheit werden die verjagten Herrensöhne sich die Eitelkeit unserer eigenen Töchter zunutze ma-

chen, um uns unversehens, während des nächtlichen Schlummers wieder in Ketten zu schmieden! Blickt hinüber nach Florenz! Blickt nach Siena! Ist dort nicht die Freiheit nur der Deckmantel wüstester Willkürherrschaft, unter der der Bürger zum Bettler wird? Unter seinen Königen ist Perugia zu Macht und Wohlstand emporgediehen, bis das Zepter einem Dummkopf und Wüstling in die Hände geriet. Erheben wir den Würdigsten unter uns auf seinen Thron! Nur dann werden wir selber, so wie wir vom Kampf ermattet hier stehen, in Zukunft die Aristokraten unserer Stadt und die Herren des Landes sein; nur dann werden wir uns dauernd und in Ruhe unserer heißerrungenen Vorrechte erfreuen können!

Die Bürger. Es lebe der König! Es lebe Pietro Folchi!

Einige Stimmen. Es lebe die Freiheit!

Die Bürger lauter. Es lebe unser König Pietro Folchi! Es lebe König Pietro!

Einige Bürger unwillig den Saal verlassend. Dafür vergossen wir unser Blut nicht! Nieder mit der Knechtschaft! Es lebe die Freiheit!

Die Bürger. Hoch lebe König Pietro!

Pietro Folchi besteigt den Thron. Durch eure Wahl dazu berufen, besteige ich diesen Thron und nenne mich König von Umbrien! — Die Mißvergnügten, die unter dem Rufe nach Freiheit aus unserer Mitte schieden, sind nicht weniger die Feinde unseres Staates als die adligen Faulenzer, die unsern Mauern den Rücken kehrten. Ich werde ein wachsames Auge auf sie haben, denn sie fochten an unserer Seite nur in der Hoffnung, in den Trümmern unserer teuren Stadt plündern zu können. Wo ist mein Sohn Filipo?

Filipo Folchi aus der Menge tretend. Was befehlt Ihr, mein Vater?

König Pietro. An den Schrammen, die du über dem Auge trägst, sehe ich, daß du gestern und heute dem Tode nicht aus dem Wege gingst! Ich ernenne dich zum Befehlshaber unserer Kriegsmacht. Verteile die uns ergebenen Söldner auf die zehn Tore der Stadt und laß auf dem Markte die Werbetrommel schlagen! Perugia muß in allerkürzester Frist zu einem Zuge nach den Grenzen gerüstet sein. Du haftest mir für das Leben eines jeden Bürgers und stehst mir gut für die unverbrüchliche Sicherheit allen Eigentums! Nun laß den ehemaligen König von Umbrien aus seiner Gefangenschaft heraufführen, denn es ziemt sich wohl, daß niemand anders als ich ihm sein Urteil verkünde.

Filipo. Eure Befehle sollen pünktlich vollzogen werden. — Hoch König Pietro! *Ab.*

König Pietro. Wo ist mein Schwiegersohn, Andrea Valori?

Andrea Valori vortretend. Hier, mein König, bin ich zu Eurem Befehl.

König Pietro. Ich ernenne dich zum Schatzmeister des Königreiches Umbrien. Du und mein Vetter Giulio Diaceto und unser berühmter Rechtsgelehrter Bernardo Ruccellai, dessen beredtes Wort im Auslande unsere Stadt zu wiederholten Malen vor Blutvergießen bewahrt hat —: Ihr drei werdet meine Ratgeber bei der Erledigung der Staatsgeschäfte sein. *Nachdem die Gerufenen vorgetreten.* Stellt euch mir zur Seite! *Sie tun es.* Der hohen Pflicht, über andere zu herrschen, kann ich nur genügen, wenn die verdienstvollsten Männer des Vaterlandes ihr Leben in meinen Dienst stellen. — Und nun geht, ihr übrigen, um die Opfer des zwei-

tägigen Kampfes zu bestatten. Damit sie nicht umsonst für ihrer Brüder und Kinder Wohl in den Tod gegangen sind, lasset den heutigen Tag einen Tag der Trauer und der ernstesten Wachsamkeit sein.

Alle verlassen den Saal bis auf König Pietro, den Staatsrat und einige Landsknechte. Hierauf wird der gefangene König von Filipo Folchi und zwei Bewaffneten hereingeleitet.

Der König. Wer erdreistet sich, uns durch die Gewalt dieser pflichtvergessenen Schelme hierher führen zu lassen?

König Pietro. Durch die Bestimmung unserer Gesetze war die Königsgewalt in Umbrien dir als dem ältesten Sohne des Königs Giovanni zugefallen. Du hast deine Macht verwandt, um mit Dirnen und Buhlknaben den Namen eines Königs zu entwürdigen. Schwelgereien, Maskenbälle und Jagden, durch die du den Staatsschatz vergeudet und das Land arm und wehrlos gemacht hast, zogst du jeder fürstlichen Beschäftigung vor. Du hast uns unsere Töchter geraubt und dein Treiben war unseren Söhnen das verderblichste Beispiel. Du hast für des Staates Wohlergehen so wenig wie für dein eigenes gelebt. Du schafftest nur an deinem und unseres Vaterlandes Untergang!

Der König. Mit wem redet der Schlächtermeister?

Filipo Folchi. Schweig!

Der König. Gebt mir mein Schwert zurück!!

Andrea Valori. Legt ihm Fesseln an! Er wird rasend!

Der König. Der Schlächtermeister soll weiter sprechen!

König Pietro. Dein Leben ist verwirkt und liegt in meiner Hand. Aber ich lasse das Todesurteil unvoll-

streckt, wenn du hier in einer staatsrechtlichen Urkunde zu meinen Gunsten und zugunsten meiner Erben für dich und deine Anverwandten auf die Königswürde Verzicht leistest und mich als deinen Herrn, als rechtmäßigen Nachfolger und als Herrscher von Umbrien anerkennst.

Der König lacht laut auf. Hahaha, man verlange von einem Karpfen, der in der Pfanne liegt, er möge darauf verzichten, Fisch zu sein. Daß dieses Gewürm unser Leben in seiner Macht hat, beweist freilich, daß die Fürsten nicht unter die Götter gehören, weil sie wie Menschen sterblich sind. Töten kann auch der Blitzstrahl; aber wer als König geboren ist, stirbt nicht als Mensch! Es lege einer dieser Handwerker Hand an uns, wenn ihm nicht vorher das Blut in den Adern erstarrt! Dann mag er sehen, wie ein König stirbt!

König Pietro. Ihr seid Euch selbst mehr Feind, als es Eure Todfeinde sein könnten. Wollt Ihr denn nicht Verzicht leisten, so lassen wir in dankbarem Andenken an die segensreiche Herrschaft des Königs Giovanni, dessen leibliches Kind Ihr seid, Milde walten und verbannen Euch von heute ab auf ewig unter Verhängung der Todesstrafe aus den Grenzen des Umbrischen Staates.

Der König. Verbannen, hahaha! Wer in der Welt will den König verbannen! Aus einem Lande, dessen Beherrschung ihm vom Himmel verliehen ist, soll ihn die Todesangst fernhalten! Nur ein Handwerker kann sich das Leben so teuer und die Königskrone so wohlfeil ausmalen! — Hahaha, diese bedauernswürdigen Toren scheinen sich einzubilden, wenn man einem Schlächtermeister eine Krone aufsetzt, dann werde ein König daraus. Schau einer hin, wie der Dickwanst

bleich und zitternd dort oben klebt, gleich einem an die Wand geschleuderten Käse! — Hahâha, wie sie uns anstarren, die blöden Dickköpfe mit ihren feuchten Hundeaugen, als wäre ihnen der Sonnenball vor die Füße gefallen!

Prinzessin Alma stürzt herein. Fünfzehn Jahre alt, mit wirrem Haar, in reicher aber zerfetzter Kleidung, an der Tür die Wachen durchbrechend. Laßt mich hindurch! Laßt mich zu meinem Vater! Wo ist mein Vater? *Vor dem König zusammensinkend und seine Knie umfassend.* Vater! Hab' ich Euch wieder! Mein innigstgeliebter Vater!

Der König zieht sie empor. So halte ich dich unversehrt wieder in meinen Armen, du mein teuerstes Kleinod! Warum mußt du mit deinem herzzerfleischenden Jammer eben in diesem Augenblicke vor mich hintreten, wo ich die blutlechzende Meute schon beinahe wieder unter die Füße gestampft hatte!

Alma. Dann laßt mich mit Euch sterben! Den Tod mit Euch zu teilen, ist mir höchste Seligkeit gegen alles, was ich in diesen beiden Tagen in den Straßen von Perugia erlebt habe. Stoßt mich nicht von Euch! Man ließ mich nicht zu Euch ins Gefängnis, aber nun seid Ihr wieder mein! Bedenkt, mein Vater, daß ich keinen anderen Menschen auf dieser weiten Welt habe als Euch!

Der König. Mein Kind, mein liebes Kind, warum zwingst du mich, vor meinen Mördern zu bekennen, wie schwach ich bin! Geh, ich habe mein Geschick selbst über mich heraufbeschworen; laß es mich allein tragen! Von meinen ärgsten Feinden, das werden dir diese Männer bestätigen, hast du jetzt mehr Gnade und

Glück zu hoffen, als wenn du dich an deinen vom Schicksal zerschmetterten Vater klammerst.

Alma in höchster Leidenschaftlichkeit. Nein, sagt das nicht! Ich beschwöre Euch, sprecht das nicht noch einmal aus! — *Schmeichelnd.* Bedenkt doch nur, es ist ja noch gar nicht entschieden, daß sie uns hinmorden. Und wenn wir lieber sterben, als daß wir uns voneinander trennen, wer auf dieser Welt kann uns dann etwas anhaben!

König Pietro, der sich während dieser Szene mit dem Staatsrat leise verständigt hat, zum König gewandt. Die Stadt Perugia wird Eurer Tochter bis zu ihrer Mannbarkeit die sorgsamste Erziehung angedeihen lassen und wird sie alsdann mit einem fürstlichen Heiratsgut ausstatten, wenn Eure Tochter das Versprechen ablegt, meinem Sohne Filipo Folchi, der mein Nachfolger auf diesem Throne sein wird, die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen.

Der König. Hast du's gehört, mein Kind? Der Thron deines Vaters steht dir offen!

Alma. O mein Gott, wie könnt Ihr Eures armen Kindes so spotten!

König Pietro zum König. Was dich betrifft, so werden dich noch in dieser Stunde Bewaffnete unter meines Sohnes Führung bis an die Grenze des Landes bringen. Laß dich's nicht gelüsten, noch je einen Fußbreit unseres Staates zu betreten, *langsam und mit Nachdruck* wenn dein Haupt nicht auf dem Markt von Perugia unter Henkershand fallen soll.

Filipo Folchi läßt den König und die Prinzessin, die sich fest an ihren Vater klammert, durch Bewaffnete abführen. Er will ihnen eben folgen, als er von dem

atemlos hereinstürzenden Benedetto Nardi in vollster Wut am Arm gepackt wird.

Benedetto Nardi. Hab' ich dich, Schandbube! *Zu König Pietro.* Dieser dein Sohn, Pietro Folchi, hetzte gestern abend im Verein mit seinen Zechbrüdern mein wehrloses Kind durch die Gassen der Stadt und stand im Begriff, ihr Gewalt anzutun, als zwei meiner Gesellen, auf ihr Wehgeschrei herbeigeeilt, die Nichtswürdigen mit Stockhieben in die Flucht jagten. — Da trägt der Bube noch die blutigen Schrammen über dem Auge!

König Pietro aufbrausend. Verteidige dich, mein Sohn!

Filipo Folchi. Er spricht die Wahrheit.

König Pietro. Zurück in die Werkstatt mit dir! Von meinem eigenen Sohn muß ich meine Herrschaft am ersten Tage in der ruchlosesten Weise geschändet sehen! Dich treffe das Gesetz mit seiner grausamsten Strenge! Und nachher bleib an der Schlachtbank stehen, bis die Bürger Perugias auf den Knien vor mir liegen, um Gnade für dich zu erflehen! — Legt ihn in Ketten!

Die Söldner, die den König hinausgeführt, kommen mit Alma zurück. Ihr Führer wirft sich, ein Knie beugend, vor dem Throne nieder.

Der Söldner. Laßt, o Herr, Eure Knechte das furchtbare Unglück nicht entgelten! Wie wir den König eben hier vor dem Portal über die Brücke San Margherita führen, kommt uns ein Fähnlein unserer Kameraden entgegen und drängt uns an die Brustwehr. Diese Gelegenheit nutzte der Gefangene, um sich mit gewaltigem Sprung in die vom Regen angeschwollenen Fluten zu stürzen. All unserer Kraft bedurften

wir, um diese Jungfrau zu hindern, ein gleiches zu tun; und als ich mich dem Gefangenen nachstürzen wollte, hatten ihn die tosenden Wogen längst unter sich begraben.

König Pietro. Sein Leben ist das bedauernswerteste Opfer nicht in diesen blutigen Tagen! Für ihn sind hundert Bessere gefallen. — *Zu den Staatsräten.* Man führe das Kind zu den Ursulinerinnen und halte es in sorglichster Obhut. *Sich erhebend.* Die Sitzung des Staatsrates ist geschlossen.

Alle Anwesenden. Heil dem König Pietro!

ZWEITES BILD

Heerstraße. Waldsaum.

Der König und Prinzessin Alma, beide in Bettlerkleidern.

Der König. Wie lange ist es jetzt her, daß ich dich von Ort zu Ort schleppe und du für mich bettelst?

Alma. Ruht Euch aus, Vater; nachher werdet Ihr besserer Laune sein.

Der König setzt sich am Wege nieder. Warum verschlangen mich an jenem Abend die tobenden Wogen nicht! Dann wäre alles längst vorbei!

Alma. Stürztet Ihr Euch denn über den Brückenrand, um Eurem Leben ein Ende zu bereiten? Ich wußte doch, welch eine Kraft in Euren Armen wohnt, und daß Euch das reißende Wasser zur Freiheit verhelfen werde. Wo hätte ich ohne diese Zuversicht den

Mut hergenommen, aus dem Kloster und aus der Stadt zu entfliehen!

Der König. Hier unten liegen die reichen Jagdgründe, in denen ich mit der Hofgesellschaft auf die Reiherbeize ritt. Du warst noch zu jung, um uns zu begleiten.

Alma. Daß Ihr dieses kleine Land Umbrien nicht verlassen wollt, mein Vater! Die Welt ist so groß! In Siena, in Modena harren Euer die Anverwandten. Ihr würdet mit Jubel begrüßt und Euer teures Haupt wäre endlich in Sicherheit.

Der König. Du opferst mir viel, mein Kind! Trotzdem bitte ich dich, mir diese eine immer wiederkehrende Frage nicht mehr zu stellen. Darin eben liegt mein Verhängnis: Vermöchte ich dieses Land zu verlassen, dann hätte ich auch seine Krone nicht verloren. Aber meine Seele wird von Wünschen beherrscht, die ich auch um mein Leben nicht unerfüllt lassen kann. Als König glaubte ich mich sicher genug vor der Welt, um ohne Gefahr meinen Träumen leben zu können. Ich vergaß, daß der König wie auch der Bauer und jeder andere Mensch nur der Wahrung seines Standes und der Verteidigung seines Besitzes leben darf, wenn er nicht beides verlieren will.

Alma. Jetzt spottet Ihr Euer selbst, mein Vater!

Der König. Das ist der Gang der Welt! — Du findest, daß ich meiner spotte? — Das wäre schon wenigstens etwas, wofür die Menschen vielleicht unseren Unterhalt bestreiten möchten. So wie ich mich ihnen jetzt darbiete, bin ich nicht zu verwenden. Entweder verletze ich sie durch Anmaßung und Stolz, zu denen mein Bettlergewand im lächerlichsten Gegensatz steht, oder mein höfliches Benehmen macht sie mißtrauisch, da

bei ihnen mit schlichter Bescheidenheit niemand auf einen grünen Zweig gelangt. Wie zerquälte ich meinen Geist schon in diesen sechs Monaten, um mich in ihr Wesen und Treiben zu finden. Aber von allem, was ich einst als Erbprinz von Umbrien lernte, läßt sich in ihrer Welt nichts verwerten; und von allem, was sich in ihrer Welt verwerten läßt, habe ich als Prinz nichts gelernt. — Gelänge es mir aber, meiner Vergangenheit zu spotten, wer weiß, mein Kind, ob wir dann nicht noch einmal an reich gedeckter Tafel Platz finden! Denn wenn der Schweineschlächter auf den Thron erhoben wird, dann bleibt für den König schlechterdings keine andere Lebensstellung im Staate mehr übrig, als die eines — Hofnarren.

Alma. Entrüstet Euch in Eurer Müdigkeit nicht so, mein Vater. Seht, daß Ihr ein wenig schlummert! Ich schaue nach frischem Wasser aus, um Euren Durst zu löschen und Eure glühende Stirn zu kühlen.

Der König sein Haupt zurücklehnend. Dank dir, mein Kind!

Alma ihn küssend. Geliebter Vater! *Ab.*

Der König erhebt sich, plötzlich auffallend munter. Wie ich jetzt erst dieses schöne Land lieben lerne, seit ich unter steter Lebensgefahr darin umherschweife! — Auch das schlimmste Unheil führt doch immer sein Gutes mit: hätte ich mich um mein braves Volk von Perugia und Umbrien nicht so blutwenig geschert, hätte es mich nicht je nur im Karneval im Maskenflitter zu sehen bekommen, Gott weiß, ob ich dann nicht schon längst erkannt worden wäre! — Da kommt wieder einer von der Sorte!

Ein Gutsbesitzer kommt des Weges daher.

Der König. Gott zum Gruß, Herr! Habt Ihr nicht Arbeit für mich auf Eurem Gute?

Der Gutsbesitzer. Für dich möchte sich lohnende Arbeit auf meinem Gute wohl finden, aber gottlob wird mein Haus von kräftigen Wolfshunden bewacht. Und hier, siehst du, trage ich ein Weidmesser, das ich so gut zu handhaben verstehe, daß ich dir nicht raten möchte, mir noch einen Schritt näherzukommen!

Der König. Herr, Ihr habt es auch nicht vom Himmel verbrieft, daß Ihr nicht noch einmal, um nicht zu hungern, um Arbeit bitten müßt!

Der Gutsbesitzer. Hahaha! Wer arbeiten will, um nicht zu hungern, der ist mir schon gerade der rechte Arbeiter! Erst kommt die Arbeit und dann der Hunger! Wer ohne Arbeit leben kann, der verhungere lieber heute als morgen!

Der König. Herr, Ihr hattet wohl klügere Lehrmeister als ich!

Der Gutsbesitzer. Das will ich wohl hoffen! — Was hast du gelernt?

Der König. Das Kriegshandwerk.

Der Gutsbesitzer. Damit ist Gott sei Dank unter der Herrschaft König Pietros, den uns der Himmel noch lange erhalten möge, in Umbrien wenig mehr zu verdienen. Stadt und Land genießen der Ruhe und mit den Nachbarstaaten leben wir endlich in Eintracht.

Der König. Herr, Ihr werdet mich für jede Arbeit auf Eurem Gute brauchbar finden.

Der Gutsbesitzer. Ich werde mir das Geschäft überlegen. Du scheinst mir ein harmloser Bursche zu sein. Ich bin auf dem Wege zu meinem Neffen, der in Todi ein großes Haus und Familie hat. Nach Mit-

tag komme ich zurück. Erwarte mich hier an dieser Stelle. — Vielleicht nehme ich dich dann mit. — *Ab.*

D e r K ö n i g allein. Wer ohne Arbeit leben kann, der verhungere! Welche Weistümer dieses Geschmeiß hegt, um sich sein kümmerliches Dasein zu ermöglichen! — Und ich? — Nicht einmal meinem Kinde kann ich zu essen geben! Mir ward vom Himmel eine Herrlichkeit überantwortet, wie sie unter Millionen Menschen nur einem zuteil wird! Und ich kann nicht einmal meinem Kinde zu essen geben! Mir gestaltete mein gütiger Vater jede Stunde des Tages durch fröhliche Spielgefährten, durch die weisesten Lehrer, durch den ehrerbietigsten Dienertroß zum Freudenfeste; und mein Kind muß zitternd vor Kälte am Heerweg unter dem Zaun schlafen! — Erbarm' dich ihrer, o Gott, und tilg' die Liebe zu mir Elendem aus ihrem Herzen! *Sehr leichtherzig.* Mir soll dann begegnen was will — ich trag' es leicht!

A l m a stürzt mit aufgelöstem Haar aus dem Gebüsch. Vater! Jesus Maria! Mein Vater! Steht mir bei!

D e r K ö n i g sie in die Arme schließend. Was ist dir, Kind?

E i n L a n d s t r e i c h e r, der das Mädchen verfolgt hat, tritt vor und stutzt. Ah!? — — Wie kann ich wissen, daß ein anderer sie hat!

D e r K ö n i g stürzt mit erhobenem Stock auf ihn los. Von hinnen, du Hundeseele!

D e r L a n d s t r e i c h e r. Ich Hundeseele? — Was bist denn du??

D e r K ö n i g schlägt ihn. Das bin ich! — Und das! — Und das!

Der Landstreicher sucht das Weite.

Alma sich bebend an ihren Vater schmiegend. O mein Vater! Ich beuge mich über die Quelle, da stürzt sich der Mensch auf mich!

Der König schwer atmend. Beruhige dich, mein Kind . . .

Alma. Mein armer Vater! Daß ich, statt Euch helfen zu können, noch Eurer Hilfe bedarf!

Der König. Ich bringe dich heute noch nach Perugia. Wirf dich dem König Pietro zu Füßen . . .

Alma. O laßt mich das nicht immer wieder hören! Ich Euch verlassen, wo Euch täglich der Tod bedroht!

Der König. — Es wird in Zukunft wohl klüger sein, wenn du statt in Frauentracht in Männerkleidern gehst. Wunder genug, daß dich die Vorsehung bis heute vor den Schrecknissen bewahrt hat, die dich bei unserem Umherirren bedrohen! In Männerkleidern wirst du sicherer sein. — Ein Bauer kam eben des Weges. Wenn er zurückkehrt, will er mich mitnehmen und mir Arbeit auf seinem Gute geben.

Alma. Wollt Ihr wirklich den Versuch noch einmal unternehmen, Euch in die Knechtschaft von Leuten zu verdingen, die so abgrundtief unter Euch stehen?

Der König verdutzt. Das sagst du, mein Kind! Warum stehen sie unter mir? — Uebrigens ist es noch gar nicht sicher, daß er mich seiner Arbeit für würdig findet. — Heißt er mich aber mitgehen, dann folge uns, auf daß ich dir meinen Platz unter seinem Dache überlassen kann.

Alma. Nein, nein, meinetwegen dürft Ihr Euch kein Ungemach bereiten. Wie hätte ich das um Euch verdient!

Der König. Weißt du auch, mein Kind, daß ich heute wahrscheinlich längst wegen gemeinen Straßen-

raubes am lichten Galgen hinge, wenn ich dich, mein Kleinod, nicht als Schutzengel bei mir hätte?! — *Er läßt sich am Wege nieder.* Nun laß uns hier in geduldiger Ergebung des *ironisch* allgewaltigen Mannes harren, dessen Rückkunft über unser Sehnen und Hoffen, mit Menschen in Gemeinschaft leben zu dürfen, entscheiden wird.

DRITTES BILD

Damenschneiderwerkstatt.

Der König in Gesellentracht sitzt, an einem reichen Frauenkleid arbeitend, mit untergeschlagenen Beinen auf den Stufen. Meister Pandolfo tritt geschäftig herein.

Meister Pandolfo. Pünktlich bei der Arbeit, Gigi! Pünktlich bei der Arbeit! Brav, Gigi!

Der König. Der Hahn hat gekräht, Meister!

Meister Pandolfo. Künftig rüttle mir nur auch die Gesellen gleich aus dem Schlaf! In Gesellschaft, Gigi, arbeitet sich's besser als allein. *Nimmt ihm die Arbeit aus den Händen.* Sieh her, Gigi! *Er zerreißt das Kleid.* Ratsch! — Was helfen Frühaufstehen und Spätschlafengehen, wenn die Nähte nicht halten! Und die Knopflöcher, Gigi! Haben dir die Ratten dabei geholfen? Ich habe für Ihre Majestät die Königin Amalie schon gearbeitet, als ihr Mann noch Mortadella und Salami fabrizierte. Soll mir deine Pfuscherei die hohe Dame jetzt abspenstig machen? He, Gigi?

Der König. Wenn ich Euch zum Schaden arbeite, dann schickt mich fort!

Meister Pandolfo. He, diese Grobheit, Gigi! — Du glaubst wohl, in Baschi noch die Schweine zu hüten?! Vierzig Jahre auf dem Buckel und nichts gelernt! Pack dich aus meinem Haus, Landstreicher, und sieh, wo du dein Essen findest!

Der König erhebt sich und schüttelt die Flicken ab. Ich nehme Euch beim Wort, Meister!

Meister Pandolfo. Zum Henker, Tollkopf, verstehst du keinen Spaß? Kann ich meinem Lehrbub mehr Liebe antun, als wenn ich ihm die Arbeit gebe, die sonst der Meister verrichtet?! Laß ich dich nicht, seit du bei mir bist, sämtliche Gewänder zuschneiden? Hol' mich der Teufel, daß ich dir deinen Schnitt nicht absehen kann! Aber die Damen von Perugia sagen: Meister Pandolfo, seit der alte Lehrbub bei Euch schafft, hat Eure Arbeit einen vornehmen Schnitt! Aber was hilft das vornehme Zuschneiden, wenn den Jungfrauen beim Tanz die Nähte platzen! Du wirst nie Geselle, Gigi, wenn du nicht nähen lernst! Mein lieber süßer Gigi, siehst du denn nicht selbst, daß ich nur dein Bestes will?!

Der König. Gut, Meister Pandolfo, ich bleibe bei Euch, wenn Ihr mir von nun an jede Woche außer freier Verpflegung noch dreißig Soldi bezahlt.

Meister Pandolfo. Das verspreche ich dir, Gigi! — So wahr ich hier stehe, verspreche ich dir das! — Dreißig Soldi willst du? — Ja, ja, dreißig Soldi! Ja, ja! — Das Kleid für Ihre Majestät die Königin muß bis zum Mittag fix und fertig genäht sein. Also fleißig, Gigi! Immer fleißig! — *Ab.*

Der König lächelt, nachdem Meister Pandolfo die Werkstatt verlassen, verächtlich vor sich hin und setzt sich dann wieder zur Arbeit. Prinzessin Alma steckt nach einer Weile den Kopf zur Tür herein.

Alma. Seid Ihr allein, Vater?

Der König freudig aufspringend. Mein Kleinod!

Alma tritt ein. Sie trägt einen schmucken schwarzen Knabenanzug. Hört uns auch niemand?

Der König. Der Meister sitzt oben beim Frühtrunk und die Gesellen schlafen noch. — Die Augenblicke, mein Kind, die ich mit dir zusammen bin, entschädigen meine Seele für Tage des dumpfen Hindämmerns. Wüßtest du, welch endlose Gespräche ich mit dir führe, wie lieb und verständig du mir auf alles antwortest! Verlaß mich nicht! Es ist ein neues Verbrechen, das ich mit dieser Bitte an dir begehe, aber ich bin eben ein schwacher Mensch!

Alma sehr vergnügt, beinah übermütig. Jetzt, mein Vater, wird es bald anders mit uns werden. Der alte Gerichtsschreiber, bei dem ich vor zwei Monden als Laufbursche eintrat, läßt mich schon all seine Akten kopieren. Nächste Woche will er mich mit in den Gerichtssaal nehmen, damit ich statt seiner das Protokoll führe. — O mein Vater, wenn es mir noch einmal gelänge, daß das Todesurteil, das Euch jetzt, da wir wieder hier in Perugia sind, furchtbarer denn je bedroht, von Eurem Haupte genommen würde! — Ob man Euch wieder auf den Thron erhebt, kann ich bei meiner weiblichen Unkenntnis der Politik nicht ermessen. Aber höher als einen Fürsten würde man Euch verehren! Müßt Ihr nicht auch etwas Göttliches haben, daß Ihr trotz Eurer Bedrängnis einen Menschen so mit Seligkeit erfüllen könnt, wie ich das empfinde!

Welch einen Reichtum an Glück müßt Ihr erst auszuteilen haben, wenn Euch die Fesseln abgenommen sind. Dann reißen sich Tausende um Euch und Ihr habt keinen König mehr um die Last seiner Krone zu beneiden!

Der König. Rede nicht weiter von mir. Ich muß in Verborgenheit abwarten, bis meine Stunde gekommen ist. — Aber du, mein Kind, fühlst du dich denn nicht todunglücklich unter der Last deiner Arbeit? — Wird dein Herr nicht grob und verächtlich, wenn er gerade einen Menschen braucht, um seine schlimme Laune auszulassen?

Alma lustig. Aber fühlt Ihr denn gar nicht, mein Vater, wie lebensfroh mir zumute ist?! Die Menschen, denen ich diene, wissen Erziehung und Bildung zu schätzen. *Mit Empörung.* Ihr hingegen atmet hier unter einer Menschenbrut, die Eure Seele, ohne es zu wissen und zu wollen, durch all ihre Lebensgewohnheiten peinigen muß. Ich sehe Euch über jede Erwiderung in die Zähne knirschen; ich sehe, wie Euch bei den Mahlzeiten der Ekel den Hals zuschnürt. *Sich besinnend.* O verzeiht meine Worte! Sie achten Eurer schmerzhaftesten Wunden nicht!

Der König sichtlich erheitert mit wachsender Munterkeit. Nun denke dir, mein liebes Kind, infolge dieser außergewöhnlichen Ursachen werde ich von Meister Pandolfo als sein fleißigster Arbeiter geschätzt! In Baschi, wo ich das Vieh hütete, hatte ich mein Nachtlager unter einem entlegenen Vordach hinter den Ställen. Da hing ich denn jeden Morgen, auf dem Rücken liegend, meinen Träumen nach, bis die Sonne über mir im Zenit stand. Deshalb gab mir der Bauer den Laufpaß. Hier hingegen schlafe ich mit drei gemeinen Gesellen zusammen und bin deshalb der erste, der sich

erhebt und der letzte, der sich zur Ruhe legt. Für mich schläft es sich nun einmal in Gesellschaft von Menschen nicht so gut, wie unter Tieren. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß ein so fleißiger Arbeiter in mir steckt! Die Arbeit dient mir geradezu als eine Art von Zuflucht! *Begeistert.* Und dann die herrlichen Farben der schweren Samte, der Glanz der Goldbrokate, alles das erfrischt mir die Seele derart, daß ich danach lechze, wie nach einem stärkenden Trank. — *Stolz und selbstbewußt.* Und dann hat Meister Pandolfos findiger Geist nämlich gleich in den ersten Tagen eine Begabung in mir entdeckt, von der ich selber aufs höchste überrascht war und von deren Betätigung ich mich, offen gesagt, leichten Herzens nicht wieder trennen würde. Er fand, daß ich mich besser als jeder seiner Gesellen und als er selbst dazu eigne, nach freiem Auge die Stoffe für die Damenkleider so zuzuschneiden, wie sie die Gestalt am schönsten zur Geltung bringen. So zum Beispiel hätte ich dieses Wams, das du da trägst, jedenfalls in einer ganz anderen Weise geschnitten, als wie es der *sehr verächtlich* elende Stümper getan hat, dessen Schere eines so herrlichen Tuches gar nicht würdig war!

Alma. O schweigt, mein Vater! Wie könnt Ihr so erbarmungslosen Spott mit Eurem unseligen Geschick treiben!

Der König verblüfft. Schmeichle mir nicht so höhnisch, mein Kind. — Das Geschick treibt seinen Spott mit mir, nicht ich mit ihm!

Alma ihn besänftigend. Geliebter Vater, Ihr bleibt König, was immer Euch in dieser Welt begegnen mag!

Der König. In deinem liebenden Herzen, ja! — Und dadurch verdrängt dein Vater aus deinem Herzen das

Empfinden zum Manne, das in diesen Jahren bei dir erwachen müßte, um dich mit beseligender Gewalt deinem Lebensglück entgegenzuführen. — Um Rang und Reichtum hat dich deines Vaters selbstvergötternde Narrheit schon gebracht; nun bringt er sein Kind auch noch um die höchsten Rechte des Lebens, die die Geschöpfe der Wildnis mit der Menschheit teilen und ohne die auf Thronen so wenig wie in der Hütte das Dasein je als eine Gnade der Götter empfunden ward! — Welcher Wahnwitz verführte mich auch, meine Körperkraft in den Fluten des San Margherita-Baches zu versuchen, statt *mit der Schere das Schwert markierend* Umbrien mit Krieg zu überziehen, die Stadt an ihren vier Enden anzuzünden und meine Krone mit eigener Hand unter den glühenden Trümmern hervorzuholen! — — Aber das war nur die Fortsetzung aller vorangegangenen Torheit!

Alma ärgerlich. Der Himmel erbarm' sich meiner törichten Seele! Wie konnt' ich es fertigbringen, Euch so zu kränken!

Der König. Im Unglück tun die Menschen, ohne es zu wissen und zu wollen, einander weh, so wahr, wie im Glück ein jeder, ohne es zu wissen und zu wollen, dem andern zur Freude lebt! Laß es den Gerichteten nicht entgelten. — Du mußt gehn, mein Kind. Ich höre die Gesellen oben trampeln und schreien.

Alma ihn küssend. Auf morgen früh! *Ab.*

Der König nimmt seine Arbeit wieder auf. Darauf kommen die drei Gesellen herein und setzen sich dicht neben ihn.

Michele. Gigi, wenn du noch einmal vor dem Hahnenschrei aufstehst, dann schlage ich dir in der nächsten Nacht im Schlaf das Nasenbein entzwei. Dann

such' dir die Weiber, denen du deine Fratze künftig noch feilbietest!

Der König scharf abfertigend. Dich möchte es wohl freuen, einen Schlafenden niederzuhauen. Aber nimm deine Knochen dabei in acht, sonst stehst du am nächsten Tag vielleicht überhaupt nicht auf!

Noè. Prächtig herausbezahlt, Gigi! Erzähl' uns doch gleich noch einige von deinen Kriegstaten, damit wir Angst vor dir bekommen!

Der König. Mir ist die Zeit nicht lang. Erzähl' du von deinem Gänseraub beim Pfarrer in Bevagna, wenn deine Ohren nach Heldengeschichten dürsten!

Battista. Heiliger Schutzpatron, steh' uns bei! Sonst bist du immer zahm und duckmäusig, Gigi, als hätten deine Nägel noch keine Laus zerdrückt, und heute möchtest du uns am liebsten alle drei zugleich auf die Nadel spießen!

Der König gelangweilt. Laßt mich doch in Frieden! Mich quält ein hohler Zahn, deshalb kam ich so früh vom Schlafboden herunter.

Noè. Sag' doch die Wahrheit, Gigi! War nicht eben der Page wieder hier, der dir die glühenden Liebesbriefe von der Dame überbringt, für die du das gelbe Seidenkleid zugeschnitten hast?

Der König. Kümmre ich mich vielleicht um deine Liebesbriefe?!

Michele. Du kümmerst dich noch um ganz andere Dinge! Stehst gleich nach Mitternacht auf, um dich im Speichellecken und Achseltragen zu üben! Läßt dir vom Meister die Gesellenarbeit geben und teilst uns die Lehrlingsarbeit zu! Du kommst uns wie die Pest ins Haus!

Battista. — Lehrbub, bring uns die Morgensuppe!

Der König verläßt die Werkstatt.

Noè. Da oben fehlt es ihm: mir tut er leid. Er muß bei einem Herrn von Stand so eine Art Stiefelputzer gewesen sein. Das hat ihm das Hirn im Kopf verschoben.

Battista. Kam dir je ein gewesener Landsknecht vor Augen, der sich von Schneidergesellen so erbärmlich hat schuhriegeln lassen?

Noè. Meine Mutter war Bauernmagd; ich sage das jedem, der mich fragt. Ich stelle mich nicht, als hätte ich den heiligen Vater beim Schlafengehen bedient!

Michele. Ich will euch sagen, warum der Bube so stockdumm ist! Von uns hat sich jeder in der Welt herumgetrieben, und wir hatten oft genug nichts zu beißen. Tut der aber sein Maul einmal auf, dann kommen Flüche aus ihm heraus von einer Ruchlosigkeit, daß sich uns dreien der Magen umkehrt! Dann schämt sich die Erde, daß sie den Unhold hervorgebracht hat; dann schämt sich der Himmel, daß er ihn beschienen hat; dann schämt sich die Hölle, daß sie ihn noch nicht verschlungen hat! — Ihr werdet's erleben!

Der König kommt mit vier hölzernen Löffeln und einem Topf voll Suppe zurück, den er vor die Gesellen hinstellt.

Michele. Her damit, Unhold! Du leckst unsere Löffel ab, wenn wir satt sind!

Der König weicht im Kampf mit sich selbst zurück, sucht zuerst seiner Gefühle Herr zu werden, dann sich gegen die Stirn schlagend. O Fluch über den König, der mich hindert, mich von diesem Schurken prügeln zu lassen! O Fluch über den König, der

mich hindert, diesen Schurken zu zerschmettern, da ich ihn besser begreife, als er mich begreift! O Fluch über den König, der mich hindert, ein Mensch zu sein, wie jeder andere! O dreimal Fluch über den König!

Die Gesellen sind entsetzt aufgesprungen.

Michele. Habt Ihr's gehört? Er lästert den König! Er lästert den König!

Battista und Noè zugleich. Er hat den König gelästert!

Michele. Packt ihn an! Haltet ihn fest! — Meister Pandolfo! — Meister Pandolfo! — Schlagt ihm die Zähne ein!

Meister Pandolfo hereinstürzend. Immer fleißig, Burschen! Was prügelt ihr euch schon so früh in der Werkstatt? Seid ihr besessen?!

Die Gesellen den König an den Armen haltend. Den König hat er gelästert! Fluch auf den König hat er geschrien! Dreimal Fluch auf den König!

Der König, der sich willenlos der Gewalt fügt. Dreimal Fluch auf den König! — So falle denn des Königs Haupt unter dem Henkerbeil!

Die Gesellen. Hört Ihr ihn, Meister Pandolfo!

Der König für sich. Mein armes Kind!

Meister Pandolfo. Bindet ihm die Hände auf den Rücken. Fluch auf unseren lieben guten König Pietro! König Pietros Haupt soll unter dem Henkerbeil fallen! Holt Stricke her! Führt den Hund zum Gericht! Der Landstreicher verjagt mir die beste Kundschaft! Das Haupt König Pietros, der seine Rechnungen so pünktlich bezahlt, wie das überhaupt noch kein König getan hat!

VIERTES BILD

Gerichtssaal.

Am Mitteltisch der Oberrichter, zwei Richter, der Aktuar und als Schreiberjunge Prinzessin Alma, die das Protokoll vor sich hat. Rechts vom Mitteltisch das Katheder für den Prokurator des Königs, links dasjenige des Verteidigers. Rechts auf den Stufen hocken Meister Pandolfo und seine Gesellen als Zeugen. Zu den von Hellebardieren bewachten Ausgängen drängt sich das Volk herein.

Der Oberrichter. Ich eröffne die Sitzung im Namen Seiner erhabenen Majestät des Königs. *Sämtliche Anwesende erheben sich von ihren Sitzen.* — Ich erteile vorerst dem Vertreter der Anklage, dem Herrn Silvio Andreotti, Doktor beider Rechte und Prokurator des Königs, auf sein Verlangen das Wort.

Der Prokurator des Königs. Unter der segensreichen Herrschaft unseres erhabenen und geliebten Königs Pietro *die Anwesenden erheben sich* ist es in unserer Stadt Perugia zur Gepflogenheit geworden, daß dem Bürger, um sein Vertrauen in die unerschütterliche Unbestechlichkeit unserer Rechtsprechung zu befestigen, gestattet wurde, sich während unserer Verhandlungen im Gerichtssaal aufzuhalten. Angesichts des heute zur Verhandlung gelangenden Verbrechens ersuche ich hingegen die Richter, sie möchten die hier versammelten Zuhörer, um sie vor einem allzu tiefen Einblick in die Verworfenheit der menschlichen Natur zu bewahren, von unserer Verhandlung ausschließen.

Der Oberrichter. Dem wohlüberlegten Vorschlage

des würdigen Herrn Prokurators soll entsprochen werden.

Die Zuhörerschaft wird durch Hellebardiere mit quergehaltener Waffe lautlos aus dem Saal gedrängt.

Der Oberrichter. Unser erhabener König Pietro *die Anwesenden erheben sich* hat die weise und gnädige Bestimmung getroffen, daß einem jeden unbemittelten Angeklagten, gleichviel aus welchem Lande er immer sein mag, auf Kosten unserer Stadt ein rechtskundiger Verteidiger zur Seite zu geben sei. Der würdige Herr Corrado Ezzelino, Lehrer und Doktor beider Rechte, hat sich bereit erklärt, heute dieses Amtes zu walten. Nunmehr erteile ich unserem würdigen Herrn Gerichtsaktuar Matteo Nerli auf sein besonderes Verlangen das Wort.

Der Gerichtsaktuar. Hochwürdige und weise Richter! Der Krampf, der infolge einer langjährigen nimmermüden Tätigkeit im Dienste des Gesetzes die Bewegungen meiner Rechten lähmt, läßt mich der Ehre nicht teilhaftig sein, eigenhändig das Protokoll unserer heutigen Verhandlung aufzusetzen. An meiner Seite sehet Ihr meinen Schreiberlehrling, einen mir liebgewordenen aufgeweckten Knaben, trotz seiner Jugend mit ganz außergewöhnlicher Liebe zur Rechtsgelehrsamkeit begabt, dem ich das Niederschreiben des Protokolles unter Führung und Beaufsichtigung seines Herrn anzuvertrauen bitte.

Der Oberrichter. Euer Wunsch ist erfüllt, Meister Matteo. Die Zeugen, *die Zeugen erheben sich von den Stufen* die zu der heutigen Sitzung geladen wurden, haben sich sämtlich in Person eingefunden. — Man führe den Angeklagten vor.

Der König wird von Hellebardieren links hereingeführt.

Prinzessin Alma schrickt bei seinem Anblick etwas zusammen, tut sich aber Gewalt an und richtet ihr Schreibzeug her.

Der Oberrichter. Du nennst dich Ludovicus und hast vordem in Baschi dem Hüten von Vieh obgelegen. Angeklagt bist du des Crimen laesae majestatis, wie es schon durch die unvergängliche Gesetzgebung unserer großen Vorfahren, der alten Römer, mit schweren Strafen bedroht worden ist! des Verbrechens der verletzten Majestät oder wie es mit andern Worten heißt, der Beleidigung der geheiligten Person des Königs. Bekennst du dich dieses Verbrechens für schuldig?

Der König. Ja.

Der Gerichtsaktuar zu Alma. „Ja" hat er gesagt. Aufschreiben, mein Junge! Genau aufschreiben!

Der Oberrichter. Nach den übereinstimmenden Aussagen von vier einwandfreien Zeugen *die Zeugen erheben sich* waren deine Worte: „Dreimal Fluch auf den König! Es falle des Königs Haupt unter dem Henkerbeil!"

Der König. Das waren meine Worte.

Der Gerichtsaktuar zu Alma. „Das waren meine Worte!" Josef Maria, eine Tintensau! Junge, ist denn heute der Leibhaftige in dich gefahren?!

Der Oberrichter. Was hast du zu deiner Verteidigung vorzubringen?

Der König. Nichts.

Michele zu den andern Zeugen. Nichts hat er vorzubringen! Habt ihr's gehört? Er hat nichts vorzubringen!

Meister Pandolfo. Aus elendiger Rachsucht gegen mich spie er seine gräßlichen Flüche aus! Mich,

mein Geschäft und meine ganze Familie wollte er ins Verderben stürzen!

Der Oberrichter. Ruhe auf der Zeugenbank! — Nun, was hast du zu deiner Verteidigung vorzubringen?

Der König. Nichts. — Nach der Majestät Gottes steht wohl die Majestät des Königs am höchsten in dieser Welt. So wenig wie Gottes Majestät je unter den Flüchen der niedrigen Menschheit gelitten, so wenig leidet wohl auch die Majestät des Königs darunter. Könnte die Majestät Gottes dadurch verringert werden, daß die niedrige Menschheit erklärt: Wir glauben nicht mehr an dich? Könnte die königliche Majestät dadurch verringert werden, daß die niedrige Menschheit sagt: Wir gehorchen dir nicht mehr? *Lachend.* Wer wollte das auch nur für möglich halten! Gott ist in Niedrigkeit auf Erden gewandelt, und die niedrige Menschheit glaubte ihn zum Tode zu führen. Und so mag die niedrige Menschheit glauben, den König zu verjagen; er bleibt, wo er war. Ob sie ihm zurufen, es falle dein Haupt unter dem Henkerbeil, es tut ihm keinen Eintrag. Deshalb, mag auch nächst der Lästerung Gottes die Lästerung des Königs das fluchwürdigste Verbrechen sein — ein Verbrechen, dessen ich mich, wie ich offen bekannte, mit meinen Worten schuldig gemacht — mir scheint es für den König zu gleichgültig und zu geringfügig, als daß er es je zu rächen brauchte; mir scheint es zugleich zu furchtbar, als daß die niedrige Menschheit sich vermessen dürfte, es je zu sühnen. Hat doch die niedrige Menschheit keine höhere Gewalt als über Leben und Tod, und kann sie doch nicht wissen, ob der Elende nicht den Tod, und sei er noch

so qualvoll, als die Erlösung von tausend Qualen willkommen hieße! — Diese Gründe habe ich dafür zu nennen, daß für mein Verschulden von den Richtern, vor denen ich stehe, keinerlei Strafe über mich verhängt werden kann. *Allgemeines Räuspern und Husten der Empörung.* Jetzt laßt mich, weise und geehrte Richter, die Gründe nennen, die es euch zur heiligen Pflicht machen, mich unter Anwendung der äußersten Strenge menschlicher Gerechtigkeit zu verurteilen.

Noè zu den andern Zeugen. Ich habe es euch doch gleich gesagt: der Kerl ist vollkommen verrückt!

Der Oberrichter. Ruhe auf der Zeugenbank! — *Zum König.* Sprich weiter!

Der König. Der Majestät des Königs konnten meine Worte, wie ich es der menschlichen Vernunft gemäß erwiesen, keinerlei Eintrag tun. Aber leider ist das Vertrauen in die Majestät des Königs nächst dem Vertrauen in die Allgüte einer Vorsehung das höchste und heiligste Besitztum der — niedrigen Menschheit. Was die Erdensöhne seit undenklichen Zeiten an ewigen Wahrheiten, gegen die sich keiner, sei er Gebieter oder Sklave, ungestraft versündigt, erfahren haben, das stellten sie unter Gottes heilige Obhut. Alles, was ihr und der Ihrigen Leib und Leben, was ihre Habe und das Gedeihen ihres Tagewerkes betrifft, das stellten sie in kindlichem Vertrauen in die Weisheit ihrer Vorfahren in ihres Königs Obhut. In ihrem Könige erkennt die — niedrige Menschheit das Abbild des eigenen Glückes, und wer dieses Abbild befleckt, der raubt ihr den Mut zur Arbeit und die Ruhe der Nacht. Dieser Untat bin ich in weit höherem Maße schuldig, als es menschliche Gerechtigkeit ermißt. Unmöglich kann die Strafe, die man über mich verhängt, der

Schwere meines Verbrechens gleichkommen. Mag sie sich gegen mein Leben richten, mag sie ausfallen, wie immer sie will, ich werde sie als eine Gnade des Himmels aus eurer Hand, ihr Richter, entgegennehmen. *Der Oberrichter.* Die Gnade deines Herrn, unseres teuren und geliebten Königs, *die Anwesenden erheben sich* hat dir einen rechtskundigen Verteidiger zur Seite gegeben. — Der würdige Herr Corrado Ezzelino, Lehrer und Doktor beider Rechte, hat das Wort. *Der Verteidiger erhebt sich, er spricht dem Gerichtshof gegenüber de- und wehmütig, mit größter Unterwürfigkeit.* Meine hochwohlweisen, hochgerechten, würdigen, hochgeehrten Richter! Erlaubt mir vorerst ein Wort über unseren wackeren und verdienten Mitbürger, den Schneidermeister Cesare Pandolfo, zu reden. *Während des folgenden beginnt Pandolfo heftig zu schluchzen und wird von seinen Gesellen durch Gebärden getröstet.* Tiefgebeugt unter der Wirkung des unter seinem Dache begangenen verabscheuenswürdigen Verbrechens sehen wir ihn heute auf der Zeugenbank sitzen. Wir alle kennen die Tüchtigkeit seiner Gesinnung; wir alle, wie wir hier versammelt sind, kennen *auf seinen Talar deutend* die Gediegenheit seiner Arbeit. Keinem unter uns wird es je einfallen, dessen glaube ich Meister Pandolfo in unser aller Namen versichern zu dürfen, ihn auch nur im entferntesten mit dem unter seinem Dache begangenen, verabscheuenswürdigen Verbrechen in Beziehung zu bringen! — *Von jetzt an mit verächtlicher Gleichgültigkeit.* Was nunmehr den Angeklagten betrifft, den zu verteidigen ich die traurige Pflicht habe, so ist er augenscheinlich ein ganz verkommenes Subjekt, viel würdiger unserer tiefsten Verachtung als eines nach den er-

habenen Normen des hohen römischen Rechtes klüglich gefällten Urteils. Lasset, o Richter, an diesem Auswurf unserer teuren menschlichen Gemeinschaft das Wort der Schrift sich bewahrheiten, in der es heißt: Du sollst deine Perlen nicht vor die Säue werfen! Da der Angeklagte in seiner beispiellosen, geistigen und sittlichen Verkommenheit die Ehre, die ihm durch ein auf der heiligen Wage der Gerechtigkeit abgewogenes Urteil zuteil würde, unmöglich ihrem vollen Werte entsprechend zu schätzen wüßte, so ersuche ich euch, hochwohlweise und geehrte Richter, um der Hoheit unseres Berufes nicht zu nahe zu treten, es bei einer *in zärtlichem Ton* Prügelstrafe bewenden zu lassen. Sollte euch, hochwohlweise und geehrte Richter, eine Prügelstrafe nicht ausreichend erscheinen, so könnte die Prügelstrafe vielleicht durch eine dreitägige Ausstellung am Schandpfahl auf dem Markte von Perugia ergänzt werden.

Der Oberrichter. Ich erteile das Wort dem Prokurator des Königs, unserm würdigen Herrn Silvio Andreotti, Doktor beider Rechte.

Der Prokurator des Königs, der sich während der ganzen Verhandlung stöhnend und gähnend in seinem Sesssel gewälzt hat, erhebt sich und schimpft und zetert rein geschäftsmäßig, aber doch mit allen Gebärden sittlicher Empörung drauflos, indem er dabei dem Gerichtshof seine tiefste Verachtung fühlen läßt. Geehrte Richter! Der Angeklagte ist, wie die treffliche Verteidigungsrede des würdigen Herrn Corrado Ezzelino richtig festgestellt hat, ein verkommenes Subjekt, ein Auswurf unserer teuren menschlichen Gemeinschaft, ein Individuum von beispielloser, sittlicher Verkommenheit, dem ich indessen eine gewisse geistige

Verschmitztheit, um mich deutlicher auszudrücken, eine gewisse Bauernschlauheit nicht absprechen möchte. Auf diese Bauernschlauheit deuten seine eigenen Worte hin, die er hier gesprochen, sowie die Tatsache, daß er in der Absicht, unsere Urteilskraft von vornherein durch einen günstigen Eindruck zu bestechen, seine Tat gar nicht zu leugnen versucht hat. Wenn nun aber ein auf der tiefsten Stufe menschlicher Verkommenheit stehendes Individuum ein so himmelschreiendes Verbrechen begeht, dann ist dieses Individuum überhaupt nicht mehr als menschliches Wesen anzusehen, sondern als wildes Tier, und als solches, wie der Angeklagte, in der Absicht, unsere Urteilskraft zu bestechen, selber sehr treffend hervorhob, als der verderblichste Feind unserer so teuren menschlichen Gemeinschaft, die mich und euch, ihr Richter, zu ihrem Schutze berufen und hierhergestellt hat. Solch ein wildes Tier verdient aber durch seine Niedrigkeit sowie durch seine Gemeingefährlichkeit kein anderes Schicksal, als daß es durch den Tod vernichtet und seine Spur von dieser Erde vertilgt werde! *Er flegelt sich gelangweilt in seinen Sessel zurück.*

Der Oberrichter. Angeklagter Ludovicus! Was hast du hierauf noch zu sagen?

Der König. Nichts.

Der Oberrichter. Die Zeugen sind entlassen! — Das Gericht zieht sich zur Fällung des Urteils in das Beratungszimmer zurück.

Die Zeugen, der Richter und der Prokurator des Königs verlassen den Saal.

Der Gerichtsaktuar die Hände über den Kopf zusammenschlagend, zu Alma, die in Tränen gebadet, über dem Protokoll sitzt. Hilf mir, heilige Maria, Mut-

ter Gottes, hat mir der Bengel in seiner Albernheit mein ganzes Gerichtsprotokoll vollgeheult! Nicht ein Buchstabe mehr zu lesen! Die Blätter aufeinandergeklebt!

Alma schluchzend. O mein Gott, er ist unschuldig! Ich weiß es, daß er unschuldig ist!

Der Gerichtsaktuar. Was hat denn dich das zu kümmern, ob er schuldig ist oder unschuldig! Ist es dein Kopf oder ist es sein Kopf, den man ihm abschlägt!

Der König abgewandt, aber mit Nachdruck. Meine Worte waren: Und so falle denn endlich des Königs Haupt auf dem Markte von Perugia unter dem Henkerbeil!

Der Gerichtsaktuar zu Alma. Da hörst du es, wie unschuldig er ist!!

Alma erhebt sich unwillkürlich, die Worte halblaut aber sehr rasch hervorstoßend. Heiliger Gott im Himmel, der du Erbarmen hast mit allen Armen und Elenden, bewahre uns davor!

Der Gerichtsaktuar. Nun siehst du, du bist ein wackerer Junge und hast das Herz auf dem rechten Fleck! Zu den Gerichtsverhandlungen werde ich dich freilich so bald nicht wieder mitnehmen. Du mußt zu Hause das ganze Protokoll nach deinem Gedächtnis noch einmal aufsetzen. Dabei lernst du mehr, als wenn du das ganze Corpus juris durchstudierst!

Der Verteidiger hat, nachdem die Richter den Saal verlassen, ein Paket mit belegten Butterbröten, eine Kürbisflasche und einen Becher aus seinem Talar gezogen. Flasche und Becher hat er vor sich aufgepflanzt; darauf kommt er, mit Frühstücken beschäftigt, nach vorn. Nun, Gigi, war das nicht eine cicero-

nianische Verteidigungsrede, die ich da für dich gehalten habe? Aber was weißt du von Cicero! Du erlaubst mir schon, daß ich frühstücke! Ich hatte ursprünglich die Absicht, meiner Verteidigungsrede ein kleines Curriculum vitae einzuflechten, eine anschauliche Schilderung deines Viehhütens usw. Aber aufrichtig gesagt, Gigi, ich glaube, das hätte dir bei diesen *hinausdeutend, im Gegensatz zu seiner früheren Unterwürfigkeit im Ton allertiefster Verachtung* Hornochsen da draußen auch nicht viel geholfen!

Der König. Ich sage Euch meinen Dank für Eure Bemühung, würdiger Doktor Ezzelino.

Die Richter ohne den Prokurator kommen aus dem Beratungszimmer zurück und nehmen ihre Plätze wieder ein.

Der Oberrichter rasch und geschäftsmäßig ein Schriftstück verlesend. Der Angeklagte Ludovicus, bis anhin Schneiderlehrling in Perugia, vordem auf dem Dorfe Baschi mit dem Hüten von Vieh betraut, ist des Verbrechens der Beleidigung der geheiligten Person des Königs angeklagt und wurde dieses Verbrechens auf Grund übereinstimmender Zeugenaussagen, sowie seines eigenen Geständnisses für schuldig befunden. Der Angeklagte wurde verurteilt, in Anbetracht seiner bisherigen Unbescholtenheit, sowie in Anbetracht seines freiwillig abgelegten Geständnisses zu zweijähriger Kerkerhaft . . .

Alma stößt unwillkürlich einen verhaltenen Schrei aus.

Der Gerichtsaktuar zu einer Ohrfeige ausholend. Junge, willst du dein Maul halten, wenn der Richter spricht!

Der Oberrichter. ... des weiteren zu zehnjährigem Verlust aller bürgerlichen Rechte und Ehren, sowie *langsam und mit Nachdruck* zur Verweisung aus der Stadt Perugia für die ganze Dauer seines Lebens unter Verhängung der Todesstrafe im Falle jemaliger Rückkehr.

Der Gerichtsaktuar zu Alma. Schreib auf, mein Junge! Schreib auf! Das ist das Allerwichtigste!

Der Oberrichter rasch weiterlesend. In Anbetracht der Tatsache, daß der Angeklagte nicht die geringste Spur von Reue über seine Tat an den Tag gelegt hat, wurde das Urteil dahin verschärft, daß er seine zweijährige Kerkerstrafe in allerstrengster Einzelhaft zu verbüßen hat. — Gegeben im Namen des Königs am dritten Tage des Monates August im Jahre des Heiles Eintausendvierhundertundneunundneunzig. — *Zu den Wachen gewendet.* Der Gefangene wird abgeführt! *Sich erhebend, zu den Richtern mit verbindlicher Verbeugung.* Damit erkläre ich die heutige Verhandlung für geschlossen. Gesegnete Mahlzeit!

ZWEITER AUFZUG

FUENFTES BILD

Gefängnis.

Der König sitzt vor sich hinpfeifend auf den Stufen und flicht an einem Weidenkorb. — — — Ich verspüre Durst — — — Ist es wirklich schon wieder so spät am Tage. *Er erhebt sich vergnügt und blickt durch einen der Ausgänge forschend nach oben.* — Wie hier die Zeit vergeht! — Weiß Gott! — Die Sonne beginnt schon über die Südmauer des Turmes zu gleiten! — Also den Wasserkrug! — *Er holt einen irdenen Krug aus der Ecke und wendet sich in erwartender Stellung der Tür zu.* — Er kommt schon! — — Hat mir, solange ich König war, je ein Trunk so gemundet, wie dieser frische Trunk Wasser, den ich nun seit zwölf Monden täglich um diese Stunde erhalte? — Ich glaube, es ist ein unverdientes Glück für mich, daß ich nicht unter meiner eigenen Regierung ins Gefängnis gekommen bin.

Die Tür wird klirrend aufgerissen und draußen schreit eine rauhe Stimme: „Wasserkrug!" Der König setzt den Krug hastig vor die Tür und kehrt in die Zelle zurück. Die Tür fällt ins Schloß, wird aber sofort wieder geöffnet, und der Gefängniswärter tritt ein.

Der Gefängniswärter. Himmelkreuzsakerment, Gigi, was zerschmeißt du den Wasserkrug! Schweig, du Hund! Der Krug hat ein Loch! Gestern war er noch heil! Dir heiz' ich ein, daß dein Blut von der Stirne trieft! Du hältst mich schon für deinen Bedienten, weil ich dir in letzter Zeit nicht mehr so auf die Finger sah! Jetzt sollst du's erleben, daß die Haare dir weiß werden! — Deine Arbeit zeig' vor!

Der König holt den Weidenkorb.

Der Gefängniswärter. Das ist dein Tagewerk?! Du kriegst keinen Happen Brot, eh' du das fünffache lieferst! *Ihm den Korb vor die Füße werfend.* Da! — Und nun werde ich deine Zelle revidieren. Sieh dich vor! Du kommst mir nicht mehr lebendig aus diesem Loch! — *Er geht, die Hände auf dem Rücken, von der Tür bis zum Fenster schrittweise der Wand entlang, indem er die Mauer vom Plafond bis zur Erde mustert und sich hin und wieder nach dem Gefangenen umdreht, der ihm verwundert mit den Blicken folgt.* Was tut das Spinngewebe dort oben?! Vierte Disziplinarstrafe auf acht Tage! *Sich umwendend.* Du weißt doch die sieben Disziplinarstrafen noch auswendig? He, Gigi?

Der König. Ich weiß sie auswendig.

Der Gefängniswärter. Erste Disziplinarstrafe?

Der König von jetzt an jede Antwort mit einem geringschätzigen Lächeln begleitend. Entziehung von Vergünstigungen.

Der Gefängniswärter. Ich werde dir deine Laute in Stücke schlagen, mit der du deine Arbeitszeit verplemperst. — Zweite Disziplinarstrafe?

Der König. Entziehung der Arbeit.

Der Gefängniswärter. Dann sieh, womit du

die Zeit verbringst! In acht Tagen tragen dich deine Beine nicht mehr! — Dritte Disziplinarstrafe?

Der König. Entziehung des weichen Nachtlagers. — Mein Lager ist ohnehin so hart, als wäre es mit Kieselsteinen gestopft!

Der Gefängniswärter. Schweig! — Der Kerl möchte wohl gern ins Heu schlafen gehen! — Vierte Disziplinarstrafe?

Der König. Schmälerung der Kost.

Der Gefängniswärter. Wasser und Brot von heute auf acht Tage! — Hast du's gehört?! Fünfte Disziplinarstrafe?

Der König. Einsperren im Dunkeln.

Der Gefängniswärter. Sechste Disziplinarstrafe?

Der König. Anschließen an die Kette.

Der Gefängniswärter. Das hast du nämlich so zu verstehen, daß du krumm geschlossen wirst, so daß dir nach der ersten Stunde schon alle Teufel, die du im Leibe hast, Lebewohl sagen! Siebente Disziplinarstrafe?

Der König. Körperliche Züchtigung.

Der Gefängniswärter am Fenster angelangt. Du sollst hier dein Fell noch spüren! Du Tagedieb sollst mir diese Himmelsleiter hinauf- und hinunterklettern, bis du tot herunterfällst. *Er geht vor dem König durch, verläßt die Zelle und schließt von außen zu.*

Der König sieht ihm, den Kopf schüttelnd, in höchster Verwunderung nach, ohne daß seine gute Laune im geringsten gelitten hat. Was war das? — Worin habe ich mich denn versehen? — — Diese Bestie glaube ich im Laufe eines Jahres zum Menschen erzogen zu haben? — Plötzlich, nach all der Mühe, fällt sie mir wieder ins Tierreich zurück? — Oder *sich betastend*

habe ich geträumt? — Daß der Krug zerbrochen war, ist ganz unmöglich. — Diesen Morgen trank ich noch daraus. Er wird ihn jetzt draußen zerschlagen und mir dann die Scherben vorzeigen! — Ob er mich heute dursten läßt? — Soll er mich dursten lassen! So brauche ich doch wenigstens sein Gesicht nicht zu sehen. — Wenn er kommt, dann empfange ich ihn mit einem Blick, vor dem sein Auge sich in die Erde bohrt. *Sich Haltung gebend.* Hilf mir, königliche Majestät, daß der Geselle sich seine Niederträchtigkeit selbst ins Bewußtsein zurückruft! — — *Horchend.* Da ist er schon! — Ein Zweikampf ohne Waffen — Mensch gegen Mensch!

Die Tür öffnet sich rasselnd. Drauf tritt Prinzessin Alma, gekleidet wie im vorigen Bild, in beiden Händen einen Krug tragend, in die Zelle. Hinter ihr fällt die Tür krachend wieder ins Schloß.

Der König *in maßlosem Freudenschreck.* Alma?! Mein Kind?! — O tierische Bosheit!

Alma. O Vater, ich kann Euch ja nicht umarmen! ich bringe Euch diesen Krug mit Wein.

Der König *nach Atem ringend, beide Hände auf der Brust.* O satanische Grausamkeit! *Nimmt ihr den Krug ab und setzt ihn beiseite.* Wo kommst du her, mein Kind? — Zwölf Monde lechzte ich nach deinem Anblick! Du lebst noch; du bist gesund und wohl. Sprich, wie ergeht es dir unter den elenden Menschen?

Alma. Wir haben nur einen kurzen Augenblick! Endlich gelang es mir, den Wärter zu bestechen; und von nun an läßt er mich jede Woche einmal zu Euch kommen. Sagt mir rasch, wie ich Eure Leiden mildern kann!

Der König *höhnisch.* Meine Leiden! — Ja! Welch

ein Vater bin ich, daß ich mein Kind der Welt schutzlos überantworte! Das sind meine Leiden! — Sonst danke ich Gott jeden Tag, daß ich durch diese sechs Fuß dicken Mauern von der Menschheit getrennt und vor ihr in Sicherheit bin!

Alma. Ihr seht mir wohl an, mein Vater, daß die Menschen lieb zu mir sind. Ich stehe noch bei dem Gerichtsschreiber in Dienst. Sagt mir nur, was ich Euch bringen darf, um Eure Kräfte zu stärken. Welch furchtbare Qualen müßt Ihr hier erduldet haben!

Der König im Flüsterton, aber sehr lebhaft. Nein, nein, mein Kind! Bring mir nichts Fremdes in diese Einsamkeit. Du weißt ja nicht, mit welcher Windeseile die Zeit hier verfliegt! Zu Anfang hatte ich siebenhundertunddreißig Striche in jene Wand gekritzelt, um jeden Tag die Freude zu haben, einen auszulöschen. Wie bald mußte ich sie wochenweise, mondenweise tilgen. Und jetzt sehe ich nur noch mit Grauen, wie rasch ihrer weniger werden, bis der letzte dahin ist und ich wieder unter überhängenden Felsen Obdach suche und mich mit den Wölfen um ihre Jagdbeute reiße! — Aber laß dich meine Worte nicht betrüben! Du kannst ja nicht wissen, wie mich der Wärter auf dein Kommen vorbereitete!

Alma. Mit stummem Entsetzen denke ich, wie teuflisch er Euch martern wird!

Der König mit verächtlichem Lächeln. Was du dir einbildest! Dazu müßte er kein schwacher Erdenwurm sein. Mit meiner Empfindungslosigkeit hält keine Grausamkeit gleichen Schritt. Weißt du, daß er, ohne die geringste Klage von mir gehört zu haben, hier schon helle Tränen geweint hat? Wer ist auch so entartet, daß er nicht dankbar wird, wenn sein besseres

Selbst unverhofft Anerkennung findet! — Die Freude, dich, mein Kind, wiederzusehen, konnte er mir freilich nicht ungetrübt gönnen. Aber *im Ton tiefster Verachtung* das liegt an der feigen Angst, die sein Beruf ihm einflößt. Der arme Mensch ist so eifersüchtig auf die lächerliche Scheingewalt, die er mit seinem Schlüsselbund ausübt, daß er durch die Gnade, die er mir heute erweist, schon völlig überflüssig zu werden fürchtete. Aber, hast du nicht Mangel gelitten, um die Gunst dieses Schurken zu erkaufen?

Alma. Redet nicht von mir, mein Vater! Die Zeit vergeht und ich weiß nicht, wie ich Euch helfen kann!

Der König vollkommen ratlos, verlegen lächelnd. Ich weiß es wahrhaftig auch nicht! — Wäre ich ein tüchtigerer Mensch, dann erschiene mir mein Schicksal vielleicht bedauernswürdig. Armselig, wie ich bin, zittre ich nur vor dem Augenblick, wo mich keine eisenbeschlagene Tür mehr schützt, wo kein Gitterfenster mehr hindert, daß man zu mir hineinsteigt, wo ich wieder unter Menschen stehe, mit denen ich keine Verständigung finde und von deren Treiben ich nun erst recht durch den Spruch des Gerichtes ausgeschlossen bin. — Wüßtest du, wie schmerzlos in dieser Einsamkeit die klaffenden Wunden der Seele vernarben! Die Richter glaubten meine Strafe zu verschärfen, indem sie mich zu Einzelhaft verurteilten. Wie inbrünstig habe ich ihnen schon dafür gedankt, daß ich hier nicht mit Menschen zusammenleben brauche!

Alma ärgerlich. Heiliger Gott im Himmel! Dann mögt Ihr mich hier wohl auch nicht mehr bei Euch sehen!

Der König sich besinnend. Ich belohne deine Opfer durch Unmut und Verdrossenheit. Die Gedanken werden schwer und ungefügig, wenn der Mensch tagaus

tagein im Gespräch mit sich selbst verharrt. — Nur um das eine bitte ich dich: Wird mir die Freiheit zurückgegeben, dann überlaß mich meinem Geschick — nicht für immer — nur so lange, bis ich mich deiner Seelengröße würdig erwiesen.

Alma. O nimmermehr! Verlangt nicht, daß ich Euch je verlasse! Es kann uns in Zukunft doch unmöglich wieder so schlimm ergehen wie zuvor!

Der König. Dir nicht. Das glaube ich gern.

Alma. In dieser Dunkelheit hat sich Eurer armen Seele die Melancholie bemächtigt. Euer stolzes Herz ist nahe daran, stille zu stehen. In Euren Zügen ist nichts von der friedlichen Ruhe zu lesen, die Ihr zu fühlen vorgebt.

Der König düster. Ich habe mein Gesicht seit Jahresfrist nicht gesehen; aber ich kann mir denken, wie häßlich es hier geworden ist. Wie muß mein Anblick deine Augen verletzen!

Alma. O redet nicht so, mein Vater!

Der König plötzlich wieder vergnügt. Aber du kennst die Unverwüstlichkeit meiner Natur. Und nun trittst du, das Einzige, was meinem Glück vorenthalten wurde, zu mir herein! Nur um dich, mein Kind, reich und herrlich zu belohnen, müßte ich noch einmal König sein.

Alma. Ich höre den Wärter. Sagt mir, wie ich Eure Qualen erleichtern kann!

Der König hell auflachend. Aber was entbehre ich denn? Wie unbehaglich würde dieser Kerker, wenn die Genüsse des Lebens hier Zutritt hätten! Wie soll mich hier nach einem schönen Weibe verlangen, wo sich mein Erinnern die Schönheit nicht mehr vorzuzaubern vermag! *Nach dem Ausgang deutend.* Mein

Lager dort ist tagsüber angeschlossen. Da mir kein anderer Ruheplatz bleibt, lege ich mich abends so ermattet nieder, als hätte ich einen Acker umgepflügt. Und morgens weckt mich die gellende Glocke aus einem so wunschlos heiteren Traum, wie ich ihn auch als Kind nie geträumt habe. *Da die Tür geöffnet wird.* Wenn du wiederkommst, mein Kind, sollst du nicht eine einzige Klage mehr von mir hören. Du sollst dich so froh bei mir fühlen, als wärst du draußen in deiner sonnigen Welt. — Leb' wohl!

Alma. Lebt wohl, Vater! — *Sie verläßt die Zelle. Die Tür fällt hinter ihr zu.*

Der König ihr nachblickend. Noch ein ganzes langes Jahr! — — *Er wendet sich zur Mauer zurück.* Ich werde doch wieder einmal genau die Striche nachzählen, wie viele ihrer noch zu tilgen sind!

SECHSTES BILD

Nacht. Wildnis.

Der König, Prinzessin Alma und ein Kunstreiter treten auf.

Der König etwas ermüdet, spricht aber mit kräftiger, volltönender Stimme. Haben wir noch weit zu gehen, Bruder, bis zu dem Platz, wo die Elendenkirchweih abgehalten wird?

Der Kunstreiter äußerst lebhaft, selbstgefällig, aufschneiderisch. Bis Mitternacht sind wir längstens dort. Vorher beginnt die eigentliche Kirchweih gar nicht. Ihr beide macht wohl zum erstenmal diese nächtliche Wallfahrt zum Hochgericht?

Der König. Wir sind erst seit wenigen Monden beim fahrenden Volk, haben aber trotzdem schon manchen Hexensabbat mitgetanzt.

Der Kunstreiter. Mir scheint, Bruder, man hat dir irgendwo das Marschieren abgewöhnt! Du bist doch sonst ein ganz strammer Geselle!

Der König läßt sich auf einen Felsblock nieder. Mein Herz stößt wie ein gefangener Raubvogel gegen die Rippen. Der Weg geht bergan; das nimmt mir den Atem.

Der Kunstreiter. Wir haben reichlich Zeit. — Dein Bub, Bruder, ist dafür um so besser auf den Beinen. Jammerschade um das junge Blut! Bei mir könnte er noch was Einträglicheres lernen als Gassenlieder zur Laute singen. Das wird doch überall nur dem Betteln gleichgeschätzt. Gib ihn mir mit, Bruder, nur auf ein halbes Jahr! Bei mir hat er es jedenfalls nicht schlechter, als wenn er in deine Fußstapfen tritt; und ich mache dir einen Kunstreiter aus ihm, um den sich die Zirkusmeister die Hälse brechen!

Der König. Halte mich nicht für einen Esel, geliebter Bruder! Wie willst du meinem Buben das Kunstreiten beibringen, wo du selber auf Schusters Rappen reisest!

Der Kunstreiter. Du bist mißtrauisch, als hättest du Fässer voll Gold zu Hause liegen! Dabei weißt du allem Anschein nach nicht, wo und wann du zum letztenmal warm gegessen hast! So bringt man's freilich zu nichts! Wir treffen in dieser Nacht auf der Elendenkirchweih mindestens ein halbes Dutzend Zirkusmeister. Sie alle kommen dorthin, um Künstler zu finden, die bei ihnen auftreten. Dann wirst du armer Teufel

sehen, wie man sich um meine Person reißt und wie einer den andern mit dem Handgeld überbietet! Denen bin ich Gott sei Dank nicht so unbekannt, wie euch Bänkelsängern! Und stehe ich wieder bei einem im Dienst, dann habe ich Pferde genug, daß sich dein munterer Bub, wenn er Lust dazu hat, gleich am ersten Tage den Hals brechen kann!

Der König. Sag mir, Bruder, finden sich auf der Elendenkirchweih auch Theaterbesitzer ein?

Der Kunstreiter. Auch Theaterbesitzer, jawohl! Aus dem ganzen Land kommen die Theaterbesitzer zusammen. Wo wollten sie sonst ihre Tänzerinnen und Hansnarren hernehmen! — Freilich, Bruder, ob dich einer in Dienst nimmt, scheint mir sehr zweifelhaft. Du siehst mir nun wirklich gar nicht danach aus, als ob du Possen reißen könntest!

Der König. Es gibt aber auch eine erhabene Kunst, die man Tragödie nennt!

Der Kunstreiter. Tra-Tra-Tragödie, ja! Den Namen habe ich gehört! — Auf diese Kunst, lieber Bruder, verstehe ich mich ganz und gar nicht. Nur eines weiß ich von ihr, daß sie herzlich schlecht bezahlt wird. — *Zu Alma.* Nun, mein braver Knabe, trachtet dein Gaumen nicht nach besserem Futter? — Willst du die Kunstreiterei bei mir erlernen?

Der König sich erhebend. Vorwärts, Bruder, daß wir die Elendenkirchweih nicht noch versäumen! Nur einmal im Jahre bietet das Glück uns die Hand.

Alle drei ab.

SIEBENTES BILD

Hochgericht.

Nacht. — Im Hintergrunde ragt der Galgen empor. Links vorn, am Fuß einer knorrigen Eiche, liegt ein Felsblock, der den Auftretenden als Podium dient. Um den Felsblock lagern die Zuschauer, Männer, Weiber und Kinder, in phantastischen Trachten.

*Chorus**
von Tamburin begleitet.

Auf dem Dorf und in der Stadt
Schnarchen alle Menschen hinter dichtgeschlossnen Fenstern;
Und was Haus und Bett nicht hat,
Dreht sich unterm Hochgericht mit fröhlichen Gespenstern!
Aus der Sonne Glanz verbannt,
Finden leisen Schrittes wir des Glückes Spur im Dunkeln
Und sind Herrn im weiten Land,
Wenn vom hohen Himmel die Gestirne freundlich funkeln.

Ein Theaterbesitzer mit Baßstimme redend zu einem Schauspieler. Zeig mir, was du gelernt hast, mein werter junger Freund! Hic Rhodus hic salta! Was ist dein Fach?

*



Der Schauspieler. Ich mache den Bajazzo, verehrter Meister.

Der Theaterbesitzer. Dann mach' den Bajazzo, junger Freund. Aber mach' ihn gut! Difficile est, satiram non scribere! Mein Publikum ist nur das Allerbeste gewöhnt!

Der Schauspieler. Ich werde sofort eine Probe meiner Kunst ablegen.

Der Theaterbesitzer. Wenn du Gefallen vor meinen Augen findest, junger Freund, dann hast du hundert Soldi pro Monat. Pacta exacta — boni amici! Geh, junger Freund, und leg' deine Probe ab!

Der Schauspieler besteigt den Felsen. Er wird von der Menge mit Klatschen und Bravorufen begrüßt.

Der Schauspieler bricht zuerst in Gelächter aus; dann spricht er die nachfolgenden Verse, jeden derselben mit einer anderen Art von Gekicher begleitend.

Graf Onofrio war ein Graf,
Dumm war er wie ein Schaf.
Er hatte sieben Töchter,
Die gerne verheiraten möcht er;
Es zeigte sich aber kein Freier —
Faule Eier! Faule Eier!

Die Zuschauer haben den Vortrag mehrfach durch Zischen und Pfeifen unterbrochen. Die letzten Worte werden von ihnen wiederholt. Faule Eier! Faule Eier!

Der Theaterbesitzer, der dem Felsen gegenüber auf einem Baumstumpf steht, den Lärm überbrüllend. Nieder mit dem Kerl! Apage! Gott der Herr hat ihn in seinem Zorn geschaffen! Alea est jacta!

Der Schauspieler verläßt den Felsen.

Chorus.

Glaub' nur nicht, o Menschenbrut,
Daß in eitel Träumen unser Dasein wir verläppern!
Weißt doch nicht, wie Liebe tut,
Wenn vom lichten Galgen die Gerippe dazu scheppern!

Der König, Prinzessin Alma und eine Kupplerin treten auf.

Die Kupplerin. Nun, Bänkelsänger, wieviel verlangst du von mir für deinen hübschen Buben? — Höre den lieblichen Klang der Goldstücke in meiner Tasche!

Der König. Soeben hat ihn mir hier schon ein Kunstreiter abkaufen wollen. Laßt mir doch nur meinen Buben in Frieden! Deshalb komme ich nicht hierher auf die Elendenkirchweih. Was kannst du denn überhaupt mit dem Buben wollen!

Die Kupplerin. Halt mich doch nicht für so dumm, Bänkelsänger, daß ich dem Buben nicht ansehen sollte, daß er ein Mädel ist! Das süße Kind bekommt in mir eine Mutter, wie sie sie liebevoller nirgends in der weiten Welt findet. *Zu Alma.* Zier dich nicht so, mein hübsches Täubchen! Ich fresse dich nicht! Wenn man so ebenmäßig gewachsen ist wie du und ein rundes rosiges Gesicht mit so frischen Kirschenlippen und so dunklen Glutaugen hat, dann schläft man unter seidenen Decken statt auf freiem Feld. Die Laute zu schlagen brauchst du bei mir nicht. Nur lieb sein! Was kann sich das muntre junge Blut Schöneres wünschen! Du findest Minister und Barone bei mir; brauchst nur zu wählen. Hast du dich schon einmal von einem richtigen Baron küssen lassen? Das schmeckt besser als eines Landstreichers Bartstoppeln! — Schau her, Bän-

kelsänger! Hier sind zwei unbeschnittene Dukaten! Das Mädel gehört mir! Abgemacht!

Der König, der die Kupplerin argwöhnisch im Auge behalten hat. Häng dich an den Galgen mit deinem Geld. — *Zu Alma.* Das alberne Weib sieht dich in seiner Dummheit wirklich für ein verkleidetes Mädel an! Warum bist du es nicht! Wärst du jetzt ein Mädel, du hättest die beste Gelegenheit, dir den struppigen Bänkelsänger vom Halse zu schaffen! Schlimmeres gibt es nun doch einmal nicht, als den Hut hinhalten und Pfennige auffangen! Hast du nicht vielleicht schon Pfennige aufgenommen, die uns die mitleidigen Pflegetöchter dieser würdigen Dame herabwarfen?! Dabei haben sie immer noch Aussicht, der erhabenen bürgerlichen Gesellschaft wieder als vollwertig aufgenötigt zu werden. Der Stern leuchtet über unseren Wegen nicht!

Die Kupplerin zu Alma. Laß dir, mein Herzblatt, um Gottes willen von dem Strolch den Kopf nicht heiß machen! Du glaubst nicht, wie wonnig mein Haus ist! Den ganzen Tag verbringst du mit einer Schar der muntersten Gespielinnen. Wenn dich der Bänkelsänger mir nicht verkauft, dann laß ihn hinter uns herjammern. Fürchte dich nicht vor ihm! Du bist unter meiner Obhut so sicher, als wenn dich ein ganzes Kriegsheer begleitete!

Alma sich aus den Armen der Kupplerin freimachend. Ich werde mit ihm reden. *Geht an ihr vorüber zum König, mit zitternder Stimme.* Ihr wißt doch noch, mein Vater, weshalb wir auf die Elendenkirchweih kamen!

Der König. Ich weiß es, mein Kind. *Er besteigt den Felsen. Von den Zuschauern wird er mit trocke-*

nem Husten empfangen. Darauf spricht er mit klarem Ton, aber innerlich bewegt.

Ich bin der Herrscher hier in diesem Land,
Von Gott ernannt, von niemand erkannt!
Und wenn ich's schriee, daß die Felsen dröhnen,
Daß ich in diesem Lande Herrscher bin,
Der Vögel Zwitschern würde mich verhöhnen! —
Wozu gereicht mein königlicher Sinn?
Daß ausgehungert ich mit gierigen Zähnen
Aufschnappe, wie zur Winterszeit das Tier. —
Doch nicht, um meiner Leiden zu erwähnen,
Red' ich, mein Volk, mit dir!

Die Zuschauer brechen in ein schallendes Gelächter aus, klatschen stürmisch in die Hände und rufen begeistert: Da capo! Da capo!

Der König angstvoll und beklommen. Geehrte Zuhörer! Mein Fach auf der Bühne ist die große ernste Tragödie!

Die Zuhörer laut auflachend. Bravo! Bravo!

Der König mit Anstrengung aller Seelenkraft. Was ich euch soeben vortrug, ist mir das Teuerste, das Heiligste, was ich bis jetzt in den Tiefen meiner Seele verschlossen hielt!

Die Zuschauer erheben einen neuen Beifallssturm, aus dem man deutlich die Worte heraushört: Ein großartiger Komiker! — Ein unbezahlbarer Charakterkomiker!

Der Theaterbesitzer auf dem Baumstumpf stehend. Sprich deinen Monolog zu Ende, mein teurer junger Freund! Oder beherbergt dein armes Hirn nur diese paar Brocken? — Si tacuisses, philosophus mansisses!

D e r K ö n i g. Wohlan denn! Dann bitte ich euch inbrünstig, meine lieben Zuhörer, bringt meinen Worten die ernste Würdigung entgegen, die ihnen gebührt! Wie sollte es mir gelingen, eure Herzen zu rühren, wenn ihr den Klagen, die aus meinem Munde kommen, keinen Glauben schenkt!

D i e Z u s c h a u e r lachen und klatschen begeistert in die Hände. Welch eine Stellung er dabei einnimmt! — Und sein drolliges Mienenspiel! — Weiter in deiner Posse!

D e r T h e a t e r b e s i t z e r zischend. Kinder, Kinder! Nichts ist für den Mimen verderblicher als der Beifall! Zwingt ihr ihn, sich zu überbieten, dann ist der arme Schlucker nur noch auf niederträchtigen Schmieren zu verwenden! Odi profanum vulgus et arceo! *Zum König.* Sprich weiter, mein Sohn! Mir scheint, deine P a r o d i e n würden mein erlauchtes Publikum erheitern können!

D e r K ö n i g

indem er mit allen Mitteln den Ernst seiner Rede hervorzuheben sucht.

Ich bin der Herrscher! — In die Knie mit euch!
Was soll das ungebärdig tolle Lachen! —
Durch meine Schuld zwar weiß in meinem Reich
Kein Mensch von mir. Es schlafen meine Wachen;
Mein tapfres Kriegsheer steht in fremdem Sold! —
Es fehlt die höchste irdische Macht, das Gold! —
Doch hat ein echter König je gelebt,
Um Talerstück an Talerstück zu reihen?
Dies Amt vertraut er gnädig dem Lakaien!
Der Heller, dran der Schmutz der Menge klebt,
Ward nicht geprägt, daß er die schneeigen Hände
Der Majestät von Gottes Gnaden schände!

Die Zuschauer in wildes Gelächter ausbrechend. Da capo! — Bravo! — Da capo!

Der Theaterbesitzer. Dieser Mensch ist ein glänzender Satiriker! Ein zweiter Juvenal!

Der König wie oben.

Ich bin der Herrscher! — Wer das hier nicht glaubt,
Der trete vor! Er mag mich drauf erproben!
Sonst liebt' ich's nicht, mein eignes Ich zu loben!
Doch hat die Welt mir diesen Stolz geraubt. —
Wer einen Degen führt, dem will ich weisen,
Wie er mit Anmut das gespitzte Eisen
Mild lächelnd senkt in seines Gegners Brust,
Auf daß der Zweikampf, statt mit Angst und Grauen,
Als muntrer Elfenreigen ist zu schauen,
Und jenem auch der Tod noch süße Lust! — —
Ich bin der Herrscher! — Aus der Berberherde
Bringt mir das bissigste der Wüstenpferde!
Ich leg' ihm Zügel nicht noch Sattel an;
Spürt es nur meine Fersen in den Weichen,
Wird's unter mir in span'scher Gangart keuchen
Und ist fortan dem Reiter untertan! —
Ich bin der Herrscher! — Laßt zum Fest euch laden!
Die Welt bleibt fern mit ihrer garst'gen Qual;
Die Abendsonne leuchtet uns zum Mahl,
Gesang ertönt aus luftigen Arkaden;
Der Gast dringt hoffnungsfroh ins düstre Grün,
Wo neben traulich plätschernden Kaskaden
Ihn Nymphen kosend zu sich niederziehn. —
Ich bin der König! Schafft ein Mädchen her!
Doch sei es wie der Morgenreif so keusch!
Ich weck' ihr nicht der Unschuld Wehgekreisch;
Als Bettler komm ich, meine Taschen leer;

Sechs Schritt bleib' ich ihr fern! vor Satansschlichen
Sei sie gewarnt — und eh' ein Stern verblichen,
Erlag in ihr die Tugend schon dem Fleisch! —
Bringt mir die treusten aller treuen Frauen!
Sie zweifeln bang, ob Grauen, ob Vertrauen
Mehr Kuppler sind zu sündigem Genuß;
Und zweifelnd bieten sie sich mir zum Kuß! — —
Ich bin der König! — Wo war je so schmal
Ein Kind an Händ' und Füßen in den Knöcheln:
Verächtlich seh' ich euch, ihr Hörer, lächeln:
Die Füße tänzeln und die Hände fächeln;
Was oben sich im Schädel birgt, ist schal!
Sei's drum! Das schlankste Mädchen hier mag wagen,
In luft'gem Tanz den Sieg davonzutragen!
Nie zückte sie zu blut'gem Kampf den Stahl,
Und ihre Knöchel sind wie meine schmal . . .

Da sich niemand meldet, zu Alma:

Reich mir eine Fackel, mein Kind!

Der Theaterbesitzer zum König. Ich nehme dich als Tanzmeister und als Charakterkomiker in Dienst und biete dir hundert Soldi pro Monat.

Ein anderer Theaterbesitzer spricht in Fistelstimme. Hundert Soldi, hihihi? Hundert Soldi will dir der Schaute geben? — Ich schmeiße dir hundertundfünfzig ins Gesicht, du Schuft! Was sagst du, hihihi? — Willst du nun oder willst du nicht?!

Der König, der den Felsen verlassen hat, zum ersten Theaterbesitzer. Glaubt Ihr denn nicht, verehrter Meister, daß ich mich besser zum Tragöden als zum Komiker eigne?

Der erste Theaterbesitzer. Zum Tragöden fehlt dir jede Spur von Begabung; als Charakter-

komiker hingegen kann es dir überhaupt nicht mehr schlecht ergehen in dieser Welt. Glaub' mir, mein teurer Freund, ich kenne die Könige. Ich habe schon mit zwei Königen auf einmal zu Mittag gespeist! Dein Königsmonolog ist die Karikatur eines wirklichen Königs und muß als solche gewürdigt werden.

Der zweite Theaterbesitzer. Laß dich von dem Pferdehändler nicht anpfeffern, du Schuft! Was versteht der vom Komödienspiel!

Der König zum zweiten Theaterbesitzer. Glaubt Ihr denn nicht, verehrter Meister, daß ich mich besser zum Tragöden als zum Komiker eigne?

Der zweite Theaterbesitzer. Ach, Unsinn! Von Tragödie hast du keinen Begriff! Ich habe meinen Beruf an den Universitäten von Rom und Bologna studiert. Wie ist es mit zweihundert Soldi, hihihi?

Der erste Theaterbesitzer dem König auf die Schulter klopfend. Ich gebe dir dreihundert Soldi, mein teurer junger Freund!

Der zweite Theaterbesitzer. Ich gebe dir vierhundert Soldi, du dreckiger Schuft, hihihi!

Der erste Theaterbesitzer gibt ihm seinen Geldbeutel. Hier hast du meine Börse! Steck sie ein und behalte sie als Andenken an mich!

Der König den Beutel einsteckend. Würdet Ihr denn auch meinen Buben in Euren Dienst nehmen?

Der erste Theaterbesitzer. Deinen Buben? Was hat er gelernt?

Alma. Ich mache den Hanswurst, verehrter Meister.

Der erste Theaterbesitzer. Gleich lass' ihn mich sehen, deinen Hanswurst!

Alma

steigt auf den Felsen und spricht in frischem, munterem Ton.

Seltsam sind des Glückes Launen,
Wie kein Hirn sie noch ersann,
Daß ich meist vor lauter Staunen
Lachen nicht noch weinen kann!

Aber freilich steht auf festen
Füßen selbst der Himmel kaum,
Drum schlägt auch der Mensch am besten
Täglich seinen Purzelbaum.

Wem die Beine noch geschmeidig,
Noch die Arme schmiegsam sind,
Den stimmt Unheil auch so freudig,
Daß er's innig liebgewinnt!

Der erste Theaterbesitzer. Dieses Hühnchen nehme ich als jugendlichen Hanswurst in Dienst. — Wir wandern diese Nacht noch per pedes apostolorum nach Siena, wo meine Gesellschaft Trauerspiele, Lustspiele und Tragikomödien zur Aufführung bringt. Von dort geht es nach Modena, nach Perugia . . .

Der König. Eh' wir nach Perugia kommen, müßt Ihr meinen Kontrakt lösen, da ich auf Lebenszeit aus der Stadt verwiesen bin.

Der erste Theaterbesitzer. Unter welchem Namen passierte dir das, mein junger Freund?

Der König. Ich heiße Ludovicus.

Der erste Theaterbesitzer. Ich nenne dich Epaminondas Alexandrion! Diesen Namen trug ein bewundernswürdiger Charakterkomiker, der vor kurzem

mit meiner Frau durchgebrannt ist. Nomen est omen! Kommt, meine Kinder! — *Mit dem König und Alma ab.*

Chorus.

Sonne bald den Berg erklimmt,
Uns bis übers Jahr in alle Winde zu verschlagen,
Die vom Schicksal wir bestimmt,
Unerreichte Truggebilde krampfhaft zu erjagen!

DRITTER AUFZUG

ACHTES BILD

Marktplatz von Perugia.

Mitten auf dem Markte ist nach obenstehendem Plan eine einfache Bühne aufgeschlagen, von der eine Treppe zu den Zuschauerbänken hinabführt. Nach hinten ist die Bühne durch Vorhänge abgeschlossen. Eine kleine Stiege führt zu einem links neben der Bühne liegenden Winkel hinab, der als Ankleideraum dient. In diesem Verschlag kniet der König mit glattrasiertem Gesicht, einfach, aber sauber gekleidet, in Hemdärmeln vor einer Kiste, auf der ein kleiner Spiegel steht, und schminkt sich eine majestätische Königsmaske. Prinzessin Alma in sehr geschmackvollem, schneeweißem Bajazzokostüm, bestehend aus weißem Trikot, pelzbesetztem enganliegendem Wams und hohem Spitzhut, sitzt, eine weiße Pritsche in der Hand, auf der vordersten Ecke des Podiums.

Der König etwas nervös, spricht sehr rasch. Hast du vielleicht irgend etwas gehört, mein Kind, wie es heute mit dem Verkauf steht?

Alma. Wie könnt Ihr darüber nur im Zweifel sein! Auf die Kunde hin, daß Ihr spielen werdet, waren gestern vor Sonnenuntergang schon alle Sitzplätze für

die heutige Vorstellung verkauft. Freilich wußte auch schon ganz Perugia, daß Eure Kunst alles weit übertrifft, was man hier je von dem früheren Epaminondas Alexandrion gesehen hat.

Der König. Im Grunde der Seele war es mir bisher nicht schmerzlich, daß ich mit meinen Erfolgen den Namen eines anderen vergrößerte. Der falsche Name bewahrte mich vor einer allzu nahen beschämenden Berührung mit der Menschheit. In meinen verwegensten Träumen kann ich mir zwar nicht vorstellen, wie sich meine Person heute noch auf einem Herrschersitz ausnehmen würde. Vielleicht tauge ich aber trotzdem noch zu etwas Höherem in der Welt, als Tag für Tag die Erinnerungen an entschwundene Pracht dem kindlichen Pöbel als Abbild wirklicher Herrschergröße aufzutischen.

Alma. Wie heiterer Laune waret Ihr doch überall, wo wir bis jetzt Theater spielten! Mir schien, als fändet Ihr in unseren stürmischen Erfolgen sogar einen geringen Lohn für all das Schwere, das Ihr so lange Jahre erduldetet.

Der König ärgerlich. Höre nicht weiter auf mich, mein Kind, sonst verlierst du deine Munterkeit und tanzest dem Publikum statt deines Bajazzos ein Grabgespenst vor!

Alma. Hier auf dem Markte von Perugia muß Euch freilich anders zumute sein!

Ein Edelknabe, ein Stammbuch unter dem Arm tragend, kommt quer über den Platz, hinter dem Podium durch, in den Ankleideraum. Mich sendet meine Herrin, die erlauchte Gemahlin des würdigen Doktors Silvio Andreotti, Prokurators Seiner Majestät des Königs. Meine hohe Herrin läßt den berühmten Künstler Epa-

minondas Alexandrion ersuchen, seinen Namenszug mit eigenhändiger Schrift in dieses Stammbuch einzutragen. Meine Herrin beauftragt mich, zu sagen, daß nur die Namenszüge der größten Männer in dem Stammbuch enthalten sind. *Er reicht dem König das Stammbuch und bietet ihm ein Taschenschreibzeug dar.*

Der König nimmt den Gänsekiel und schreibt, die Worte vor sich hinsprechend.

„Nur Einfalt ergründet die Weisheit.

Epaminondas Alexandrion der Zweite."

Das Stammbuch zurückgebend. Melde deiner hohen Herrin, der Gemahlin des Prokurators Seiner Majestät des Königs, den Ausdruck meiner Ehrerbietung.

Der Edelknabe ab.

Der König sich fertig machend. Hier noch eine Falte, so! — Du, mein Kleinod, scheinst in unserm Beruf vorderhand wirklich dein Glück gefunden zu haben!

Alma. Ja, mein Vater! Tausendmal ja! Mein Herz ist voll Lebensfreude, seit ich mich täglich vor dichtbesetzten Bänken mit meinen Kunststücken sehen lassen darf!

Der König hastig, nervös. Mit Staunen beobachte ich, wie wenig unsere Umgebung über dich vermag, obschon du alle glauben läßt, sie seien dir ebenbürtig. Du bist das Lamm unter den Wölfen, die sich, weil keiner dich dem andern gönnt, geschworen haben, dich gegen jedermann zu verteidigen. Aber Wölfe bleiben Wölfe! Und will das Lamm nicht schließlich doch zerrissen werden, muß es sich früher oder später entschließen, selber zur Wölfin zu werden. — Aber höre nicht auf mich! Ich verstehe nicht, welcher Kobold

mich gerade heute zwingt, das Unheil mit aller Gewalt über unsere Häupter heraufzubeschwören!

Alma. Haltet mich, geliebter Vater, eines so schreienden Undankes nicht für fähig, daß ich bei aller Freude, die mein Bajazzohandwerk mir bereitet, nicht oft mit Wonne an die fürstliche Pracht zurückdenke, in der ich meine Kinderjahre verleben durfte!

Der König sich erhebend, mit erzwungener Ruhe. Jedenfalls bin ich auf das Allerschlimmste gefaßt!

Während dieser Worte werden von Theaterknechten im Zuschauerraum zwei goldene Sessel vor der ersten Sitzreihe aufgestellt. Zugleich stürzt der Theaterbesitzer von rückwärts in höchster Aufregung in den Ankleideraum.

Der Theaterbesitzer. Alexandrion! Bruder! Laß dich in die Arme schließen! *Ihn umarmend und küssend.* Du Perle der dramatischen Kunst! Soll ich dich sprachlos machen vor Hochgefühl?! — Seine Majestät der König kommen in die Vorstellung! Seine Majestät der König von Umbrien mit Seiner königlichen Hoheit dem Erbprinzen Filipo! Hast du Worte?! Zwei goldene Sessel habe ich vor die erste Sitzreihe stellen lassen! *Zu Alma.* In dem Augenblick, wo sich die hohen Herrschaften darauf niederlassen, muß der Hanswurst mit tiefster Verbeugung die Bühne betreten! Also haltet euch bereit, Kinder! — Und du, Alexandrion, Apfel meines Auges, fördere heute einmal alles zutage, was die Abgründe deiner Seele an seltenen Kostbarkeiten bergen! Wie ich *(Gestus)* diesen Handschuh umstülpe, so kehre dein Innerstes zu äußerst! Laß unsere königlichen Zuschauer Dinge hören, wie sie seit den Zeiten des Plautus und des Terenz in keinem Theater mehr vernommen wurden.

Der König sein Wams anziehend. Ich frage mich nur, ob ich vor den hohen Besuchern nicht vielleicht besser etwas anderes als meine Königsposse zur Aufführung bringe; vielleicht den alten Schneiderlehrbub oder Schweinehirts Morgentraum. Der alte Schneiderlehrbub böte unseren Gästen reichlichen Anlaß zum Lachen, und mehr erwarten sie sich nicht, während die Königsposse ihre Gefühle verletzen könnte.

Der Theaterbesitzer. Haha, du fürchtest wieder wegen Majestätsbeleidigung eingelocht zu werden! Unsinn! Mach deine Königsposse! Gestalte sie kräftiger, als du sie je gespielt hast! Wenn uns die Majestäten beehren, dann wollen sie die Königsposse sehen! Was kann man uns anhaben! Ultra posse nemo tenetur! — Nun, was prophezeite ich dir, als ich dich auf der Elendenkirchweih aus dem Unrat des Landes auffischte?! Heute produzieren wir uns vor gekrönten Häuptern! Per aspera ad astra! — *Ab.*

Die Zuschauerbänke haben sich indessen mit einem eleganten Publikum gefüllt; hinter dem abgrenzenden Seil drängt sich die Menge Kopf an Kopf. — Der König hängt sich während der folgenden Worte einen schwarzen Königsbart um, setzt sich eine Perücke auf, drückt sich die goldene Krone aufs Haupt und schlägt einen schweren Purpurmantel um die Schultern.

Der König. Auf diesem Platze sollte mein Haupt unter dem Beil des Henkers fallen, wenn ich jemals wagte, nach Perugia zurückzukehren, ohne der Krone mit heiligem Schwur entsagt zu haben! — Wie vielem habe ich statt dessen entsagt, um den heimatlichen Boden nun schon zum zweitenmal wieder zu betreten! Der Wollust befriedigter Rache! Der Mannespflicht, mei-

nem Stamm sein Erbe zu erhalten! Dann allen Gütern der Erde, die mir das Glück in die Wiege geworfen hatte; und nun auch der nacktesten Menschenwürde, die den Sklaven sogar hindert, sich seinen Mitverdammten zur Belustigung preiszugeben!

Alma. Und Euch preisen tausend Stimmen als einen Künstler, wie keiner noch zu seinem Volke sprach! Wie vieler Könige Namen sind vergessen!

Der König. Das gilt mir nichts! Der Lorbeer wird als Ausgeburt irdischer Erbärmlichkeit nur von einem Tagelöhner oder Stellenjäger mit Stolz getragen. Aber weißt du, **welcher** Stolz mir dieses Dasein ermöglichte? Hier kämpft nur eins von Millionen Wesen, zu unerforschlicher Prüfung berufen. Aber König Nicolo fand als König den Tod! Niemand zweifelt, daß er längst allen Demütigungen durch Menschenmacht entrückt ist! Niemand fordert noch, er solle auf die ihm von Gott verliehene Würde verzichten! Kein Schatten trübt seines Andenkens Majestät! Wenn ich noch unter Gottes Sonne atme, dann dank' ich es dieser Täuschung. Und diesen letzten Besitz soll mir vor der Todesstunde, in der ich ihn vielleicht noch dir zum Vorteil veräußern kann, kein Sturm entreißen! — — Mein Zepter! Mein Reichsapfel! *Er entnimmt beides der Kleiderkiste.* Und nun — die — Kö — Königsposse! *Von einem plötzlichen Herzkrampf befallen, ringt er mühsam nach Atem.*

Alma ihm zu Hilfe eilend. Jesus Maria, mein Vater! Durch Eure Schminke sehe ich, wie marmorblaß Ihr seid!

Der König. Ein Atemzug! — Es ist vorüber. — Das habe ich noch aus dem Kerker behalten . . .

König Pietro und Prinz Filipo betreten den Zuschauerraum und nehmen auf den goldenen Sesseln Platz.

D e r T h e a t e r b e s i t z e r schreit von hinten in den Verschlag. Auf die Bühne, Hanswurst!

D e r K ö n i g aufspringend. Geh! Geh! Ich fühle mich vollkommen wohl.

A l m a

nimmt ihre Narrenpritsche zur Hand, springt auf die Bühne, verbeugt sich und spricht in leichtem, scherzendem Ton.

Ich komme, das Erscheinen euch zu melden
Von einem König, der in Wirklichkeit
Nie König war. —
Jetzt stell' ich seinen K a m m e r d i e n e r dar.

Schlauheit und Unterwürfigkeit eines Lakaien markierend.

Ich preis' ihn einen Halbgott, einen Helden,
Bewundre seinen Geist, sein schönes Kleid,
Lass' Aemter mir von ihm und Orden geben,
Und wünsche sehr, er möge lange leben.
Tut er das nicht, und kommt ein andrer dran,
Was Gottes Gnade mir ersparen wolle,
Je nun, auch jenem spiel' ich untertan
Und mit verzückten Mienen meine Rolle,
Wie's eines Kammerdieners Wohlfahrt frommt;
Nun aber schweig' ich, denn der König kommt.

D e r K ö n i g

tritt auf.

Ich habe diese Nacht nicht gut geschlafen.

A l m a

sich mit gekreuzten Armen verbeugend.

Ihr solltet dafür Euer Volk bestrafen!

Der König.

Mein Volk? Und es bestrafen? —
Wo mein Sinn
Stets zagt, ob ich nicht selber strafbar bin?! —
Was hab' ich mehr als andre denn vollbracht,
Daß ich zur schwersten Menschenpflicht berufen?! —
Hinweg mit dir von meines Thrones Stufen!
Der Schlummer floh mein Aug' in dieser Nacht,
Weil ich, von des Gesetzes Wucht getrieben,
Ein Todesurteil spät noch unterschrieben!
Hinweg, du Wurm! Und wag' es nimmermehr,
Dein Haupt in meines Zorns Bereich zu tragen!

Alma

sich an das Publikum wendend, leichtfertig.

Du siehst, verehrtes Publikum, wie schwer
Es manchmal ist, sich redlich durchzuschlagen!
Mich zu verteidigen, find' ich keine Worte,
Drum trag' ich mit Ergebung mein Geschick.
Zerschmettert tret' ich ab durch diese Pforte,
Doch als wer anders kehr' ich bald zurück.

Sie ist die Stufen zum Zuschauerraum hinabgeschritten und lagert sich, gegen das Publikum gewendet, auf der Treppe.

Der König

für sich.

Ein halbes Menschenalter ring' ich nun,
Mein Aug' zu schärfen, meinen Geist zu klären,
Um meines teuren Volkes Glück zu mehren!

Alma

zum Publikum, spöttisch.

Statt dessen könnt' er was Gescheitres tun!
Wer dankt es ihm! Die Menschen flüstern leise:

In seinem Hirn sei etwas nicht im Gleise.
Sein hehres Beispiel wird zum Kinderspott!

Der König

mit erhobenen Händen.

Erleuchte mich mit deinem Licht, o Gott,
Daß ich von deiner Wahl mich nie entferne,
Daß Gut und Schlecht ich rasch erkennen lerne!
Wenn du mit deinem Abglanz mich beglückst,
Dann kann mich nicht der blinden Menge Lachen,
Auch Unzulänglichkeit nicht straucheln machen!

Alma

aufspringend, siegesbewußt.

Ich aber kann's! —

Sie betritt die Bühne und nimmt Sprache und Gebärden einer Kurtisane an.

Wie du mich jetzt erblickst,
Bin ich ein Weib, begabt mit allen Schätzen,
Die königliche Sinne je entzückt!
Der Unschuld Myrte blieb noch ungepflückt,
Um dich in blüh'nder Frische zu ergötzen! —
Hinächzend unter deiner Krone Joch,
Vermählt der hehrsten Keuschheit, hast du noch
Der Wollust Zaubergarten nie betreten.
Sei Herrscher! Wage menschlich zu erröten!
Um nicht mit Tod und Teufel im Verein
Das Wunderwerk der Schöpfung zu entweihn,
Ziemt's auch dem Helden, ziemt es dem Propheten,
Aus tiefster Niedrigkeit zu Gott zu beten,
Beseligend selige Kreatur zu sein! —
Ruft dich der Herr einst heim zu seinen Frommen,
Mag auch kein Königsruhm von dir bestehn,
Dir bangt nicht, aus Aegyptenland zu kommen
Und hast die Pyramiden nicht gesehn?!

Der König.

Und schwelg' ich nun mit dir in üppiger Ruh',
Wer schützt mein Volk? Wer hört auf seine Klagen?

Alma

übermütig,

Dies Amt bitt' ich dann mir zu übertragen!
Seit frühster Kindheit trieb es mich dazu,
Das störrige, ungebrochne Pferd zu reiten,
Zu rascherm Lauf die Wildheit auszubeuten.
So knirscht dein Volk und kennt kein höheres Streben,
Als Ehr' und Gut zur Lust dir hinzugeben!

Der König.

Scher' dich aus meinem Haus, du freche Dirne,
Sonst lass' ich deine schamentblößte Stirne
Brandmarken!

Alma

zum Publikum, mit verlegenem Lächeln.

Wieder bin ich abgeblitzt!
Es wird ihm wohl mein Wuchs nicht recht behagen!

Die oberste Stufe der Treppe betretend.

Könnt ihr, verehrte Hörer, mir nicht sagen,
Wo dieses seltenen Herrschers Schwäche sitzt?
Es möcht' ob seinen grimmigen Gebärden
Die Posse sonst noch zur Tragödie werden!

König Pietro zu Alma. Du mußt dich ihm als Minister oder Kanzler entgegenstellen und ihm vorwerfen, daß gerade seine Weisheit es ist, die das Land ins Elend bringt. Hört er dann auf deine Worte, dann ist er wirklich ein Narr; hört er aber nicht darauf, dann nenne ihn dreist einen Tyrannen!

Alma
sich verneigend.

Ich tu', wie Ihr befohlen. — Untertänig
Dank' ich für klugen Rat, mein gnädiger König!

Sie tritt auf die Bühne zurück; zum König im Ton eines Ohrenbläsers und Hofschranzen.

Mit Schrecken seh' ich Eurer Majestät
Hochweise Herrschaft in Gefahr! Die Menge
Quillt in den Schloßhof aus der Straßen Enge!
Mir, Eurem treuen Kanzler, ist es klar:
Nicht anders läßt sich mehr der Aufruhr dämpfen,
Als wenn der Herrscher kurzweg sich entschließt,
Statt daß er auf die drohende Horde schießt,
Mit ihr die Nachbarfürsten zu bekämpfen!
Das Volk will Taten, seines Glückes müde!
Zur Qual ward ihm der lange goldne Friede.
Blut will es trinken, tierisch, wie es ist!
So gönnt den Rausch ihm, unter Todesstöhnen
Verröchelnd Euch zum Sieger noch zu krönen!
Der Himmel setzt Euch diese letzte Frist.
Zum Schwerte greift! Sonst noch in dieser Stunde
Erliegt Ihr selber Eurer Todeswunde!

König Pietro. Vorzüglich gesprochen! — *Zum Erbprinzen gewendet.* Erinnerst du dich, mein Sohn, zu welch abenteuerlichen Unternehmungen mich Bernardo Ruccellai verleiten wollte, als ich den Bürgern verwehrte, den Karneval um eine Woche zu verlängern? Der hübsche Junge redet, als hätte er dabei gestanden!

Prinz Filipo. Die Schauspieler sind außergewöhnlich gut. Laßt sie uns weiterhören, mein gnädiger Vater!

König Pietro. Ich bin aufs höchste gespannt, welche Entgegnung mein wackerer Berufsgenosse da oben erteilt!

Der König.

Mein Leben? — Nehmt's!! — Des Volkes Toben schreckt
Mich nicht! Eh' sie durch meine Schuld verderben,
Mag lieber ich durch ihren Wahnwitz sterben!
Dann werden sie in künft'ger Zeit, befleckt
Mit meinem Blut, sich selbst ein rächend Grauen,
Anbetend des Verstandes Sonne schauen,
Und tausendfach hat sich mein Tod gelohnt! —
Dir aber, für des Kriegsplans tück'sche Fassung,
Erteile ich als Kanzler die Entlassung.
Sei froh, daß dich des Henkers Beil verschont!

König Pietro. Königliche Worte, die ich gesprochen haben möchte! Wenn es nur so leicht wäre, immer gleich einen besseren Kanzler zu finden! *Zu Alma.* Es tut mir leid, mein junger Diplomat, daß dir meine Ratschläge so schlecht bekommen sind!

Alma
zum Publikum gewendet.

Zum dritten Male hat mein Witz versagt! —
Doch eh' ich euch, ihr Lieben, nunmehr zeige,
Wie ich den Helden spielend niederbeuge,
Daß unter meiner Pritsche Wucht er klagt
Und winselnd mir zu Füßen kommt gekrochen,
Bejammernswert, vom Seelenschmerz gebrochen,
Und bittet, daß ich ihn zu mir erhebe,
Den Staub in Tränen badend auf den Knien —
Eh' ich dies Kunststück euch zum besten gebe,
Ersuch' ich euch, die Börse vorzuziehn

Und dem Hanswurst mit freundlich offnen Händen
Ein kleines Benefizium zu spenden!

Sie nimmt einen Teller zur Hand und steigt die Stufen hinab.

Die Pause währt, verehrtes Publikum,
Nicht lang! — Ein kleines Benefizium!

Sie drängt sich mit Umgehung der hohen Gäste in die Reihen der Zuschauer und sammelt ein. Indessen wandelt der König im Selbstgespräch auf der Bühne auf und nieder.

Der König.

Kampf folgt auf Kampf! Wenn meine Kraft versiegt,
Dann rast der Tod gleich einem Steppenbrande
Unüberwindlich durch die weiten Lande!

Zum Publikum.

Ein Obolus, ihr werten Herrn, genügt!

Alma

zu einem Zuschauer, der sie um die Hüfte gefaßt und auf sein Knie gezogen hat.

O pfui, mein Herr, Ihr werdet ungebührlich!
Auch bin ich doch kein Mädchen! Bleibt mir fern!

Der Zuschauer.

Noch sah ich keines Knaben Hand so zierlich!

Der König

drohend sein Zepter schwingend, zum Publikum.

Ein Obolus genügt schon, meine Herrn!

Für sich.

O wär's vorbei! — Entfremdet dem Genuß,
Erharr' ich still, was mir des Schicksals Falten
An niegeahntem Schmerz noch vorenthalten!

Zu König Pietro und dem Kronprinzen.

Ihr lieben Herrn, nur einen Obolus!

König Pietro
winkt Alma zu sich heran und legt ihr einen Kassenschein auf den Teller.

Der König
sich zum Dank gegen das Publikum verneigend.

Was übertrifft des Künstlers Brust an Wonnen!
Das Unglück ist ihm reichster Freudenbronnen;
Aus wilden Klagen schöpft er selige Lust.
Wie aber lahmen selber ihm die Schwingen
Im Ungemach! — Und bei des Goldes Klingen
Ist er sich tiefsten Menschentums bewußt.

Alma betritt wieder die Bühne und leert den Teller in des Königs Hand, der die Summe flüchtig abschätzt, sie in seinen Purpurmantel versenkt und darauf, zu seiner Tochter gewendet, fortfährt.

Schon wieder trittst du trügerische Gestalt
Vor meinen Blick! — Wer bist du? — Laß mich's wissen!

Alma
von jetzt an die Verkörperung des bösen Gewissens.

Ich bin du selbst!

Der König.

Ich selbst? — Der bin doch ich!

Alma.

Wer recht hat von uns beiden, zeigt sich bald!
Durch eines Raubtiers Zähne liegt zerrissen
Vor dir ein Menschenleib. Die Schuld trifft dich!

Der König.

Ich bracht' ihn um! — Wie ward dir solche Kunde?

Alma.

Siehst du die Scheiterhaufen in der Runde?!

Der König.

Auch das ist dir bekannt??

Alma.

Beseeltes Fleisch
In Teer und Werg gehüllt!

Der König
in steigendem Entsetzen.

Sein Wehgekreisch
War mir Musik! — Ich Wütrich büßt' es schwer!

Alma.

Und wühlst noch heut auf blutigem Altare,
Für Krieg dich oder Frieden zu entscheiden,
Der Unschuld in lebend'gen Eingeweiden!

Der König.

Wo nimmst du solche Schauerkunde her?
In Reue schwelgend rauft' ich mir die Haare!
Des Herrschers Macht verführte mich!

Alma.

Zum Scherz
Hältst nun umklammert du ein pochend Herz,
Des Aug's Erlöschen gierig in dich ziehend!

Der König.

Noch tat ich's nicht!

Alma.

Du tust's!

Der König.

Jedoch erspare
Mir Schlimmres!

Alma.

Kinderleiber, hold und blühend,
Der zarten Glieder Zucken zu betrachten,
Wirst deiner Wollust du zum Opfer schlachten!

Der König.

Nein! Nimmermehr!

Alma.

Du fühlst schon, du gibst nach;
Denn ich bin stark in dir und du bist schwach!
Greif zu!

Der König
sinkt in die Knie.

Erbarmen!

Alma.

Hast denn jemals du
Im Streit mit mir den Sieg davongetragen?!

Der König
sich Alma zu Füßen windend.

Sieh meine Stirn die stein'ge Erde schlagen
Vor Höllenqual!

Alma.

Dann greif' doch herzhaft zu!!
Die Qual Unschuldiger stillt dein eigenes Leiden!

Der König
laut wehklagend.

Wohl bist du Tier der Stärkre von uns beiden;
Doch gönn' mir eine kurze Frist, bevor
Ich neue Greu'l auf längst vergeßne türme!
Im Staub wind' ich mich hier gleich dem Gewürme.
Mein bessres Selbst, das ich an dir verlor,
Beschwört dich, meine Ohnmacht nicht zu nützen!
Wohl langt, nach neuen Opfern ausgereckt,
Mein Arm — die Zunge, die schon Blut geleckt,
Fleht brünstig, sie vor meinem Grimm zu schützen!

König Pietro erhebt sich erregt von seinem Platz.

Ihr treibt Eure Erniedrigung etwas weit dort oben!

Was denkt die törichte Menge, wenn sie des Herrschers Majestät so tief in den Staub gebeugt sieht!

Alma

setzt dem König den Fuß auf den Nacken und erhebt triumphierend ihre Pritsche.

Der Torheit schauert Angst durch Mark und Bein,
Vor des Geschickes grellem Widerschein!

Zum König.

So will ich dich erlösen! — Doch erst schwöre,
Daß stets dein Herz dem Guten nur gehöre!

Der König.

Ich schwör's!

In Tränen aufblickend.

Das forderst du — ich fass' es kaum!
Wer bist du denn?

Alma.

Dein Dämon! Bin dein Traum!
Erwach' aus meinem Bann, zu höhrem Streben
Geläutert, dich vom Lager zu erheben!

Der König

erhebt sich scheu und angsterfüllt vom Boden.

Und werd' ich älter denn Methusalah,
Den grauenvollen Wahn vergeß ich nie!
Denn unterm Schleier der verschämten Nacht,
Da flammt die Fackel auf! Da lodert wild
Verzehrend Feuer durch die heißen Glieder!
Da feiern alle Laster Sieg! Da jubelt
Die geile Hölle! Das Verbrechen schwelgt
Im Ueberfluß! Und was der greise Wüstling,
Von Brunst gemartert, nicht ersann, das taumelt
Als längst befreundet vor die trunknen Sinne! —
O sei gepriesen, goldnes Tageslicht!

Alma

zum Publikum, im Ton des Bajazzos.

Damit ist nun zu Ende mein Gedicht.
Verzeiht, wenn sein Gezeter euch betrübte!
Ich wollt' euch nur das allgemein beliebte
Uralte Akrobatenkunststück zeigen,

Gestus.

Sich selber auf den Kopf zu steigen!

König Pietro zum König. Und das nennst du eine Posse, lieber Freund? Du siehst, daß mir die Tränen in die Augen drangen!

Der König nachdem er die Krone abgenommen. Wollen Eure Majestät glauben, daß das Stück überall als eine harmlose Posse aufgefaßt wurde.

König Pietro. Das will ich dir nicht glauben! Sollten meine Untertanen so rohen Gemütes sein? Oder wie erklärst du mir das?

Der König. Darüber kann ich Eurer Majestät nicht Rede stehen. So ist das Leben.

König Pietro. Wohlan denn, wenn das Leben so ist, dann soll mein Volk dich nicht eher wieder hören, als bis es dich auch versteht, denn sonst untergräbt dein Spiel nur die Würde meines Amtes. Leg' den Mantel ab und tritt vor mich!

Der König legt den Mantel, den Bart und die Perücke ab und steigt die Stufen hinab.

König Pietro. Ich kann einem Menschen, der sein Dasein durch Einsammeln von Groschen fristete, kein Staatsamt übertragen. Aber nimmer soll meine Königswürde mich hindern, mir den Mann, dessen Geistesgaben ich unter Tränen bewunderte, zum allernächsten Begleiter zu wählen! Dicht neben dem Thron steht

ein Posten leer, den ich bis heute unbesetzt ließ, weil ich der Torheit keinen Platz einräumen will, wo auch die größte Menge von Klugheit zu gering ist. Du aber sollst diesen Posten einnehmen. Rechtlos und machtlos sollst du sein gegenüber dem letzten Bürger meines Staates! Aber deine hohe Denkungsart soll zwischen mir und dem Volke stehen, zwischen mir und den Räten der Krone, sie soll sich ungestraft zwischen mich und mein Kind drängen dürfen. So wie dein Geist dort auf der Bühne aufrecht zwischen dem Herrscher und seinen düstren Begierden stand, so soll er in meinem Innern gebieten! Ich ernenne dich zu meinem Hofnarren. — Folge mir!

Er wendet sich zum Gehen.

Der Theaterbesitzer kommt aus dem Ankleideraum quer über die Bühne gestürzt, stolpert die Stufen hinab und wirft sich vor König Pietro in die Knie. Moriturus te salutat! Eurer großmächtigsten Majestät allerunwürdigster Theaterbesitzer hat diesen erhabenen Charakterkomiker eigenhändig vom lichten Galgen geschnitten und wird durch Eurer großmächtigsten Majestät allergnädigste Wahl für dieses Leben vernichtet!

König Pietro. Wir erteilen dir auf zwanzig Jahre das Privilegium, unbesteuert Vorstellungen geben zu dürfen.

Der König. Möge Eure Majestät erwägen, daß ich dieses unmündigen Kindes Vater bin und daß dem Vater Eure Gnade höher steht als dem Schauspieler, da er hoffen darf, sein Kind brauche nunmehr sein wahres Wesen nicht länger zu verleugnen.

König Pietro. So ward mein Blick getäuscht! *Zu Alma.* Deine verwegenen Aussprüche möchte ich aus

eines Weibes Munde nicht noch einmal hören. *Zum König.* Laß dein Kind dir folgen!

Er verläßt mit dem Prinzen das Theater.

NEUNTES BILD

Thronsaal

Der König in höfischer Kleidung kauert dem Thron gegenüber auf den Stufen. Sein Amt als Hofnarr ist diskret durch eine entsprechende Kopfbedeckung angedeutet; in der schlaffen Hand hält er einen kurzen Narrenstab. Er sieht auffallend gealtert aus; sein blutleeres Gesicht ist tief gefurcht und seine Augen erscheinen doppelt größer als früher.

Der König. Sonderbar ist doch dieses Leben! Während langer Jahre unter Entbehrungen jeder Art fühlte ich die Kräfte meines Körpers täglich wachsen. Jede Morgensonne fand mich munterer an Geist, fand meine Muskeln widerstandsfähiger. Kein Mißgeschick ließ mehr Zweifel an der Unverwüstlichkeit meiner Natur in mir aufkommen. Und seit ich hier in Sorglosigkeit und Wohlsein lebe, schrumpfe ich ein wie ein Apfel im Frühling. Schrittweise fühle ich das Leben sich von mir entfernen; und die Aerzte gestehen einander unter Achselzucken und mit langen Gesichtern, daß sie den Verfall nicht begreifen. — — Sollte ich einst in diesen Hallen geherrscht haben? Täglich seit meinem Hiersein wiederhole ich mir die Frage, und täglich erscheint sie mir widersinniger. Mir wird so schwer, daran zu glauben, als wollte mir jemand einreden, ich hätte schon

einmal auf einem anderen Himmelskörper gelebt, König Pietro ist der würdigste Fürst, der je einen Thron innehatte, und ich bin in all seinen Staaten der Letzte, der mit ihm tauschen möchte. Das ist allabendlich mein letztes Wort, ein Wort, das mich nicht von trockener Gefängnisluft träumen läßt, sondern von triefenden, sturmgebeugten, klagend rauschenden Baumwipfeln, von endlosen düstren Heiden, von unberührtem Morgentau auf buschigem Gras und von dem wackligen Karren, der ein tollkühnes Landstreichervolk von Flecken zu Flecken schleppt und auf dessen schwanken Leitern aller Herzen mir entgegenschlugen, unschlüssig zwischen Bedauern und Ehrfurcht. — Ein eigentümlicher Krampf macht sich seit einigen Tagen in meinem linken Arm bemerkbar. Das ist nicht Gicht, das ist nicht Altersschwäche. Aber eh' die hemmende Membran zerspringt, habe ich ein Werk noch zu vollenden. Laß mich's vollenden, o Schicksal, daß wir, einander dankbar, in Freundschaft scheiden! Mit all der Vorsicht, die mein Leben als einzigen Ertrag mir abgeworfen, habe ich es eingefädelt. Oder sollte ich wieder der Genarrte sein? Bedurften die stürmischen jungen Herzen meiner Hilfe gar nicht? Messe ich mir nur in eitler Selbstüberhebung das Verdienst bei, ihre Vereinigung zu fördern? Wer öffnet mir die Augen über mich?! Blind, wie ich kam, soll ich gehen?! — — Ich gehe und — horche! Dann brauche ich mich doch später nicht erst auf die Antworten zu besinnen. — *Ab.*

König Pietro und Erbprinz Filipo treten auf.

König Pietro. Ich ließ bei den Medici in Florenz anfragen, ob man geneigt ist, dir eine Tochter zur Frau zu geben. Eben erhalte ich die Nachricht, daß die Me-

dici im Vertrauen auf die Festigkeit unserer Herrschaft eine solche Verbindung sehr willkommen heißen.

Filipo. Bevor Ihr das tatet, mein gnädiger Vater, habe ich Euch schon des allerbestimmtesten erklärt, daß ich niemand anders heiraten werde, als Donna Alma, die Tochter Alexandrions!

König Pietro aufbrausend. Die Tochter eines Hofnarren! Du gehörst in die Werkstatt zurück, aus der du gekommen bist.

Filipo. Dann laßt mich in die Werkstatt zurückkehren, mein gnädiger Vater!

König Pietro. Mag dieses Mädchens Tugend auch über alle Zweifel erhaben sein, die allgemeine Wohlfahrt fordert, daß du eine Fürstentochter zum Weib nimmst. Wolltest du um die Tochter eines Bürgers von Perugia freien, ich könnte darin, ohne unserer eigenen Herkunft ins Gesicht zu schlagen, gleichfalls keine deiner unwürdige Verbindung erblicken. Trotzdem wäre deine Wahl ein Verbrechen am Staatswohl, da sie Parteinahme und Gewalttätigkeiten unter den Bürgergeschlechtern zur Folge hätte. Wählst du deinem Volk aber eine Königin allerdunkelster Herkunft, dann zeigst du ihm im voraus, daß du die Pflichten des Fürsten mißachtest. Wer will berechnen, welche Erben dir aus einer solchen Verbindung erwachsen! Statt mit Vertrauen wird man deinem Regierungsantritt mit verbissener Scheu, mit Geringschätzung und Ueberhebung, mit Angst und Widerspenstigkeit entgegensehen. Brachte ich König Nicolo zu Fall und trieb ihn zum frühen Tode, auf daß schon mein Sohn wieder in der heillosen Verblendung beginnt, die ihn Thron und Leben kostete?! Deshalb gerade stellte ich mir Alexandrion zur Seite, weil er über diese ernstesten Fragen nachge-

dacht hat! *Hinausrufend.* Man rufe den Narren! — — Jetzt soll er mir zeigen, ob seine Weisheit auch gegenüber den Banden des Blutes standhält! Jezt soll er mir zeigen, ob er selber nach seinen Aussprüchen handelt, wie ich es tue, oder ob er auch nur ein kurzatmiger Prahler ist!

Der König eintretend. Was befiehlt mein teurer Gebieter?

König Pietro. Deine Ratschläge in Stunden furchtbarster Gefahr haben mich dir zu Dank verpflichtet. Hätte ich mich in schweren Entscheidungen nicht willenlos von deiner abwartend besonnenen, heimtückischen Verschlagenheit leiten lassen, wir ständen heute vielleicht unter fremder Botmäßigkeit. Jetzt fordere ich aber ein Opfer, das du dem Staate und unserer Regierung als Vater deines Kindes schuldest. Ich räumte deinem Verstande rückhaltlos die Macht ein, zwischen mir und meinem Blute obzuwalten, ohne zu ahnen, wie bald ich ihn auffordern müßte, sich zwischen dich selbst und dein eigenes Kind zu stellen. Dieser Prinz fordert deine Tochter von mir zum Weibe!

Der König. Mein Kind steht so himmelhoch über mir; seine Sohlen berührten die Erde nie, ohne daß mir des Glückes üppigste Saat aus den schmalen Fußtapfen emporblühte!

König Pietro. Das will ich dir glauben, aber du wirst deiner Tochter befehlen, daß sie jede Bewerbung des Prinzen zurückweist!

Filipo. Das wird sich Donna Alma nimmermehr befehlen lassen!

König Pietro. Schweig!

Der König. Ich habe in diesem Lande nichts zu befehlen.

König Pietro. Wohl wahr! Aber du hast zu gehorchen!

Der König. Wohl wahr! Aber mein Kind hat mir nicht zu gehorchen!

König Pietro. Genug des Witzes! Ich bedaure, deine Klugheit überschätzt zu haben. Du begreifst, daß bei deiner Weigerung eures Bleibens an meinem Hofe nicht länger ist. Es schmerzt mich, deine ruhige Ueberlegung an dieser Klippe scheitern zu sehen. Du bist ein schlechter Vater, Alexandrion *(der König zuckt zusammen)*, daß du dich nicht scheust, dein Kind meiner Gunst zu berauben! Um mich gegen den Vorwurf des Undankes zu sichern, werde ich dir auch fürder dein Gehalt auszahlen lassen . . .

Der König. Ich danke dir, Bruder; ich bedarf deiner Gnade nicht länger.

König Pietro. Bist du von Sinnen!

Der König. Ich sehe klarer als du! Du kannst des wunderbaren gewaltigen Schicksals Erfüllung so wenig hindern wie ich.

König Pietro. Laß das Geschwätz! Ich frage dich zum letztenmal: Gehorchst du meinen Befehlen?! Sonst fürchte meinen Zorn!

Der König. Es übersteigt deine sowohl wie meine Macht!

König Pietro. Wohlan denn! Mag mein Sohn, wenn ihn das Verlangen ankommt, euch nachlaufen! So verbanne ich denn dich und dein Kind von diesem Tag an auf Lebenszeit aus dem Lande Umbrien unter Verhängung der Todesstrafe für den Fall jemaliger Rückkehr!

Der König bricht in anhaltendes munteres Gelächter aus.

Filipo. Heilige Jungfrau, was ist mit ihm!
König Pietro betreten. Das ist das Lachen eines Wahnwitzigen!
Der König lachend. Ihr Lieben erlaubt schon, daß ich lache, da ich doch nun einmal dafür bezahlt bin, närrisch zu sein!
König Pietro. Gib uns eine Erörterung, Alexandrion, was in deinem Innern vorgeht!
Der König sich hoch aufrichtend. Weißt du, daß du mich hier in diesem Saale schon einmal unter Verhängung der Todesstrafe aus Umbrien verbanntest?!
König Pietro. Ich kann mich unmöglich aller Urteile erinnern, die ich bestätigte!
Der König. Dein erstes Urteil sprachst du über König Nicolo, und der bin ich!
König Pietro erschüttert. Das ließ sich längst voraussehen, daß es solch ein Ende mit ihm nehmen werde! *Zum König.* Willst du uns aus deinem früheren Beruf eine tragische Szene aufführen?
Der König. Ich, der ich hier stehe, bin König Nicolo!
König Pietro in scheinbarem Zorn. Ich habe mit Betrügern nichts zu schaffen! Hoffst du wirklich mit solchen Bubenstreichen etwas auszurichten?!
Der König. Ich bin König Nicolo! Ich bin König Nicolo!
König Pietro zu Filipo. Es ist um ihn geschehen! Sei Gott seiner Seele gnädig!
Filipo. Sein armes Kind! Barmherziger Himmel, wenn es davon Kunde erhält!
Der König in höchster Verwunderung. Warum steht ihr denn nicht gebannt vor Staunen?? — Ihr glaubt mir wohl nicht?! — Ihr fordert wohl gar, daß ich

euch noch *beweise*, was ich seit meinem Sturz nur durch übermenschliche Seelenkraft geheimhielt?!

Filipo. Wir glauben dir, Alexandrion! Laß dich von mir auf dein Zimmer führen. Wir glauben dir!

König Pietro. Wollte sich dein armes Herz nur erst beruhigen!

Der König angstvoll. Nein, nein! Ich beruhige mich nicht! Ihr traut meinen Worten nicht! Ihr zweifelt an meinem Verstand! — Allgewaltiger Gott, wo nehme ich die Beweise her, die mir die Wahrheit bestätigen?! — Laßt meine Tochter rufen! — Es ist hohe Zeit; lange schaue ich das Licht nicht mehr! — Laßt meine Tochter rufen! — Ich bin zu schwach, um sie selbst zu holen. — Laßt mein Kind rufen! Mein Kind!

Filipo. Ich beschwöre Euch, mein Vater, willfahrt seiner Bitte nicht! Das Mädchen vergeht vor Schmerz, wenn es ihn unvorbereitet in seiner Umnachtung sieht!

Der König. Mein Kind laßt rufen! Ich habe ihm nichts zu hinterlassen als seine fürstliche Herkunft; und nun soll es durch meine unermeßliche Torheit auch um dies letzte Gut betrogen sein! Wer schenkt dem Mädchen Glauben, wenn meine Augen gebrochen sind! Freilich, an einen König erinnert nichts mehr an mir! Und meine Bilder, meine Statuen sind zerstört! Und fände sich auch noch ein Bild, wer läßt Aehnlichkeit für einen Beweis meiner ungeheuerlichen Behauptung gelten! Aehnlichkeit, von der die Zeit keine Spur mehr übrig ließ! Erleuchte mich, o Herr im Himmel, in dieser *zehnfachen* Todesangst!

König Pietro. Hast du denn ganz vergessen, mein teurer Alexandrion, daß König Nicolo tot ist?!

Der König. Tot? Wie gütig du redest, weil du mich für wahnsinnig hältst! — Tot? — Wo liegt er begra-

ben?! Ich kämpfte mit den empörten Fluten und rettete mich vor der Stadtmauer ans Land. Aber wer glaubt mir das! Ruft mein Kind her! Es wird mir Rat erteilen, wie es mir hundert- und tausendmal durch seine Klugheit geholfen hat!

Filipo. Ich eile, Euren Leibarzt zu holen, mein gnädiger Vater!

Der König. Mein Kind ruft her! Mein Kind!

Prinzessin Alma hereinstürzend. Mein Vater! Allmächtiger Gott, ich höre Eure jammervolle Stimme das Haus erfüllen!

Der König. Bin ich König Nicolo oder nicht?!

Alma. Ihr seid König Nicolo, mein Vater! Aengstigt Euch nicht! Was kann man uns heute noch antun!

Der König. So bist auch du vom Wahnsinn befallen oder eine elende Betrügerin! Sie glauben uns nicht! Womit können wir es ihnen beweisen, damit ich mein Haupt auf den Block legen darf und dir damit ein Zeugnis deiner Geburt hinterlassen?! Schickt ins Gefängnis! Dort hat man die Narben an meinem Körper zu Protokoll genommen. Ich hatte des Königs Namen entweiht. Fluch dem König! hatte ich gerufen. Dieser König war ich! — Aber wo lebt ein Mensch von gesunder Vernunft, der an solche Schicksale glaubt! Daß ich das während all der Jahre nicht bedachte! Wer führt denn Dokumente darüber mit sich, daß sein Haupt zweimal dem Henker verfallen ist! Und nun soll ich der Allmacht Spuren tiefer ergründet haben als je ein Mensch, um schließlich für wahnwitzig zu gelten? — Aber so ist das Leben! So ist das Leben!

König Pietro. Der Anblick deines Schmerzes ist

herzerschütternd, Alexandrion! Aber deine Behauptung ist lächerlich!

Alma. Er ist König Nicolo!!

Filipo. Bedenkt Eure Reden, Donna Alma!

Alma. Er ist König Nicolo!!

Der König. Forsche in deinem Hirn, mein kluges teures Kind, ob du nicht irgendein Mittel weißt, das ihnen die Wahrheit leuchtend wie Sonnenlicht vor Augen bringt!

Alma. Ich schaffe Euch Beweise die Menge, mein Vater, sobald das Urteil von Eurem Haupt genommen ist.

Filipo. War der Name von König Nicolos Tochter nicht Alma?

König Pietro. Tausend Kinder werden auf fürstliche Namen getauft!

Der König. Hörst du's, mein Kind? Einen untrüglichen Beweis! Sonst beschließe ich meinen unseligen Kampf mit der Welt noch im Narrenturm und belade dich auf Lebenszeit mit dem gräßlichsten aller Flüche, mit dem Fluch der Lächerlichkeit!

Alma. Man führe uns zu den Ursulinerinnen!

Filipo. Wäre es möglich! Der König in seines Ueberwinders Dienst! — Redet, mein Vater! Sprecht ihn frei!

König Pietro. Wer Ihr auch sein mögt, ich enthebe Euch jeder Strafe, die Euch bedroht.

Der König. Und nun die Beweise, mein Kind! Rasch die Beweise! Denn seien sie auch klar wie der Tag, wenn ich tot bin, helfen sie deiner Abkunft so wenig zur Anerkennung, wie es jetzt meine leeren Worte können!

Alma. Die Frau Oberin bei den Ursulinerinnen wird Zeugnis ablegen ... *Entsetzt.* Mein Vater! Jesus Maria, Eure Blicke! Wen sucht Ihr so hilflos! Um Gottes Barmherzigkeit, redet!

Filipo ist dem König zu Hilfe geeilt. Geht, Donna Alma! Die Kraft droht seine Glieder zu verlassen.

Der König mit dem Tode ringend, während er von Alma und Filipo auf den Stufen des Thrones gebettet wird. Beweise such' ich! — Beweise: — Wer kann durch seinen Leichnam beweisen, daß er König war! — Es ist die letzte Frist! — Ich bin nicht wahnsinnig! — Eile dich, mein Kind! — Beweise! — — Zu spät! Zu spät! — — So ist das Leben!

Alma jammernd über ihn gebeugt. Vater! Mein Vater! Hört Ihr mich nicht? Seht mir ins Auge, mein Vater! Wonach langt Eure Hand? Hier kniet Euer Kind neben Euch!

Der König. — Ich danke ab — aber nicht als König — sondern nur — als Mensch ... *Er stirbt.*

Alma. O weh, o weh! seine Augen! — Vater! Bewegt Eure Hand! O weh mir, gibt es keine Hilfe? O Jammer über mich, er hört meine Stimme nicht mehr! Seine Wangen fühllos! Wie erwärme ich sein Herz? Eure gewaltige Seele, mein Vater, wo ist sie, daß sie Euch rette! Laßt mich nicht allein! — O weh mir, weh mir, er hat mich verlassen!

König Pietro für sich. Ich stehe wie ein Geächteter hier!

Filipo. Bezähmt Euren Schmerz, Donna Alma!

König Pietro. Ich will ihr nach meinen besten Kräften den Verlust zu ersetzen suchen, wenn sie gewillt ist, durch dich mein Kind zu werden.

Filipo. Das danke Euch Gott, mein Vater!

König Pietro. Wir bestatten ihn, sei er wer er sei, in der Fürstengruft. Aber kein Mensch erfahre ein Wort von dem, was sich in dieser Stunde hier zwischen uns zugetragen hat. Die Geschichte soll von mir nicht melden, daß ich einen König zu meinem Hofnarren gemacht habe!

KARL HETMANN, DER ZWERGRIESE

(HIDALLA)

SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN

IN DEN JAHREN 1903 *BIS* 1904

EMIL MESSTHALER

GEWIDMET

PERSONEN

Rudolf Launhart

Berta Launhart, *seine Schwester*

Fanny Kettler

Karl Hetmann

Heinrich Gellinghausen

Pietro Alessandro Morosini

Walo Freiherr von Brühl

Marie, Fürstin von Sonnenburg-Hohenstein

Mrs. Mabel Isabel Grant

Fritz, *Laufbursche (15 Jahr alt)*

Kommissionsrat Cotrelly

Dr. Mittenbach, *Untersuchungsrichter*

Waldbauer, *Gärtner und Hausbesitzer*

Ein Polizeileutnant

Zwei Schutzleute

Ein Kriminalschutzmann

ERSTER AKT

Die Bühne stellt einen Garten bei einer Villa dar. Im Hintergrunde, rechts vom Zuschauer, sieht man die Stufen, die zur Veranda der Villa hinaufführen. Zur Linken, gleichfalls im Hintergrund, ist die Gartenpforte. Im Vordergrunde steht rechts ein Gartentisch mit mehreren Stühlen.

Rudolf Launhart und Heinrich Gellinghausen treten durch die Gartenpforte ein. Launhart ist ein Mann von gedrungner Statur, Ende der Zwanziger, mit blondem Spitzbart, kurzgeschornem Haar, Kneifer und völlig ausdruckslosem, unveränderlichem Gesicht. Er bewegt sich sehr rasch und spricht sehr rasch. Gellinghausen ist hochgewachsen, mit dunklem, linksgescheiteltem Haar und Vollbart. Er trägt einen Paletot über dem Arm und eincn Regenschirm in der Hand.

Launhart. Das ist reizend von Ihnen, Herr Gellinghausen, daß Sie gleich zu uns herausgekommen sind. Bei Ihrer Braut sind Sie selbstverständlich schon gewesen?

Gellinghausen. Man konnte mir leider nicht genau sagen, wo meine Braut hier wohnt. Deshalb fragte ich nach Ihnen. Da wollten mich natürlich gleich mindestens zehn Menschen hier nach Ihrer Villa führen.

Launhart. Ihre Braut wohnt hier gleich gegenüber,

mit ihrer alten Mutter zusammen. Wenn Sie sich übrigens nur einen Augenblick gedulden wollen — um vier Uhr kommt sie aufs bestimmteste zu uns hierher — dann könnten wir beide das Geschäftliche vorher rasch zusammen durchsprechen.

Waldbauer, ein älterer bärtiger Mann in Hemdärmeln, den Strohhut in der Hand, tritt zögernd zur Gartenpforte ein.

Launhart ihn bemerkend. Was ist denn das! *Zu Gellinghausen.* Einen Moment! Wollen Sie bitte Platz nehmen. *Er geht rasch zur Gartenpforte.*

Waldbauer. Ich bitte um Entschuldigung, Herr Launhart, aber ich —

Launhart. Ja, ja, ja, ich weiß ja schon, Herr Waldbauer. Sie haben natürlich vollkommen recht...

Waldbauer. Ja schauen Sie, die Villa, in der Sie da wohnen, ist mein dreißigjähriges Ersparnis. Und wenn man sie dann vermietet . . .

Launhart. Gewiß, gewiß, Sie bekommen ja Ihr Geld. Nur heute kann ich es Ihnen nicht geben. Ich habe vor acht Tagen eine Segeljacht für zwanzigtausend Mark gekauft. Kommen Sie übermorgen.

Waldbauer. Uebermorgen? Das haben Sie schon einmal gesagt . . .

Launhart. Und wenn ich es noch zehnmal sage! Und wenn ich es noch zwanzigmal sage!

Waldbauer. Herr Launhart, ich selber wohne in dieser teuren Villa nicht, obschon sie mein Eigentum ist. Warum? Weil ich nicht das Geld dazu habe.

Launhart. Ich aber habe das Geld dazu! Ich habe mir noch nie in meinem Leben was darauf eingebildet; ich möchte nur nicht, daß Sie um meinetwillen schlaflose Nächte verbringen.

Waldbauer. Uebermorgen also! Aber wenn es wieder nichts ist . . .

Launhart. Dann tun Sie, was Ihnen beliebt! Entschuldigen Sie, ich habe in diesem Augenblick Besuch bekommen; ich kann mich nicht länger mit Ihnen abgeben. *Kommt rasch nach vorn.*

Waldbauer ab.

Launhart zu Gellinghausen, der am Gartentisch Platz genommen. Wir haben hier gestern eine ganz wundervolle Segelpartie gemacht, Ihre Braut, meine Schwester und ich. Wir fuhren in zweieinhalb Stunden zwölfmal quer über den ganzen See, von einem Ufer zum andern. *Setzt sich zu Gellinghausen.* Ihre Braut setzte übrigens meine Schwester wie mich in Erstaunen durch die Kühnheit, mit der sie das Steuer führte.

Gellinghausen. Sie wohnen hier wohl gar nicht weit vom Seeufer entfernt?

Launhart. Fünf Minuten. — Aber wenn es Ihnen recht ist, dann lese ich Ihnen jetzt eben rasch den Kontrakt vor, den ich aufgesetzt habe, um die Beziehungen zwischen uns in ihren wesentlichen Punkten vorläufig oberflächlich zu fixieren.

Gellinghausen. Das ist mir sehr angenehm. Ich werde mich für meine Mitarbeiterschaft an dem Unternehmen doch noch in verschiedener Hinsicht ernstlich vorbereiten müssen.

Launhart zieht zwei Kontrakt-Exemplare aus der Tasche. Aber darf ich Ihnen nicht vielleicht ein Glas Bier kommen lassen? Sie sind jedenfalls durstig von der Fahrt.

Gellinghausen. Ich danke Ihnen. Ich trinke tagsüber nie einen Tropfen Alkohol.

Launhart. Oder ein Glas Limonade? Sie können alles haben was Sie wollen.
Gellinghausen. Nein, danke. Bitte, lesen Sie. Hier stört uns ja augenblicklich niemand.
Launhart. Also — *liest* „Zwischen Herrn Rudolf Launhart und Herrn Heinrich Gellinghausen wurde folgender Vertrag unter Rechtsverbindlichkeit . . " usw. usw. — Sie müssen übrigens entschuldigen, daß ich Sie heute leider mit meiner Frau noch nicht bekannt machen kann. Meine Frau ist auf einige Tage zu ihrem Vater gereist, der sich zufällig gerade hier in der Nähe aufhält.
Gellinghausen erstaunt. Was Sie sagen! Der Herr Staatsminister ist augenblicklich hier in der Nähe?!
Launhart. Ja. — Also *liest* „Paragraph eins: Herr Rudolf Launhart schließt unter heutigem Datum mit Herrn Heinrich Gellinghausen eine geschäftliche Vereinigung, welche die Gründung eines großen, wenn möglich internationalen Institutes für Sozialwissenschaft zum Zweck hat".
Gellinghausen nickt zustimmend. Ja.
Launhart. „Paragraph zwei: Herr Heinrich Gellinghausen beteiligt sich an dem Unternehmen mit Einzahlung eines Betriebskapitals von Mark dreimalhunderttausend, in Worten dreihunderttausend Mark, welche Summe binnen heute und sechs Monaten von ihm auf der Reichsbank zugunsten der Firma deponiert werden muß."
Gellinghausen nickt. Ja.
Launhart. „Paragraph drei: Die Firma lautet Rudolf Launharts sozialwissenschaftliches Institut. Herr Rudolf Launhart übernimmt die Funktion

eines Direktors und bezieht als solcher von der Firma ein monatliches Salär von tausend Mark."

Gellinghausen. Verzeihen Sie, ich habe wohl nicht ganz recht verstanden. Sie wollen sich in Ihrer Stellung als Direktor mit einem Salär von tausend Mark begnügen?

Launhart. Was finden Sie dabei Außergewöhnliches? Ich hielt es für die übliche Bezahlungsweise, wenn mich die Firma mit tausend Mark monatlich honoriert.

Gellinghausen. Ach so, monatlich!

Launhart. Aber wenn Sie glauben, daß es zu wenig ist . . .

Gellinghausen. Bitte, nein; ich finde die Summe durchaus Ihrer Stellung angemessen.

Launhart. Ganz wie Sie meinen. — „Paragraph vier: Der sich ergebende Nettojahresgewinn wird nach Abschluß der jeweiligen Jahresrechnung zu gleichen Hälften auf beide Kontrahenten verteilt."

Gellinghausen nickt. Gut.

Launhart. Und nun kommt noch Paragraph fünf: „Die Dauer dieses Vertrages ist auf zehn Jahre festgesetzt. Sollte einer der Kontrahenten vor Ablauf der zehn Jahre aus dem Geschäft austreten, so hat er keinerlei Ansprüche an das Geschäftsvermögen auf Rückvergütung seiner der Firma zugute gekommenen Leistungen." — Das ist alles. Für den Fall, daß Sie den Vertrag selber für sich noch einmal genau durchlesen wollen, übergebe ich Ihnen das eine Exemplar; dann sagen Sie mir, was Sie noch hinzugefügt haben möchten. *Er gibt es ihm.* Die Sache eilt ganz und gar nicht. Da kommt meine Schwester. *Er erhebt sich.* Ich weiß

nicht, ob Sie schon einmal Gelegenheit hatten, meine Schwester kennenzulernen?

Berta Launhart ist derweil über die Veranda herab in den Garten gekommen. Sie ist ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, blond und häßlich, ohne dabei aber alt auszusehen.

Berta Launhart reicht Gellinghausen die Hand, zu Launhart. Fräulein Fanny hat mich schon vor acht Tagen mit ihrem Bräutigam bekannt gemacht. — Sind denn die Herren nun endlich über die großartigen Unternehmungen einig geworden, mit denen sich das großartige Unternehmen beschäftigen soll?

Gellinghausen. Meine Braut freut sich darauf, daß unser Unternehmen mit aller Energie für eine durchgreifende Reform der Kindererziehung eintritt.

Launhart. Ihre Braut hat sehr originelle Ideen über Erziehungsreform. Die Erziehungsfragen fördern aber leider bis jetzt zu wenig Material zutage. Ich bin sehr damit einverstanden, daß wir uns von vornherein nebenher mit der Kindererziehungsfrage beschäftigen. Aber damit allein können wir uns nicht gleich ein ausgedehntes internationales Interessentengebiet erobern.

Gellinghausen. Das ausgedehnte internationale Interessentengebiet müßte natürlich durch unsere allgemeine soziale Propaganda erobert werden.

Launhart. Nur möchte ich mich dabei nicht gern zu intim mit der Sozialdemokratie einlassen. Der billige Massenabsatz ist allerdings immer ein glänzenderes Geschäft als der bestgehende Luxusartikel. Aber wer mit Sozialismus ein reicher Mann wird, gilt bei seinen eigenen Leuten als Hochverräter!

Gellinghausen. Dann muß das Unternehmen mei-

ner Ansicht nach notwendigerweise auf eine entschiedene und gesunde Tagespolitik gegründet werden.

Launhart. Das geht meines Schwiegervaters wegen nicht. Mit der Politik, die mein Schwiegervater als Staatsminister treibt, lassen sich keine Geschäfte machen. Und stellen wir uns zu ihm in Gegensatz, dann verlieren wir alle geschäftlichen Vorteile, die sein Einfluß für unser Unternehmen haben kann.

Gellinghausen. Mir haben Fachleute, die etwas von solchen Dingen verstehen, gesagt, daß man mit einer Zeitung überhaupt nur Geschäfte machen kann, wenn man Tagespolitik treibt.

Launhart. Bei uns handelt es sich aber nicht einfach um eine Zeitung. Um durch eine Zeitung reich zu werden, hat man dreißig Jahre nötig! Wir brauchen etwas direkt Reformatorisches! Wir brauchen Vorträge, Bücherausgaben, alle erdenklichen Veranstaltungen, damit die gesamte Oeffentlichkeit sofort gezwungen ist, sich mit uns zu beschäftigen! Die Zeitung, die wir herausgeben, soll uns dabei hauptsächlich nur zu Reklamezwecken dienen.

Berta. Es wird den Herren schließlich eben doch nichts Zweckentsprechenderes übrigbleiben als die Frauenbewegung.

Gellinghausen. Damit würde sich meine Braut aber nie und nimmer einverstanden erklären!

Launhart. Ich weiß, Herr Gellinghausen. Für Ihre Braut ist die Frauenbewegung das Allerverabscheuungswürdigste in dieser Welt.

Gellinghausen. Ich teile diese Abneigung meiner Braut im vollsten Maße und habe mich eigentlich auch nur durch ihre Pläne über Kindererziehungs-

wesen zur Teilnahme an dem Unternehmen bewegen lassen.

Berta. Um der heutigen Kindererziehung mit Erfolg zu Leibe zu gehen, müssen aber doch zuerst die Eltern im Vollbesitz ihrer Rechte sein! Ich habe das Ihrer Braut schon hundertmal begreiflich zu machen versucht, aber bei ihr ist alle Logik umsonst!

Launhart. Der Frauenbewegung gehört ja ohne allen Zweifel die Zukunft. Als geschäftliche Grundlage für unser Unternehmen wird sie nur leider durch die Häßlichkeit ihrer Vorkämpferinnen entwertet. Sobald sich schöne Weiber der Frauenbewegung anschließen, kann sie für uns zu einer Goldmine werden!

Berta. Was können wir häßlichen Mädchen in dieser Welt denn besseres tun, als daß wir für die Naturrechte schöner Frauen streiten! Wenn man vom Himmel so ungnädig behandelt worden ist, wie zum Beispiel ich, dann hindert einen schon ein rein menschliches Taktgefühl, auf einem Gebiete zu wetteifern, auf dem andere Mädchen mit all ihren Vorzügen von vornherein als Siegerinnen auftreten. Deshalb ist mir Ihre Braut auch vollkommen begreiflich. In ihrer Verabscheuung der Frauenfrage spricht sich nur ihr Stolz auf ihre Schönheit aus.

Launhart. Ja, ja, liebe Schwester, du hast ganz recht. Fräulein Fanny ist aber unsere unentbehrlichste Mitarbeiterin. Fräulein Fanny soll mit ihren geschäftlichen Kenntnissen auch das ganze Unternehmen organisieren helfen. Deshalb werden wir ihren Abneigungen Rechnung tragen. Auf jeden Fall müssen wir endlich einmal zur Aufstellung eines geschlossenen Programmes gelangen! Ueber unseren Kontrakt haben

Herr Gellinghausen und ich uns, kurz bevor du kamst, schon geeinigt.

Gellinghausen greift in die Tasche. Ja — was ich mir noch zu bemerken erlauben wollte ... *Er zieht den Kontrakt heraus und sieht ihn durch.*

Launhart. Bitte, selbstverständlich! Ist Ihnen irgend etwas eingefallen, was Sie noch hinzugefügt haben möchten?

Gellinghausen. Hm — ich finde es nur komisch, daß Sie sich selbst tausend Mark Gehalt monatlich aussetzen und nicht auch mir, der ich, abgesehen von meiner finanziellen Beteiligung, doch gleichfalls meine volle Arbeitskraft dem Unternehmen widme.

Launhart. Ach, daß ich so was vergessen konnte! Natürlich! Entschuldigen Sie bitte! — Das können wir hier ja gleich hinzufügen. *Indem er ihm den Kontrakt abnimmt.* Erlauben Sie bitte. Wo ist denn das . . .

Berta. Soll ich dir vielleicht Tinte und Feder besorgen?

Launhart. Danke, ich habe eine Füllfeder bei mir. Das würde also lauten ...? *Zu Gellinghausen.* Sie müssen wirklich verzeihen; das ist reine Vergeßlichkeit von mir. *Schreibt mit Füllfeder.* „Paragraph sechs: Herr Heinrich Gellinghausen erhält von der Firma ein Gehalt von Mark tausend, in Worten eintausend Mark ausbezahlt." *Zieht sein eigenes Exemplar aus der Tasche.* Und hier dasselbe. *Während er schreibt.* Wenn Sie sonst noch irgend etwas zu dem Vertrag hinzugesetzt haben möchten — bitte, sagen Sie es frei heraus. Ich schreibe alles, was Sie wünschen.

Gellinghausen. Ich wüßte nichts von Bedeutung.

Launhart gibt ihm beide Exemplare zur Einsicht. Bitte. — Ihre Braut wird sich außerordentlich darüber

freuen, wenn sie hört, daß das Geschäftliche so glatt und prompt zwischen uns erledigt worden ist.

Gellinghausen. O gewiß, darin haben Sie recht!

Launhart. Dann könnten wir ja gleich unterzeichnen.

Gellinghausen. Gut, ich bin dabei, wenn es Ihnen recht ist. *Nimmt die Feder.* Den wievielten haben wir heute doch?

Launhart. Den 3. September, glaube ich.

Gellinghausen schreibt und spricht. „Den 3. September 1900 und *spricht die Jahreszahl des betreffenden Jahres* Heinrich Gellinghausen". *Gibt den Vertrag an Launhart.* Hier, bitte.

Launhart. Danke. *Die Feder nehmend.* Darf ich bitten. *Er unterzeichnet das andere Exemplar, gibt es an Gellinghausen und steckt sein eigenes in die Tasche.* So! *Zu Berta.* Jetzt könntest du uns ja vielleicht eine Tasse Tee kommen lassen.

Berta. Der Tee wird schon fertig sein. Wenn die Herren nur in den Salon gehen wollen. Hier scheint jetzt nämlich gleich die Sonne her. *Nach der Gartentür sehend.* Sieh, da kommt ja auch Fanny gerade zur rechten Zeit!

Fanny Kettler, den Hut in der Hand, tritt zur Gartentür ein und eilt auf Gellinghausen zu. Sie umarmen und küssen sich.

Fanny. Ah, mein liebster Schatz, das ist schön von dir, daß du auf mein Telegramm gleich gekommen bist! Aber warum telegraphierst du uns nicht, mit welchem Zug du kommst? Ich hätte dich dann doch vom Bahnhof abholen und zuerst zu uns hinüberführen können! Wir wohnen hier gleich gegenüber.

Gellinghausen. Ich dachte, ich würde mich hier

schon allein zurechtfinden. Aber — könnte ich dich nicht vielleicht rasch nur einen Moment allein sprechen?

Launhart. Bitte — wir gehen hinein, Berta — Sie kommen dann auch gleich zum Tee, nicht wahr?

Gellinghausen. Danke. *Launhart und Berta gehen in die Villa.* Du schriebst mir vor drei Tagen, daß der Architekt Padinsky hiergewesen sei und du mit ihm gesprochen habest.

Fanny. Ja, gewiß.

Gellinghausen. Ich bitte dich, liebe Fanny, mit diesem Herrn in Zukunft nicht mehr zu sprechen. Die Gründe dafür kann ich dir jetzt leider nicht nennen. Ich werde sie dir sagen, sobald wir verheiratet sind.

Fanny. So?! — — Dafür danke ich dir! Dessen war ich vollkommen sicher!

Gellinghausen. Wieso? — Wessen warst du sicher?

Fanny. Daß du so sprechen werdest!

Gellinghausen. Ja — Fanny — weißt du denn, was er getan hat?

Fanny. Allerdings weiß ich das! Ich habe ihm ja selbst die Erlaubnis dazu geben müssen.

Gellinghausen. Die Erlaubnis, daß er *nimmt einen Brief aus der Tasche* mir diesen Brief schreibt?!

Fanny. Ja.

Gellinghausen. Das muß ein Irrtum sein, Fanny. — Weißt du denn, was in dem Briefe steht?

Fanny. Ja, gewiß weiß ich das!

Gellinghausen. Daß du — *Besinnt sich.* Nein, daß ich nur um Gottes willen vor dir das Wort nicht ausspreche . . .

Fanny. Dann muß ich es aussprechen.

Gellinghausen. Gut. Sprich du! — Sonst könntest du ja denken, ich hätte auch nur einen Augenblick daran geglaubt!

Fanny. Ah — jetzt verstehe ich dich erst. Du glaubst also nicht daran?

Gellinghausen verwirrt. Aber — Fanny . . .

Fanny. Heute hätte ich es dir doch auf jeden Fall sagen müssen.

Gellinghausen sich an der Tischkante haltend. N—nun . . .?

Fanny. Daß ich — vor vier Jahren — mit einem Herrn — eine Liebesgeschichte hatte.

Gellinghausen schreit auf. Fanny? *Sinkt in einen Sessel.*

Fanny halb für sich. Also — doch!

Pause.

Gellinghausen. Aber nein! — — Das ist das Unglück, daß einem dafür die richtigen Ausdrücke fehlen! — — Selbstverständlich, Fanny, hast du Liebesgeschichten gehabt — und wohl mit verschiedenen Herren — wie sie jedes Mädchen einmal hat — wie sie schon in der Schule anfangen. — Aber — aber — aber darum handelt es sich hier nicht . . .!

Fanny. Darum handelt es sich hier auch nicht.

Gellinghausen beide Hände vor dem Gesicht. O Gott! O Gott!

Fanny sehr ernst. Ich hätte mehr Grund „O Gott, o Gott!“ zu sagen.

Gellinghausen. Aber — ich beschwöre dich — Fanny — das ist eine Laune von dir — deine modernen Anschauungen — du willst mich auf irgendeine Probe stellen!

Fanny. Nein.

Gellinghausen. Fanny — — ich kann es nicht anders verstehen — als daß du mich um jeden Preis los sein willst! Wie läßt du mir sonst durch diesen Menschen den Brief schreiben?!

Fanny. Ich habe ihn nicht dazu aufgefordert. Ich habe ihn nur dazu ermächtigt, als er sagte, er habe ein Recht dazu, dir den Brief zu schreiben.

Gellinghausen. Dann ist es also wahr??

Fanny. Ja.

Gellinghausen. Nein, nein! Nein, Fanny! Ich kann das nicht glauben! Ich will das nicht glauben! Um Gottes willen, sag' mir doch nur, daß es die gemeine Lüge eines niedriggesinnten Schurken ist! — Ein Kerl, der mir schreibt *öffnet den Brief und liest* „Herrn usw. — Sehr geehrter Herr! — Fräulein Fanny Kettler gibt mir die Erlaubnis, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß sie vor drei Jahren mit einem Herrn, dessen Name hier unerwähnt bleiben kann, ein Liebesverhältnis hatte. Das anscheinend Ungeheuerliche, das in dieser Mitteilung liegt, wird Ihnen in kürzester Frist verständlich werden . . ." — Wie kann ich — wie soll ich einem Wort aus einem solchen Schreiben auch nur die geringste Bedeutung beimessen!

Fanny. Padinsky hatte mich im letzten Winter gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Um ihm meine Ablehnung erträglicher zu machen, erzählte ich ihm diese Geschichte. Uebrigens war es kein richtiges Liebesverhältnis; dazu dauerte es wohl nicht lange genug. Padinsky ließ mich gar nicht zu Ende reden und sagte: „Das sind Dinge, die mich nichts angehen. Sie sind doch seit mehreren Jahren Ihre eigene Herrin . . ."

Gellinghausen. Wer einen solchen Brief schreiben kann, der kann das ja vielleicht sagen!

Fanny. Letzten Dienstag hatte er mit Herrn Launhart hier geschäftlich zu unterhandeln, und da fragte er mich, ob ich dir die Geschichte auch erzählt habe. Ich gab ihm keine Antwort. Darauf behauptete er, daß du nicht der Mann wärst, um dich darüber hinwegzusetzen. — Padinsky hat die Ueberzeugung, ich hätte ihn seiner Häßlichkeit wegen nicht zum Manne gewollt und hätte dir nur deiner äußeren Erscheinung wegen den Vorzug gegeben. So nimmt er nun auf einem anderen Gebiet den Kampf mit dir auf. Ich kann ihn nicht daran hindern.

Gellinghausen. O Fanny, Fanny, wie konntest du mich so betrügen!

Fanny. Jetzt kann ich es ihm auch wirklich kaum mehr verdenken.

Gellinghausen. Warum hast du mir denn das nicht gesagt, als ich um deine Hand anhielt?!

Fanny. Hast du mir denn etwas über dich gesagt?

Gellinghausen. Komm mir nicht mit dieser abgebrauchten Redensart! — Warum hast du mir nichts gesagt, als ich um deine Hand anhielt? — so gut wie du es Padinsky gesagt hast?!

Fanny mit Nachdruck. Weil ich glaubte, daß du mich um meiner selbst willen — als das, was ich bin — zur Frau haben wolltest!

Gellinghausen. Hätte ich gewußt, was du bist!

Fanny auffahrend. Ich verbitte mir hier jede Beschimpfung von Ihnen! — Ich bin das, was ich meiner Arbeit verdanke!

Gellinghausen. — Dann ist es also aus!

Fanny. Eine solche Erniedrigung!

Gellinghausen. Aus!

Fanny. Deswegen also bin ich jetzt nichts mehr?!

— Das also war die — Hauptsache an mir?! — Läßt sich eine — schmachvollere Beschimpfung für ein menschliches Wesen ersinnen? — als deswegen, um eines solchen — Vorzugs willen — geliebt zu werden?! — — Als wäre man ein Stück Vieh!

Gellinghausen geht mit gesenktem Kopf auf sie zu und reicht ihr die Hand. Leb' wohl — Fanny . . .

Fanny ihre Hände unter Kopfschütteln nach rückwärts haltend. Danke, nein! — Sie rühr' ich nicht mehr an!

Gellinghausen durch die Gartenpforte ab.

Fanny vor sich hinstarrend. — Als wäre man ein Tier! —

Berta kommt über die Veranda in den Garten.

Berta. Was ist denn hier geschehen? — Habt ihr euch gezankt?

Fanny. Herr Gellinghausen hat unsere Verlobung aufgelöst.

Berta. Aber doch nicht im Ernst?!

Fanny. Doch. — Er hat von dem Abenteuer erfahren, das ich vor drei Jahren in Berlin hatte.

Berta. Mit dem Arzt; wie hieß er doch?

Fanny. Kramer.

Berta. Du tust mir aufrichtig leid, Fanny. — Gerade dir hätte ich zuallererst ein normales sicheres Lebensglück gegönnt. Du kannst mir glauben, daß ich weit davon entfernt bin, mich über diese unerwartete Wendung zu freuen. Aber deswegen wehren wir uns ja! Ich verdenke es den Männern gar nicht, daß sie nicht leichten Herzens auf ihre Forderungen verzichten! Es handelt sich bei ihnen um die Macht, uns zu den gefügigsten, brauchbarsten Werkzeugen zur Erreichung ihrer Lebensziele auszubilden.

Fanny. Als wäre man ein Tier!

Berta. Oh, weniger als das! Das Leben der Tiere wird von den Menschen überwacht, um die Entwicklung ihrer Kräfte möglichst zu fördern; und unser Leben wird von der Gesellschaft überwacht, um unsere geistige und körperliche Entwicklung möglichst zu hindern. Darin stehen wir unter dem Haustier.

Launhart kommt über die Veranda in den Garten.

Launhart. Meine Schuld ist es nicht, wenn sich die Herrschaften nicht hereinbemühen wollen. Ich habe meinen Tee getrunken.

Gellinghausen kommt zur Gartenpforte herein und nimmt Launhart beiseite.

Gellinghausen. Verzeihen Sie nur einen Moment, Herr Launhart.

Launhart. Bitte, natürlich. Was ist denn mit Ihnen?

Gellinghausen. Sie können schwerlich ermessen, was in diesem Augenblick hier zwischen uns vorgefallen ist. Die Verhältnisse zwingen mich aber, Sie darum zu bitten, daß wir unsere Kontrakte wiederaustauschen und die zwischen uns getroffene Vereinbarung rückgängig machen.

Launhart. Sie sind wohl verrückt?!

Gellinghausen. Sie können so ohne weiteres unmöglich verstehen . . .

Launhart. Ich verstehe Sie ohne jede Aufklärung! Sie haben sich hier eben mit Ihrer Braut gezankt, wie das unter Liebenden allgemein Sitte ist. In einer Stunde sinken Sie einander wieder selig in die Arme; und deswegen soll ich als Direktor von Launharts sozialwissenschaftlichem Institut dreimalhunderttausend Mark aufs Spiel setzen? Ich denke nicht daran!

Fanny. Die Verhältnisse liegen doch vielleicht so,

Herr Launhart, daß ein weiteres Zusammenwirken von Herrn Gellinghausen und mir in diesem Geschäft unmöglich ist. Erlauben Sie daher, daß ich um meine Entlassung bitte.

Launhart. Gestatten Sie mal, Fräulein Fanny. Wenn ich der Mann dazu wäre, mich durch Ihre Herzensangelegenheiten beeinflussen zu lassen, dann hätte ich nicht das moralische Recht, von Herrn Gellinghausen dreimalhunderttausend Mark entgegenzunehmen! — Aber damit kommen wir nicht weiter. Schieben Sie Ihre Liebesgeschichten auf, bis Sie unter sich sind! Wir sind heute hier, um die geistigen Ziele unseres Unternehmens festzusetzen. Nehmen Sie Platz; wir haben keine Zeit zu verlieren. *Launhart, Berta und Fanny setzen sich.* Wir müssen uns zuerst endgültig über die Richtung einigen, in der wir wirken wollen, und dann sofort darüber nachdenken, welche Mitarbeiter wir dazu brauchen.

Gellinghausen sich verbeugend. Ich bedaure, an der Unterredung nicht teilnehmen zu können.

Launhart. Gestatten Sie mir nur, Sie auf Paragraph fünf aufmerksam zu machen: Wer vor Ablauf der zehn Jahre aus dem Geschäft austritt, hat keinen Anspruch auf Rückvergütung seiner der Firma zugute gekommenen Leistungen.

Gellinghausen. Ich habe also die Wahl, mein Vermögen zu verlieren oder mit anzuhören, wie über die heiligsten Empfindungen hinweggespottet wird! *Er nimmt Platz.*

Launhart. Wenn Sie so empfindlich sind, dann hätten Sie sich eigentlich doch wohl an einem modernen Institut für Sozialwissenschaft gar nicht beteiligen dürfen.

Gellinghausen. Ich wollte sehen, wie Sie sich in meinem Fall Ihrer Frau Gemahlin gegenüber benehmen würden!

Launhart sehr trocken. Darf ich Sie bitten, meine Frau hier aus dem Spiel zu lassen. — Also, Fräulein Fanny, was haben Sie als das Hauptgebiet unserer sozialen Bestrebungen ins Auge gefaßt?

Fanny. Die Frauenbewegung!

Launhart. So! Also doch! — Sehen Sie, Herr Gellinghausen, da haben wir also schon etwas dadurch gewonnen. — Aber, Fräulein Fanny, Jugenderziehung, Arbeiterpolitik, Frauenbewegung, das ist als Beigabe alles schön und gut. Aber damit lockt man den Hund nicht vom Ofen! — Wir brauchen etwas — denken Sie doch mal nach! — etwas, wie soll ich mich ausdrücken — etwas . . .

Der Laufbursche Fritz in hübscher Livree kommt über die Veranda in den Garten und überbringt Launhart eine Karte.

Fritz. Der Herr läßt fragen, ob Herr Launhart vielleicht zu sprechen ist.

Launhart nimmt die Karte und liest. „Karl Hetmann . . ." *Sich unterbrechend.* Was steht da? — Ich träume doch nicht? — Ach, das ist ein Witzbold . . .

Berta. Nun?

Launhart liest. „Sekretär des Internationalen Vereins zur Züchtung von — Rassemenschen . . .?"

Gellinghausen. Von Rassemenschen?

Launhart liest. „Zur Züchtung von Rassemenschen!" — Gibt es denn solch einen Verein?

Berta. Du bist wohl nicht bei Trost!

Launhart. Ich lasse bitten.

Fritz über die Veranda ab.

Berta. Du wirst doch diesen Hansnarren nicht ernst nehmen wollen?!

Launhart sich rasch erhebend. Hansnarren nehme ich verteufelt ernst! Mit Hansnarren macht man bessere Geschäfte als mit Philosophen!

Er geht, die Karte in der Hand, ins Haus und kommt gleich darauf mit Karl Hetmann zurück. — Hetmann ist eine schiefgewachsene, unansehnliche Erscheinung, glattrasiert, zahnlos, mit dünnem Haar und großen, von Leidenschaft sprühenden Augen. Er ist schlicht, aber sorgfältig und sauber gekleidet.

Launhart Hetmann die Hand reichend. Herr Hetmann, nicht wahr? — Wollen Sie bitte Platz nehmen.

Hetmann setzt sich, ohne es zu wollen, so, daß er Fanny in ganzer Figur vor Augen hat. Ich komme zu Ihnen, Herr Launhart, weil ich gehört habe . . .

Launhart. Ja, ja, schon gut. — Sagen Sie mal, existiert denn dieser Verein überhaupt?

Hetmann. Seit bald einem Jahr.

Launhart. In Ihrem Kopfe, ja! — Ich meine aber in Wirklichkeit?

Hetmann. In Amerika und Deutschland.

Launhart. In Ihrem Kopfe?

Hetmann. In Wirklichkeit.

Launhart. Wie können Sie uns das beweisen?

Hetmann. Ihnen, so wie ich Sie beurteile, beweise ich das wohl am besten durch *er überreicht ihm einen Prospekt* eine Bankabrechnung über die augenblickliche Höhe unseres Vereinsvermögens.

Launhart nachdem er den Prospekt durchgesehen. Alle Achtung! — Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?

Hetmann. Danke, ich rauche nicht. — Ich komme zu Ihnen, weil ich hörte . . .

Launhart. Ja, ja, schon gut. — Nun sagen Sie mal, was bezweckt denn der Verein eigentlich?

Hetmann. Schönheit! — Unsere bisherige Moral war auf das menschliche Wohl gerichtet; sie war dazu bestimmt, das Unglück zu bekämpfen und hatte in erster Linie die Unglücklichen ins Auge gefaßt. An dieser Moral wird — auch soweit sie sich an die Opferfreudigkeit der Reichen wendet — kein Wort geändert. Für die Reichen aber habe ich, über die alte Moral hinaus, eine neue geschaffen, deren höchstes Gebot die Schönheit ist.

Launhart. Das ist ausgezeichnet! Kamen Sie ganz von selbst auf den rühmlichen Gedanken?

Hetmann. Der Gedanke liegt sehr nahe. Der Durst nach Schönheit ist ein nicht minder göttliches Gesetz in uns als der Trieb zur Bekämpfung der Erdenqual!

Berta. Schade nur, daß in der ganzen Welt die Erdenqual noch so übergewaltig ist, daß das Vergnügen an der Schönheit ihr gegenüber kaum als Sonnenstäubchen in die Wagschale fällt!

Hetmann. Um Vergnügen, gnädige Frau, ist es uns nicht zu tun! Unsere Moral fordert Opfer, wie sie noch keine forderte. Die allgemeine Moral steht im Dienste des höchsten menschlichen Glückes, der Familie. Dieses höchste menschliche Glück fordern wir von den Mitgliedern unseres Bundes als erstes Opfer!

Berta. Sie wollen also durchaus noch etwas mehr Unglück in die Welt hineinbringen?

Launhart. Ja, ja, schon gut, liebe Berta; laß jetzt den Herrn sprechen! *Zu Hetmann.* Verzeihen Sie bitte,

ich habe Ihre Moral noch nicht vollkommen verstanden.

Hetmann. Wenn die Menschen dazu emporsteigen, die Schönheit höher zu achten, als Hab und Gut, als Leib und Leben, dann sind die Menschen der Gottheit um eine Stufe näher, als wenn der Sieg über die Erdenqual ihr höchster Preis ist!

Launhart. Das ist selbstverständlich! — Was ich noch fragen wollte — zeichnen sich die Angehörigen Ihres Bundes alle in so hervorragendem Maße durch Schönheit aus wie Sie?

Hetmann. Ich bin natürlich nicht Mitglied des Bundes; ich bin vom Bund nur als Sekretär in Dienst genommen. Die Mitglieder sind ausschließlich Menschen von auffallender, allgemein bewunderter Schönheit. Sie werden vom Großmeister erwählt. Die Mitglieder machen dem Oberhaupt Vorschläge über die Wahl anderer, über deren wirkliche Aufnahme aber natürlich nur der Großmeister entscheidet.

Berta. Ei, jetzt geht mir ein Licht auf! Andere Menschen sollen also mit Glück und Leben bezahlen, was Sie in Ihrem Hirnkasten ausgeheckt haben!

Launhart zu Berta. Ich bitte mir jetzt Ruhe aus!

Hetmann. Ob dieser Vorwurf Grund hat, weiß ich nicht. *Zu Launhart.* Ich wollte Sie im Auftrage des Bundes fragen, ob Sie in Deutschland unsere Flugblätter und Zeitschriften herausgeben und die Vorbereitungen für unsere Vorträge treffen wollen.

Launhart. Ja, ja, davon später, wenn es Ihnen recht ist. — Sagen Sie mal, wo lebt denn Ihr Großmeister? Was treibt er? Wie heißt er? Wie kann man ihn kennenlernen?

Hetmann. Der Großmeister ist ein Mann, der in seiner Erscheinung alle Vorzüge in sich vereinigt, durch die ein Mensch sich auszeichnen kann.

Launhart. Also mit einem Wort, ein Rassemensch! — Aber ich möchte gern wissen, wie und wo man ihn kennenlernen kann.

Hetmann. Das ist nicht leicht. Die wenigsten Mitglieder des Bundes kennen ihn persönlich, obschon sie seinen Anordnungen Folge leisten.

Launhart. Ja gewiß. Aber können Sie mir nicht vielleicht sagen, wo er wohnt?

Hetmann. Das kommt hier nicht in Frage. *Sich erhebend.* Wenn Ihnen unser Vorschlag nicht zusagt...

Launhart nötigt ihn auf den Sitz zurück. Nein, nein, beruhigen Sie sich doch! Die Geschichte interessiert mich im höchsten Maße! Aber wollen Sie mir nicht vielleicht Ihr Programm auseinandersetzen? Ich darf doch wohl wissen, um was es sich handelt. Paragraph eins, Paragraph zwei, Paragraph drei und so weiter.

Hetmann. Unsere erste Bestimmung lautet: Unter den Angehörigen des Bundes sind die bürgerlichen Gesetze über Ehe und Familie aufgehoben.

Launhart. Da haben Sie sofort die Polizei auf dem Hals.

Hetmann. Bis jetzt hat sich noch nicht gezeigt, daß sich die Behörden gern darum kümmern, was sich in den höchsten Gesellschaftskreisen unter Herren und Damen abspielt, die sämtlich in der Lage sind, jeden Augenblick ihren Wohnsitz zu wechseln.

Launhart. Ja, das tun die Behörden nicht gern. Uebrigens ließe sich die Einmengung der Behörden ja

vielleicht auch ganz gut geschäftlich verwerten. Aber nun weiter, wenn ich bitten darf!

Hetmann. Die Mitglieder des Bundes verzichten durch ein feierliches Gelübde auf das Recht, einander die Bezeugungen ihrer Gunst zu verweigern.

Launhart. Das verstehe ich nicht. Noch mal, bitte!

Hetmann. Jedes Vereinsmitglied hat ein unverbrüchliches Recht auf die Gunstbezeugung des andern.

Gellinghausen. Das ist einfach unerhört! — Und Sie wollen behaupten, daß diese Vereinigung seit einem vollen Jahre besteht?

Hetmann. Seit November vorigen Jahres. *Zu Launhart.* In der Liebe sind unter den Mitgliedern des Bundes alle Frauen allen Männern und alle Männer allen Frauen untertan.

Launhart. Das wäre dann also so ungefähr dasselbe, was man bis jetzt mit dem Ausdruck „Freie Liebe" bezeichnete?

Hetmann. Im Gegenteil! In der Liebe haben unsere Mitglieder keine Freiheit. Die Liebe ist ein Recht aller an alle, und wer sich dagegen auflehnt, gehört dem Bunde nicht an.

Launhart. Dann reißen Sie also die Familie entzwei, hetzen Staat und Bürger gegeneinander und geben Ihre Leute der zweifelhaftesten Zukunft preis!

Hetmann. Diese Opfer nehmen wir nur von Menschen entgegen, die sie bringen können. — Dem Armen zu helfen, der sich vom nackten Leben emporarbeitet, wie es bisher höchstes Gesetz war, bleibt auch für uns erste Menschenpflicht. Um die allgemeine Moral, die dem Armen zugute kommt, aber auch noch für uns zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten und dem Unglücklichen sein Recht auf Mitleid streitig zu ma-

chen, dazu stehen wir gesellschaftlich zu hoch. Soweit wir mit unserem eigenen Glück dafür einstehen, gehen wir zur Moral der Schönheit über. Kein Feigling ist berufen, uns zu folgen!

Berta. Mir wird mit dem besten Willen nicht klar, was die Vorschriften, von denen Sie da faseln, mit Schönheit zu tun haben!

Hetmann. Unter den Mitgliedern unseres Bundes steht der freien Fortentwicklung der Schönheit kein Hindernis mehr entgegen.

Gellinghausen. In dem, was Sie uns hier auseinandersetzen, erblicke ich nichts als Liederlichkeit und geistige Verlotterung! Bevor Sie mit Ihren Ansichten noch mehr Menschen ins Unglück stürzen, sollte man Sie darauf untersuchen, ob Sie nicht vielleicht irrsinnig sind.

Fanny hat sich erhoben. Was hat man zu tun, um dem Bunde anzugehören?

Launhart. Das ist ausgezeichnet, Fräulein Fanny! Ihr Mut verdient die allergrößte Bewunderung!

Hetmann. Man legt ein Gelübde ab, daß man den Bestimmungen Folge leisten wird.

Fanny ohne die Hand zu erheben. Ich schwöre es!

Hetmann. Wobei schwören Sie?!

Fanny. Ich will keinen zufriedenen Augenblick mehr in meinem Leben haben — was ich von der Welt erhoffte, soll mir verloren sein — nur Unheil soll mir jeder Schritt bringen, den ich dem Glück entgegengehe — wenn ich mich je mit einer Regung gegen die Bestimmungen, die Sie aussprachen, auflehne!

Hetmann erhebt sich. Daraufhin kann ich Ihre Wahl dem Großmeister vorschlagen. Ich zweifle gar nicht, daß Sie zu den Unsern gehören werden.

Launhart. Wollen Sie mich dann bitte auch gleich als Mitglied vormerken. Ich habe die feste Absicht, dem Bunde beizutreten. Ich möchte die Angelegenheit nur gern vorher noch mit meinem Schwiegervater besprechen.

Hetmann. Sie können sich die Mühe sparen. Ihr Wesen macht Ihre Mitgliedschaft von vornherein unmöglich.

Fritz bringt Launhart auf einem Tablett eine Karte.

Launhart die Karte lesend. „Pietro Alessandro Morosini" — kenne ich nicht!

Hetmann bleich vor Zorn. Unerhört! *Zu Fritz.* Ich lasse den Herrn bitten, im Gasthof drüben noch fünf Minuten auf mich zu warten!

Launhart. Wer ist denn das, sagen Sie mal!

Hetmann verlegen. Das ist — niemand. Ein Bekannter von mir . . .

Gellinghausen. Der Herr ist doch nicht vielleicht am Ende gar Ihr Großmeister?

Berta. Selbstverständlich ist er das!

Hetmann. Nein, nein . . .

Launhart. Aber natürlich, der Großmeister. *Zu Fritz.* Eintreten lassen! Sofort! Ich lasse aufs dringendste ersuchen!

Fritz über die Veranda ab.

Launhart zu Hetmann. Ich verstehe Sie nicht! Warum wollen Sie uns denn diesen Hochgenuß mit aller Gewalt vorenthalten?!

Hetmann ganz kleinlaut. Er dürfte, finde ich, den Abstand zwischen sich und der Welt etwas peinlicher wahren. Ohne mir ein Urteil anmaßen zu wollen, glaube ich, er brauchte sich nur zu zeigen, wenn man bei ihm um Gehör bittet.

Pietro Alessandro Morosini tritt über die Veranda in den Garten. Er ist ein schöngewachsener Mann von elastischem Körperbau, rötlichem Spitzbart, milchweißem Teint und blauen Augen. Er geht während des ganzen Stückes in hellem Sportanzug.

Morosini verbeugt sich, indem er die Rechte in den Ausschnitt seines Jacketts legt. Ich habe die Ehre, meine Damen und Herren!

Berta zu Hetmann. Das also ist in Ihren Augen der Inbegriff menschlicher Vollkommenheit?

Fanny schaudert zusammen und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen. Allmächtiger Gott!

ZWEITER AKT

Redaktionszimmer. Rechts und links zwei einander gegenüberstehende Schreibtische. Seitentüren. Mitteltür. — An dem Schreibtisch zur Rechten des Zuschauers sitzt Rudolf Launhart, an dem zur Linken Karl Hetmann.

Hetmann. Sie haben wohl schon gehört, daß die Polizei die öffentlichen Versammlungen an unserem Internationalen Kongreß anstandslos gestattet hat?

Launhart. Ja, schon gut. — Was ich nebenbei noch bemerken wollte: wissen Sie schon, daß unsere Zeitung heute morgen vom Staatsanwalt konfisziert worden ist?

Hetmann. Nein, davon weiß ich nichts! Aber das habe ich Ihnen doch im voraus gesagt, daß das Blatt konfisziert werden würde, wenn Sie meinen Vortrag darin abdrucken!

Launhart. Ganz recht, die Nummer ist konfisziert wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit, und zwar speziell wegen Ihres Aufsatzes: „Ueber das Liebesleben in der bürgerlichen Gesellschaft im Vergleich zu demjenigen unserer Haustiere."

Hetmann erhebt sich erregt. Dreimal schade um diesen Aufsatz! Ich hätte den Aufsatz als Vortrag in hundert Städten halten können, ohne daß ein Mensch auf den Gedanken gekommen wäre, mich daran zu hindern!

Launhart. Das gebe ich Ihnen zu. Es ist ein großer Unterschied, ob Sie Ihre Lehren in Ihrer begeisterten Sprache zum Vortrag bringen oder ob sie der Staatsanwalt völlig unvorbereitet schwarz auf weiß vor sich sieht. Aber mit Ihren Vorträgen verdienen Sie sich ein warmes Abendessen, während diese Konfiskation, besonders wenn ein Prozeß daraus wird, die Zahl unserer Abonnenten um das Zehnfache erhöhen kann!

Hetmann. Mir ist es aber um die Verbreitung meiner Lebensauffassung zu tun und nicht darum, durch gerichtliche Konfiskationen mundtot gemacht zu werden!

Launhart. Was zum Teufel regen Sie sich denn auf! Es kann Ihnen ja nicht das geringste geschehen! Erstens weiß kein Mensch, daß Sie den Aufsatz „Ueber das Liebesleben in der bürgerlichen Gesellschaft" geschrieben haben, zweitens stehe ich doch als Herausgeber dafür ein und drittens versichert mir mein Schwiegervater, daß die Sache überhaupt gar nicht schlimm für uns werden kann!

Hetmann empört. Glauben Sie denn, ich fürchte mich, für mein Lebenswerk einzutreten, wo es mein Werk fördern kann?! Aber Menschenseelen seien der Gewinn! Nicht Zeitungspapier!

Gellinghausen stürzt aus dem Nebenzimmer links aufgeregt herein.

Gellinghausen. Um Gottes willen, Herr Hetmann, mir ist eben ein entsetzliches Unglück begegnet. Gerade kommt ein Kriminalbeamter und fordert von mir das Manuskript des Aufsatzes: „Ueber das Liebesleben in der bürgerlichen Gesellschaft im Vergleich zu demjenigen unserer Haustiere". Ich weiß nun, so wahr wie

ich hier stehe, daß bei uns alle Manuskripte vernichtet werden, sobald sie aus der Druckerei zurückkommen. Ich lege also dem Kriminalbeamten arglos die Korrekturbogen vor, er schlägt die erste Seite auf und findet darunter das Manuskript Ihres Aufsatzes. Wer es da hineingelegt haben kann, ist mir vollkommen rätselhaft.

Launhart steht auf. Wollen die Herren entschuldigen, ich muß notwendig rasch zu meiner Frau nach Haus. Meine Frau hatte heute morgen die entsetzlichsten Herzkrämpfe. Vergessen Sie doch ja nicht, Herr Hetmann, mit der Fürstin Sonnenburg, wenn sie hierher kommt, noch die Geldangelegenheit zu besprechen. *Durch die Mitteltür ab.*

Gellinghausen. Ich bitte Sie inständig, Herr Hetmann, sich das Unglück durch meine angeborne Tölpelei zu erklären! Ich werde für die zehn Stunden Arbeit, die ich hier täglich verrichte, gar nicht bezahlt und gerate nun bei der peinlichsten Gewissenhaftigkeit auch noch in den Verdacht, ein gemeiner Verräter zu sein! Dieser Ungereimtheit gegenüber kommt mein eigenes Geschick gar nicht für mich in Betracht. Herr Launhart gestattete mir, weil ich das Geld für das Unternehmen hergegeben habe, als mitverantwortlicher Redakteur zu zeichnen. Infolgedessen erwartet mich natürlich das nämliche Schicksal wie ihn und Sie!

Fritz tritt ein und steht stramm.

Fritz anmeldend. Herr Pietro Alessandro Morosini lassen fragen, ob Herr Hetmann für ihn zu sprechen sind.

Hetmann. Ich lasse bitten.

Fritz ab.

G e l l i n g h a u s e n flehentlich. Also nicht wahr, Herr Hetmann . . .!

H e t m a n n reicht ihm die Hand. Gewiß!

G e l l i n g h a u s e n seine Hand drückend. Ich danke Ihnen von Herzen! *Nach links ab.*

Morosini tritt durch die Mitteltür ein.

M o r o s i n i. Ich begrüße dich, mein Freund, im Namen unseres Triumphes über die alte Weltanschauung. Ich habe seit gestern noch zweihundert Anmeldungen zu unserm Internationalen Kongreß erhalten!

H e t m a n n. Mir ist diese Hochflut des Erfolges verdächtig. Das dauert zwei Winter, dann löst uns irgendeine Tingeltangelspezialität ab!

M o r o s i n i. Du wirst zeit deines Lebens nie zufrieden sein! Was verlangst du denn mehr, als daß uns die Opferwilligkeit in hellen Haufen zuströmt? Du kannst von hier keine zehn Schritte tun, ohne daß sich um dich ein Volksauflauf sammelt, der dich mit der Aufdringlichkeit ausgehungerter Wölfe um ein Wort deiner Weisheit anfleht. — Von mir ganz zu schweigen!

H e t m a n n. Wenn du wüßtest, wie ich die Abgötterei verabscheue! Aber da sich Menschenseelen nun einmal ohne ein Idol dauernd nicht fesseln lassen, gab ich ihnen in dir ein Götzenbild. Freilich hoffte ich, du werdest etwas mehr auf Wahrung deiner Würde bedacht sein!

M o r o s i n i. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Alltagsmensch und sehe mich durch meine einnehmende Persönlichkeit von einem Tag auf den andern zum unverantwortlichen Oberhaupt der gewaltigsten Kulturbewegung erhoben! Wenn du mich nicht täglich von neuem durch unerbittliche Strenge im Zaum hältst und in meinem Selbstbewußtsein hebst, dann werde ich bei

jedem Anlaß Gefahr laufen, in meine frühere Geistlosigkeit zurückzuverfallen. — Aber sag' mir, wie steht es mit der Sicherheit unseres Kongresses? Mir stehen die Haare zu Berge bei dem Gedanken, daß die Damen, die sich aus zwei Weltteilen bei uns zusammenfinden, durch ein einziges Machtwort von oben in alle Winde auseinandergejagt werden können!

Hetmann begeistert. Etwas Herrlicheres wüßte ich mir nicht zu denken! An unserm ersten Internationalen Kongreß auseinandergesprengt zu werden, das führt unter unserer Vereinigung die Grundmauern auf!

Morosini. Ich sehe die Dinge im Geiste genau, wie sie kommen werden! Der Mittelpunkt der allgemeinen Anbetung an dem Kongreß bist natürlich du, wie du, ohne es zu wollen, ohnehin schon Weltberühmtheit geworden bist. Und mich, der ich meine Würde wahren soll, sieht man lächelnd über die Achsel weg als Scheingröße an. — Was bin ich schließlich auch anderes als eine Scheingröße! Ein Zwergriese! Ein Baßbariton, der seine Stimme verloren hat! — Ich habe den denkbar redlichsten Willen; aber in meiner pekuniären Abhängigkeit, in der ich dem Bunde jeder Flasche Sekt wegen Rechenschaft ablegen muß, gehört schon eine geradezu übermenschliche Anstrengung dazu, um seine Würde zu wahren!

Fritz tritt ein und meldet an.

Fritz. Ihre Durchlaucht, die Fürstin Sonnenburg-Hohenstein und *den Namen deutsch aussprechend,* Misses Mabel Isabel Grant lassen um die Ehre ersuchen.

Hetmann. Ich lasse bitten.

Fritz ab.

Morosini. Willst du, daß ich verschwinde, um meiner Stellung nichts zu vergeben?

Hetmann. Nein, bleib' nur hier.

Die Fürstin Sonnenburg und Mrs. Grant treten ein, beides reifere Damen in vornehmen Toiletten. Die Fürstin ist eine mehr üppige, Mrs. Grant eine mehr schlanke Erscheinung.

Mrs. Grant. Ein graußes Glück ist es für mich, Herr Morosini, daß du bist hier! Als Graußmaster von die Bund kannst du sagen, welchen Abend von die Kongreß wird stattfinden graußartige Ball in Alhambra-Sälen?

Morosini erteilt ihr Auskunft.

Die Fürstin zu Hetmann. Denken Sie sich, lieber Meister, an allerhöchster Stelle soll der lebhafte Wunsch ausgesprochen worden sein, Sie persönlich kennenzulernen. Man soll gefragt haben, ob Sie nicht der berühmte Philosoph Herbert Spencer wären, worauf entgegnet wurde, Spencer sei tot. Darauf äußerte man, es sei bewundernswürdig, daß sich gleich nach dem Tode des einen ein anderer Mensch von solcher Geistesgewalt aus dem Volke erhübe. — Uebrigens fragte mich heute in aller Frühe ein Herr, womit Sie es denn eigentlich verantworten, daß Sie unsere ganze Gesellschaft auf den Kopf stellen. Der Herr behauptete, geradesogut wie Sie dazu befähigt zu sein, wenn ihn nicht die Achtung vor unseren Kulturerrungenschaften davon zurückhielte.

Hetmann spricht bescheiden und sachlich. Mich stieß die menschliche Gesellschaft einst als unbrauchbar aus ihren Kreisen aus. Ich ging nicht zugrunde, kam zurück und bot ihr wieder meine Dienste an. Die

menschliche Gesellschaft stieß mich wieder als unbrauchbar hinaus, ich ging wieder nicht zugrunde, ich kam wieder zurück, ich bot ihr wieder meine Dienste an. An ein dutzendmal in meinem Leben hat sich dieser Vorgang wiederholt. Niemanden kann es wundern, daß mich der Kampf draußen mit den Elementen auf andere Gedanken brachte, als man in der bürgerlichen Gesellschaft hegt. Sind meine Gedanken unrichtig, dann beseitigt mich die Welt in ihrer Unerbittlichkeit, ohne sich nach mir umzusehen. Nimmt aber die Menschheit meine Gedanken auf, dann gebührt der Menschheit das Verdienst, nicht mir. Dann ist meine Lehre so wahr Kulturentwicklung wie meine Einsicht nur ein glücklicher Zufall war! — Unsere Enkelkinder werden uns vielleicht einmal darum beneiden, daß wir solche Entwicklungen miterleben durften.

Mrs. Grant zu Hetmann. Mir hat gesagt ein Herr heute in aller Fruhe, daß du, Mister Hetmann, bist Seelenverführer, daß du bist leibhaftige Teufel, welche seit Schaffung von die Welt immer treibt Spiel mit Menschheit.

Hetmann. Für seine Person wird der Herr wohl recht haben.

Mrs. Grant. A-oh, Mister Hetmann, ich habe nicht lassen sprechen weiter! Ich bin so begeistert für Sie, ich schwöre Sie, Mister Hetmann, du kannst nicht finden unter Sonne von die liebe Gott eine mehr heiße Schülerin!

Morosini der mit Bedauern sieht, wie sich das Interesse Hetmann zuwendet. Die verehrten Damen wollen mich entschuldigen. Ich habe noch so wahnsinnig viel Vorbereitungen für unsern Kongreß und beson-

ders für den Ball zu treffen, daß ich gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht, geschweige denn — daß ich mit der nötigen geistigen Klarheit an philosophischen Unterhaltungen teilnehmen könnte.

Er verabschiedet sich und geht durch die Mitte ab.

Hetmann. Verzeihen Sie, Fürstin, daß ich die Gelegenheit ausnütze, um Sie um ein Opfer zu bitten. Herr Launhart, der Herausgeber unserer Zeitung, kann das Blatt nicht weitererscheinen lassen, weil der Ertrag noch die Kosten nicht deckt. Er fordert gegen die Sicherheit, die er geschäftlich bieten kann, eine Kapitaleinlage von fünfzigtausend Mark. Ihm die Summe aus dem Vereinsvermögen zu geben, bin ich des bevorstehenden Kongresses wegen augenblicklich nicht imstande.

Mrs. Grant. Fünfzigtausend Mark, Mister Hetmann?! Ich habe gehört von meine Freundin, daß Geschäft von Mister Launhart ist ausgezeichnet für Anlage von die Vermögen. Willst du nehmen von mir fünfzigtausend Mark für Geschäft von Mister Launhart!

Die Fürstin. Ich bitte Sie, geehrter Meister, die Summe von mir anzunehmen! Wieviel schulde ich Ihnen nicht! Was war ich, ehe ich unter die Gewalt Ihres Geistes kam! Ein Ausbund menschlichen Elends! Ich war magenleidend, ich war leberleidend, ich war lungenleidend, ich war herzleidend, ich war nervenleidend, ich war gemütskrank, ich war durch und durch hysterisch!

Mrs. Grant. A-oh, Mister Hetmann, ich will Sie schenken fünfzigtausend Mark! Nicht Sie will ich schenken! Ich will schenken vor die Bund zu Züchtung von die Rassemenschen! Nie in mein Leben ich will

verlangen zurück eine Mark von die Bund zu Züchtung von die Rassemenschen!

Fanny Kettler kommt mit Briefschaften in der Hand aus dem Nebenzimmer.

Fanny. Ich wollte Sie fragen, Herr Hetmann, ob der Internationale Kongreß trotz der heutigen gerichtlichen Konfiskation der Zeitung in acht Tagen stattfindet.

Die Fürstin. Jetzt kommen die Geschäfte, Misses Grant. Jetzt stören wir hier. Wir beide haben ja doch wohl keine Aussicht, Mitglieder des Vereins zu werden.

Mrs. Grant. O yes! Of course! *Reicht Hetmann die Hand.* Well, Herr Hetmann, du willst nehmen von mir fünfzigtausend Mark für Zeitung von Mister Launhart?

Die Fürstin schüttelt Hetmann die Hand. Ich lasse Ihnen die Summe sofort übermitteln.

Hetmann begleitet die Damen hinaus.

Hetmann zurückkommend. Der Kongreß findet statt. *Er läßt sich etwas erschöpft auf einen Sessel nieder.*

Fanny. Wenn Sie aber selber verhindert sein sollten, die Verhandlungen zu leiten . . .

Hetmann. Der Kongreß findet statt!

Fanny. . . . dann wird dieser Internationale Kongreß zum entsetzlichen Unheil! Bei der hirnlosen Begeisterung, mit der jetzt alle Welt für Ihre Gedanken schwärmt, verrennt sich die Bewegung dann in irgendeine bürgerliche Sackgasse, aus der Sie sie nie wieder zurücklenken können, und in der sie wie hundert andere geistige Strömungen klanglos zugrunde geht.

Hetmann. Der Kongreß findet statt und ich leite die Verhandlungen. Es ist mir schlechterdings unver-

ständlich, warum man eines Zeitungsartikels wegen binnen heute und acht Tagen hinter Schloß und Riegel sitzen soll. — Aber was ist mit Ihnen?

Fanny. Wieso mit mir?

Hetmann. Das Gelöbnis, das Sie ablegten, um unserem Bunde anzugehören . . .

Fanny. Hat sich jemand über mich beklagt?

Hetmann. Nein. Aber das Gelöbnis harrt noch seiner Erfüllung!

Fanny. Wie können Sie das wissen?

Hetmann. Ist es nicht genug, daß ich es weiß?

Fanny. Gegen mein Gelübde, keinem Angehörigen unseres Bundes meine Gunst zu verweigern, habe ich mich bis zu dieser Stunde nicht verfehlt. Ich trage nicht die Schuld daran, daß niemanden nach meinen Gunstbezeugungen verlangt.

Hetmann. Daran tragen nur Sie allein die Schuld! Falsche Worte einer verkrüppelten Seele stimmen nicht zu der Art, in der Ihnen vergönnt ist, einherzuschreiten! Oder soll mir das schönste Weib meinen Glauben an den Seelenadel der Schönheit nehmen?! — Dann wird es wohl Zeit für mich, in mich zu gehen! *Er erhebt sich.* Wer weiß, welchen Jammer ich noch über die Menschheit gebracht hätte, wenn Sie mich nicht zur rechten Zeit zur Besinnung zwängen! Dem Widerstand des tüchtigen Bürgers und tausend Mißerfolgen gelang das freilich nicht, was Ihnen so leicht fällt! Aber deshalb wandeln Sie ja wie die Verkörperung eines Gedankens einher, damit des Erdenwurms dumpfes Hinbrüten ja vor jedem Aufflackern bewahrt bleibe! — — Mein Ausdruck war, daß wir das Opfer nur von denen entgegennehmen, die es bringen können! War-

um drängen Sie sich herzu, wenn Sie eine Zwergseele in sich haben?!

Fanny. Ich glaubte, Herrin über mich zu sein und bin es so wenig wie irgendein Weib! Tag für Tag ringe ich, mich zu überwältigen; aber so verzweifelt ist der Widerstand, als koste die Befreiung zehnfachen Tod! — Unsinn, sage ich mir, Tausende wären dann nicht mehr am Leben! Aber hilft das Wort gegen die furchtbarste Beklommenheit, wenn Blick, wenn Rede, wenn Gebärde unbefangen sein sollen?! Freilich bringt die Not den Weibern jede Verstellung bei. Wäre der Durst nach Freiheit eine Meisterin wie die Not! Dann stiege das Weib durch schrankenlose Selbstbestimmung, statt zu Boden zu sinken! *Flehentlich.* Schenken Sie mir noch einmal Glauben! Mir ist meine Schwachheit verhaßter als mir im Leben noch etwas werden kann!

Hetmann sehr heftig. Mir ekelt in dieser kurzen Spanne Daseins vor Possenspielen! Mit Ihren Beteuerungen sind Sie mir verabscheuungswürdiger, als wenn Sie mir ins Gesicht spieen!

Fanny wirft sich ihm zu Füßen. Nein, nein! Lassen Sie mich das nicht hören! Gehe ich den Weg, den Sie in Ihrem Kopfe ausgedacht, dann bedarf das größerer Kraft, als wenn ein leichtherziges Geschöpf ihn geht! Fußtritte verdiene ich nicht, auch wenn es genügt, Weib zu sein, um in Ihrem Geiste zu leben. Ich bin Weib und mich soll keine Ihrer Anhängerinnen an Gefügigkeit übertreffen! Keine Ihrer Anhängerinnen soll mich an Liebenswürdigkeit übertreffen! Aber ich stehe nicht auf, ich verlasse diesen Platz nicht, ehe Sie mir ein gütiges Wort gesagt haben! — Ich stehe nicht

auf, bevor mir Ihre Blicke etwas anderes als Verachtung zeigen . . .!

Gellinghausen stürzt mit einem Zeitungsblatt aus dem Nebenzimmer herein.

G e l l i n g h a u s e n. Herr Hetmann, ich muß Sie leider dringend bitten, auf einen Augenblick herüberzukommen. Eben ist der Untersuchungsrichter in eigener Person bei uns erschienen.

H e t m a n n. Gewiß, ich komme!

Er macht sich von Fanny los und folgt Gellinghausen ins Nebenzimmer. — Fanny erhebt sich, sucht ihre Fassung wiederzugewinnen, geht auf und nieder, setzt sich hinter einen Schreibtisch, stützt die Ellbogen auf und glotzt vor sich hin.

F a n n y. Jetzt also — — dem ersten, der dir entgegentritt — — dem zweiten, dem — — *Auffahrend.* Will ich es denn so?! Oder will ich es nicht!? — — *Entschieden.* — Nein, es gibt keine Umkehr! Feige zurückweichen? — Nein! Mit dem Bewußtsein kann ich nicht leben!

Fritz tritt durch die Mitteltür ein und legt eine Karte auf den Tisch.

F r i t z. Fräulein Fanny, der Herr bittet um die Ehre.

F a n n y *liest die Karte.* „Walo Freiherr von Brühl."

Fritz durch die Mitteltür ab. Darauf tritt Walo von Brühl ein. Er ist ein junger Mann von auffallend durchgeistigter Schönheit, etwa so, wie man sich den jungen Goethe vorzustellen pflegt; kurzes dunkles Lockenhaar und schmaler Schnurrbart.

B r ü h l. Ich rechne es mir als ein außerordentliches Glück an, mein gnädiges Fräulein, daß Sie einen Augenblick für mich übrig haben.

F a n n y sich erhebend. Bitte.

B r ü h l. Ich habe mit größtem Interesse Ihre Aufsätze über „Liebessklaverei" gelesen. Ich fühlte mich dadurch zu weiteren Ausführungen angeregt, die ich Ihnen, bevor sie im Druck erscheinen, gern unterbreiten möchte, damit ich sicher bin, Sie nirgends mißverstanden zu haben. *Er gibt ihr ein Manuskript.*

F a n n y schlägt das Manuskript in der Mitte auf und liest einen Passus. Wäre es denn für uns beide nicht vielleicht anregender, wenn Sie mich mißverstanden hätten oder meinen Ansichten widersprächen? *An einem Passus im Manuskript innehaltend.* Das kann ich nicht lesen.

B r ü h l. Erlauben Sie. *Tritt an ihre Seite und liest.* „U n f r e i h e i t in der Liebe ist das Ergebnis mittelalterlicher Erziehung, wenn sie nicht auf Qualitätsunterschieden der Rasse beruht."

F a n n y. Glauben Sie daran?

B r ü h l. Woran meinen Sie?

F a n n y. An das, was Sie hier schreiben, daß Unfreiheit in der Liebe nichts anderes als das Ergebnis mittelalterlicher Erziehung ist?

B r ü h l. Ich wäre sonst wohl schwerlich Mitglied unseres Bundes! — Oder sollten Sie versucht sein, an dieser Wahrheit zu zweifeln?

F a n n y. Nein; durchaus nicht.

B r ü h l mit jugendlicher Wärme. Ich bitte Sie, davon überzeugt zu sein, daß ich den gewaltigen Ernst nicht verkenne, durch den die Hetmannsche Lehre die Gemüter so tief erregt. Es handelt sich um das Unterliegen ideeller Symbole, die vor abertausend Jahren einem kindlichen Menschengeschlecht die Ergebnisse vernünftiger Erkenntnis ersetzen mußten. — Aber ver-

zeihen Sie, mein Fräulein, daß ich mich in Ihrer Gegenwart so weit vergesse, von meinen philosophischen Ansichten zu sprechen!

Fanny. Sagten Sie denn nicht, daß Sie dazu hergekommen sind?

Brühl. Gewiß. Aber ich kannte Sie nicht.

Fanny. Nun, was wollten Sie einem Blaustrumpf gegenüber denn besseres tun?

Brühl. Ich könnte Sie zum Beispiel fragen, ob die Bestimmungen unseres Bundes von Ihnen ebenso streng dem Wortlaut nach befolgt werden, wie von anderen Mitgliedern, die ich bis jetzt zu treffen das Glück hatte.

Fanny. Ich war eben schon nahe daran, diese Frage an Sie zu richten.

Brühl. Dann können wir uns wohl beide die Antwort sparen.

Er legt seinen Arm um sie. Sie überläßt sich ihm ohne Widerstreben. Pause. Die nächsten Worte werden im Flüsterton gesprochen.

Brühl. Wann bist du mein?

Fanny. Wann du willst.

Brühl. Heute abend noch?

Fanny. Ja.

Brühl. Darf ich dich hier abholen?

Fanny. Gewiß. Ich erwarte dich hier.

Brühl. Auf dein Wort, mein Kind?!

Fanny. Ich erwarte dich!

Brühl. Heute abend! *Darauf in leichteren Ton übergehend.* Nun sag' mir mal, mein Kind, du kennst wohl Karl Hetmann?

Fanny. Ja, ich kenne ihn.

Brühl. Ist dieser Hetmann wirklich der gewaltige

Geist, der seine Gedanken aus den Tiefen einer aufrichtigen Ueberzeugung schöpft und der auch die Fähigkeit besitzt, sie selber zu Ende zu denken?

Fanny hat sich auf einen Sessel niedergelassen. Ich verstehe — dich nicht recht . . .

Brühl geht auf und nieder. Ich habe mich oft gefragt, ob Karl Hetmann nicht eine Art von Naturbursche ist, dem es Spaß macht, mit verblüffend geistreichen Einfällen, die ihm weiß Gott woher kommen, seinen Mitmenschen die Köpfe zu verdrehen!

Fanny vor sich hinstarrend. Gewiß, ich beginne, zu begreifen . . .

Brühl. Kurz und gut, um es mit derben Worten zu sagen: haben wir in Karl Hetmann einen zuverlässigen Geist, auf den sich bauen läßt, oder ist er, was ich immer und immer fürchte, ein sogenanntes Original, eine Reklamegröße, ein Mensch, dem die Befriedigung eigener Eitelkeit höchstes Ziel ist und der sich im stillen über die stets mächtiger anwachsende Bewegung lustig macht, die sein Auftreten zur Folge hat?

Fanny erhebt sich und spricht mit unverkennbarer Leidenschaft. Karl Hetmann ist die größte Menschenseele, die seit langer Zeit geatmet hat. Hetmann steht nicht wie — du und ich in diesem Leben. Jeder Gedanke, den er hegt, jeder Schritt, den er tut, zielt über die Grenzen unseres Daseins hinaus. Seinem eigenen Wohlergehen gegenüber ist er von einer Gleichgültigkeit, von einer Teilnahmslosigkeit, die ich bei dem niedrigsten Tier nicht für möglich halte. Aber das Feuer, das ihn beseelt im Kampf um das, was er der Menschheit erkämpfen will, ward unter Millionen nur einem verliehen!

Brühl etwas verblüfft. Sprichst du denn von allen Männern, die du kennst, mit solcher Begeisterung?

Fanny. Nein! Nur von einem! Andere Männer kenne ich auch nicht! Aber wenn — du ihn kennst, sprichst du in derselben Weise von ihm! Du vermutest in ihm einen Marktschreier?! Seine Bescheidenheit, seine Hilflosigkeit, sobald er einen Augenblick aufhört, das Werkzeug seines Werkes zu sein, sind förmlich mitleiderregend! Ich habe nicht viel Menschenkenntnis, aber ich halte nur einen Mann für groß genug, wo es den Kampf um Ueberzeugung gilt, sein Leben wegzuwerfen; und der ist Karl Hetmann!

Brühl beleidigt. Ich bitte dich, mich mit Karl Hetmann bekannt zu machen!

Fanny ängstlich. Gewiß — aber nicht heute. Morgen — morgen werde ich — dich mit ihm bekannt machen.

Brühl. Warum nicht gleich?! Hier auf der Redaktion muß er doch zu finden sein! Deine Ausdrücke stellen mir in Hetmann ein so anbetungswürdiges Götterbild dar, daß ich ihn wenigstens gesehen haben will, bevor ich mit ihm um solche Vergötterung wetteifere!

Fanny erschrocken. Ich verstehe die Worte nicht . . .

Brühl. Warum sagst du mir denn nicht ganz einfach, daß du Karl Hetmann liebst? — Was solch ein Heros sein eigen nennt, bleibt mir unantastbares Heiligtum, solange ich mich nicht davon überzeugt habe, daß ich dessen mindestens ebenso würdig bin wie er! Deshalb bitte ich dich, um unseres Glückes willen, führ' mich zu ihm!

Fanny verzweifelt. Barmherziger Himmel, wie konnte ich Sie so kränken!

Brühl. Du hast mich gar nicht gekränkt! Aber soll es mir denn gefallen, mir in den Armen eines Mäd-

chens von Männern vorschwärmen lassen zu müssen, die tausendmal bedeutender sind als ich, ohne daß ich ein vernünftiges Wort darauf erwidern kann?! Ich will ihn sehen, um selber eine Ansicht über ihn zu haben. Derweil du mit dir darüber ins klare kommst, ob ich seiner Bekanntschaft nicht unwürdig bin, gelingt es mir vielleicht selber, den Weg zu ihm zu finden!

Er wendet sich der Mitteltür zu. Im gleichen Augenblick treten Gellinghausen und Berta Launhart durch die Mitteltür ein.

Gellinghausen zu Brühl. Entschuldigen Sie, mein verehrter Herr, aber Sie können hier jetzt nicht hinaus. Unsere Haustür ist durch zwei Kriminalschutzleute besetzt. Bevor der Untersuchungsrichter die Haussuchung beendet hat, darf niemand die Redaktion verlassen. *Zu Fanny.* Sagen Sie mir, Fräulein Fanny, haben Sie vielleicht eine Ahnung, wo Herr Launhart ist? Fräulein Berta erzählte mir, seine Frau befinde sich zu Hause in der furchtbarsten Aufregung darüber, was aus ihrem Mann geworden sein könnte.

Fanny. Ich habe Herrn Launhart heute noch gar nicht gesehen.

Gellinghausen zu Brühl. Wenn Sie durchaus hinausgelangen wollen, tun Sie wohl am besten, gleich mit hinüberzukommen und sich direkt an den Untersuchungsrichter zu wenden.

Brühl. Ich danke Ihnen. Ich könnte mir gar nichts Besseres wünschen.

Gellinghausen und Brühl gehen nach links ins Nebenzimmer.

Berta. Gott sei Dank sind wir einen Augenblick allein! — Fanny, ich muß eine Frage an dich richten! Denk' von mir, wie du willst; das hat für mich von

jetzt an keine Bedeutung mehr. Seit Wochen fliehe ich wie ein gehetztes Tier vor dieser Aussprache, aber dieses Elend ertrage ich nicht mehr! Ich muß die Wahrheit wissen, und sei sie mein Tod! *Kniet vor ihr nieder.* Fanny, versprich mir nur das eine: Antworte mir aufrichtig! Ohne Erbarmen! — Versprichst du mir das, Fanny? Willst du mir die ganze Wahrheit offen gestehen?

Fanny. Berta, ich — ich habe keine Geheimnisse! Was ängstigt dich denn so entsetzlich?! Sprich doch nur um Gottes willen!

Berta. Wirst du mir aufrichtig antworten, Fanny?! — Sprich nur das eine Wort aus: Wirst du alles eingestehen?!

Fanny beklommen. Ja, ja, Berta! Ich bitte dich, quäl' mich nicht länger! Du weißt ja nicht, wie es mir ums Herz ist!

Berta. Man sagt — alle Welt sagt es! — und so wird es ja wohl auch sein: — du hast ein Verhältnis mit Karl Hetmann!

Fanny. Mit — Karl Hetmann? — Ich?

Berta. Mit Karl Hetmann! Mit ihm! Ja, ja! — Sprich doch um Gottes willen! Du hast ein Verhältnis mit ihm?!

Fanny. Nein.

Berta. O Fanny, du belügst mich!

Fanny. Nein. — Ich habe nichts mit ihm.

Berta. Aber mein Bruder sagt es! Meine Schwägerin sagt es! Gellinghausen sagt es! Die Spatzen pfeifen es ja von den Dächern, daß du, Fanny, seine Geliebte bist!

Fanny. Beruhige dich. Hetmann kennt mich nicht

anders als wie hundert und hundert Menschen mich kennen, die hier täglich ein- und ausgehen.

Berta. Ich zittre davor, es zu glauben! — Sollte das wirklich wahr sein, Fanny?!

Fanny. Du brauchst ihn ja nur selber zu fragen.

Berta erhebt sich und trocknet ihre Tränen, immer noch in großer Erregtheit. O Fanny — ich höre nur noch, wie dem Ertrinken nahe, hoch über mir die Strudel durcheinander tosen. — Daß du ihn nicht lieben kannst, dessen war ich ja gewiß! Du kannst deine Liebe nur einem schönen Menschen schenken! Aber er muß dich lieben und mich verabscheut er! Mich kann er nicht sehen, ohne daß ihn ein Grauen erfaßt! — Aber sag' mir, Fanny, läßt sich etwas Grausameres ausdenken, als wenn ein Weib in dem Augenblick, wo es nach langer trostloser Leere menschlich erwacht, wenn dies Weib in dem Augenblick seine herrlichsten Hoffnungen verwirklicht sieht und dann mit all seinem Empfindungsüberschwang zurückgestoßen wird! — durch Fußtritte, die kaum darauf achten, wen sie treffen, zurückgestoßen wird! — — Verdient habe ich mir das wohl! Warum kannte ich ihn nicht gleich! Warum raste meine Mißgunst gegen seine Schönheitsverherrlichung! — Was hat man mit aller Frauenrechtlerei denn je zu erringen gehofft, was nicht ganz und gar in seinen Weltplänen eingeschlossen ist! — — *Sie beruhigt sich allmählich.* O Fanny, wie dank' ich dir! Wie bin ich glücklich! — — Hätte ich nun nur meinem Bruder mein Vermögen wenigstens nicht für seine Spekulationen ausgeliefert! Dann besäße ich doch noch etwas, womit ich ihm nützen könnte und stände nicht mit leeren Händen vor ihm! *Da von links Stimmen und*

Schritte laut werden, sich scheu zurückziehend. Da kommt er . . .!

Untersuchungsrichter Dr. Mittenbach, Karl Hetmann und Gellinghausen treten aus dem Nebenzimmer ein.

Dr. Mittenbach. Es tut mir unendlich leid, meine Herren, aber ich kann Sie mit dem besten Willen nicht freigeben, solange Sie Ihren Chef nicht zur Stelle schaffen. Der Staatsanwalt hat Herrn Launhart einen Stellungsbefehl geschickt und Herr Launhart hat dem Befehl nicht Folge geleistet. Dadurch werden die Herren ebenfalls fluchtverdächtig. Hätte sich Herr Launhart einfach gestellt, dann wäre jede Verhaftung von vornherein ausgeschlossen gewesen.

Gellinghausen zu Hetmann. Ich habe mich telegraphisch an seinen Schwiegervater, den Staatsminister, gewendet. Wissen Sie, was er mir antwortete?

Hetmann. Nein, ich will es auch nicht wissen.

Dr. Mittenbach hat sich gemütlich auf einen der Schreibtische gesetzt und schlenkert mit den Beinen. Nun, was antwortet er Ihnen denn?

Gellinghausen ein Telegramm verlesend. Er telegraphiert: „Verbitte mir in dieser Angelegenheit jede weitere Belästigung."

Dr. Mittenbach. Der Herr schwebte wohl so als eine Art von Schutzgeist über dem ganzen Unternehmen?

Ein Kriminalschutzmann in Zivil, mit Radfahrerstulpen über den Stiefeln, überbringt Dr. Mittenbach einen Brief.

Der Kriminalschutzmann. Von der Staatsanwaltschaft, Herr Untersuchungsrichter.

Dr. Mittenbach entnimmt dem Brief ein Telegramm, das er durchfliegt. — Jetzt, meine Herren, so

aufrichtig ich diese traurige Wendung bedaure, muß ich Sie bitten, mich zu begleiten.

Fanny und Berta stoßen beide unwillkürlich einen kurzen Laut des Schreckens aus.

Dr. Mittenbach. Aber, meine Damen! Den Herren geschieht ja doch nicht das geringste. Kommen Sie recht häufig, die Herren zu besuchen. Dafür sind sie Ihnen dankbarer, als wenn Sie jetzt unnötigerweise die Aufmerksamkeit auf uns lenken. Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, dann ist die Angelegenheit in sechs Monaten abgemacht. Wir haben jetzt Januar; im Juli wird alles überstanden sein. Das ist doch schließlich kein so furchtbares Unglück.

Gellinghausen. O durchaus nicht! Ich fühlte als reicher Mann die Verpflichtung, nicht nur mein Geld, sondern auch meine Arbeit in den Dienst meiner Mitmenschen zu stellen. Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß ich mit solchen Grundsätzen auch noch ins Gefängnis kommen werde!

Hetmann stammelnd, fast wie vom Schlag getroffen. He — Herr — Untersuchungsrichter — — heute in — in acht Tagen wird hier ein großer internationaler Kongreß eröffnet — dessen Verhandlungen ich zu leiten be — auftragt bin — — ich biete Ihnen — natürlich nur für die Dauer des Kongresses — an Kautionen — an Sicherheiten alles — alles — alles . . .

Dr. Mittenbach. Kautionen, Herr Hetmann, können in einem Fall, wo das Vertrauen einmal verletzt wurde, nicht mehr entgegengenommen werden. Ihr Chef schickt selbst an die Staatsanwaltschaft dieses höhnische Telegramm hier *lesend:* „Werde heute noch vollkommen in Sicherheit sein. Alle Verfolgung überflüssig. Rudolf Launhart.“ *Zu Gellinghausen und*

Hetmann. Warum haben Sie den Herrn auch nicht aufmerksamer bewacht und ihn eventuell mit dem geladenen Revolver hier festgehalten! *Zu dem Kriminalschutzmann.* Holen Sie zwei Droschken!

Der Kriminalschutzmann. Es stehen Wagen unten, Herr Untersuchungsrichter.

Dr. Mittenbach. Sie haben Ihr Rad bei sich?

Der Kriminalschutzmann. Zu Befehl, Herr Untersuchungsrichter.

Dr. Mittenbach. Dann brauchen wir nur eine Droschke. Sie fahren mit dem Rad scharf hinter uns her!

DRITTER AKT

Ein möbliertes Studentenzimmer. Links hinten, vom Zuschauer aus, ein mit Gardinen verhängter Alkoven. Rechts hinten die Eingangstür. — Hetmann sitzt am Schreibtisch, in eine Arbeit vertieft. Es klopft; Hetmann hört es nicht. Es klopft wieder, er nickt mit dem Kopf. Es klopft zum drittenmal, worauf er verneinend den Kopf schüttelt. Darauf erhebt er sich und schleicht zur Tür.

Hetmann. Muß doch sehen, ob die Tür verschlossen ist. *Ehe er zur Tür gelangt ist, wird geöffnet und Fanny tritt ein, mit einem Fliederstrauß in der Hand.* Ei, Fräulein Fanny! Ich danke Ihnen für die schönen Blumen.

Fanny. Ich weiß zwar, daß Sie gerade keine allzu große Freude daran haben; aber wenn ich sie hier in dies Glas stelle, sind sie Ihnen vielleicht doch nicht im Wege. *Sie placiert die Blumen auf der Kommode.*

Hetmann. Ich danke Ihnen. — Mich wundert nur, daß Sie nicht längst verheiratet sind.

Fanny. Warum sind denn Sie nicht verheiratet? — Ihnen haben sich die Frauen zu Hunderten angetragen.

Hetmann. Lassen wir das. Machen Sie sich's in diesem Sessel bequem und erzählen Sie mir etwas Liebes, Gutes, Schönes.

Fanny ohne sich zu setzen. Erinnert Sie dieser Tag an nichts?

Hetmann. Ich habe Gott sei Dank keinen Kalender, und so Gott will, haben Sie mir keinen mitgebracht.

Fanny. Seien Sie unbesorgt; ich rede kein Wort mehr davon.

Hetmann. Welcher Tag könnte denn heute sein?

Fanny. Nein, lassen wir das.

Hetmann. Jetzt möchte ich es aber gerne wissen.

Fanny. Heute ist es ein Jahr, daß Sie aus dem Gefängnis kamen.

Hetmann. Wenn es weiter nichts ist! Das lohnt sich freilich der Worte nicht! — *Nachdenklich.* Das ist also heute wirklich schon ein ganzes Jahr her?

Fanny. Jetzt sehen Sie aber besser aus als damals.

Hetmann. Das wundert mich. Jedenfalls war mir, als ich vor einem Jahr aus dem Gefängnis kam, wohler zumute. Ich hatte noch keine Ahnung, daß während der kurzen sechs Monate meiner Haft alles bis auf die Wurzeln zugrunde gegangen war, was ich in zwei Jahren gesät und großgezogen hatte.

Fanny. Sie müssen jetzt vorwärts schauen. Es verlohnt sich selten, Verlorenes wiedergewinnen zu wollen.

Hetmann. Gewiß, aber wie war das in so kurzer Zeit nur möglich! Oft frage ich mich, ob der stürmische Beifall, den mein Auftreten erweckte, nicht vielleicht nur in meiner Einbildung bestanden hat. Aber waren nicht auch die maßgebendsten Persönlichkeiten bereit, meine Pläne zu unterstützen?! — Und all das versinkt in sechs Monaten spurlos im Erdboden, und bei meinem Wiedererscheinen will sich kaum ein Mensch mehr meiner erinnern!

Fanny. Glauben Sie mir, Ihr Werk wird wieder auf-

blühen; vielleicht in anderen Formen. Aber die Gedanken, die Sie aussprachen, werden nicht verloren gehen.

Hetmann. Wenn sich heute jemand auf den Markt stellt und preist dem Volk meine Anschauungen an, dann wird er verlacht, als böte er faule Fische und saures Bier feil! — Ich habe meine Zuflucht in *nach dem Schreibtisch zeigend* dieser Arbeit hier gefunden, bei der ich mich außer von Ihnen von niemandem stören lassen würde. Aber was ist bedrucktes Papier gegen die Machtmittel der öffentlichen Rede! Trotzdem wünsche ich nur noch, diese Arbeit beendigen zu können. Nachher komme ich nicht mehr für mich in Betracht.

Fanny. Ihnen fehlt ein voller Pokal aus dem erfrischenden Quell, den nur das wirkliche Leben spendet.

Hetmann. Einen tiefen Zug möchte ich allerdings noch einmal aus diesem Pokale tun.

Fanny. Sie brauchen keine leidenschaftlichen Frauen, die Sie mit ihren Gefühlsausbrüchen auf die Folter spannen. Sie brauchen einfältige hübsche Mädchen, und nur nicht eine allein, sondern gleich ein halbes Dutzend, in deren Kreis Sie wieder Leichtfertigkeit und Dummheit und Harmlosigkeit als unsere unentbehrlichsten Freunde schätzen lernen.

Hetmann. Wissen Sie vielleicht einen solchen Kreis?

Fanny. Spräche ich sonst wohl davon?

Hetmann. Als wäre ich je in meinem Leben auf etwas anderes als nur auf den Genuß ausgegangen! Seit ich zu denken begann, kämpfe ich um Erhöhung meines Lebensgenusses! Aber mir scheint, ich bin am Ende. Nicht einmal Unterhaltung bietet die Welt mehr! — — Freilich ließe sie sich vielleicht noch einen letz-

ten, einen höchsten Genuß abtrotzen! Aber das ist ein kitzliges Unternehmen.

Fanny. Welch ein Unternehmen meinen Sie damit?

Hetmann. Ich meine die Arbeit, die ich dort liegen habe. — — Ich gehöre nun einmal nicht zu den Menschen, die sich mit dreißig Jahren von ihren Träumen und Erwartungen verabschieden! Ich bin vierzig und meine Träume sind kindlicher, meine Erwartungen sind anspruchsvoller, meine Hoffnungen sind herrlicher als je vorher!

Fanny. Wie danke ich Gott, daß ich endlich wieder solche Worte von Ihnen höre! Aber nun verlassen Sie auch diese vier Wände! Müssen Sie die Welt, wie sie geschaffen ist, denn nicht um so genauer im Auge behalten, je höher Sie sich im Geiste darüber stellen wollen?!

Hetmann. Ich behalte sie schon im Auge. — — Mein Werk ist hin. — Ein Mittel gibt es nur! Durch dieses Mittel ließe sich die Saat zu neuem Wachstum, zur Blüte, vielleicht zu unverwüstlichem Gedeihen bringen!

Fanny. Und dieses Mittel?

Hetmann. Hingabe!

Fanny. Was taten Sie in all den Jahren denn anderes, als daß Sie Ihr Leben an Ihr Werk hingaben?!

Hetmann. Das war Zeitvertreib!

Fanny. Haben Sie denn sonst noch etwas hinzugeben?

Hetmann. Ich habe, wie Sie sehen, noch alles. — Natürlich müßte alle Welt erfahren, zu welchem Zweck es geschah.

Fanny. Ich kann Ihre Worte unmöglich ernst nehmen.

Hetmann. Dazu spreche ich auch nicht. Ich berausche mich nur zuweilen an derlei Träumereien, des Abends bevor ich die Lampe anzünde.

Fanny. Denken Sie einmal, ein Stanley hätte das Innere Afrikas dadurch erforschen wollen, daß er sich den Hals abschneidet! — Nein, nein! — Ich halte das Mittel, von dem Sie da sprechen, für vollkommen unzeitgemäß.

Hetmann. Selbstverständlich! Das Unternehmen ließe sich auch heute gar nicht mehr leicht ins Werk setzen. Im Kampf mit der Staatsgewalt begegnet einem die Behörde auch im schlimmsten Fall noch mit solcher Förmlichkeit, daß eine Hinrichtung wie eine zu Ehren des Hingerichteten veranstaltete würdevolle Feierlichkeit erscheint.

Fanny. Dann schlagen Sie sich also diese Gedanken aus dem Kopf und gehen Sie wieder unter Menschen!

Hetmann. Das wird wohl das beste sein. — Ich kann mir ja auch kaum mehr verhehlen, daß all meine Ueberzeugungen auf Irrtümern beruhten. Ueberall wo Tatkraft und Gesundheit Lebensziele sind, gedeiht die Schönheit ganz von selbst, als die verlockende Blütenpracht, deren schönste Frucht wieder Tatkraft und Gesundheit sind. Ich wollte die Menschen verleiten, Erntefeste zu feiern, ohne daß Ernten eingebracht waren. Ich wollte sie verleiten, Richtfeste zu feiern, ohne daß Häuser gebaut waren ... so wie ich auch darauf ausging, mir mein eigenes Dasein zu einer Reihe von Festtagen zu gestalten. *Um sich blickend.* Und für diesen Irrtum ist mir nun auch ein so trostloses, so eines jeden Schimmers von Schönheit entblößtes Dasein beschieden, wie es der bescheidenste Tagelöhner kaum ertrüge. *Fanny ansehend.* Sollte ich nicht wirklich noch einmal den Ver-

such wagen, eine einfache bürgerliche Betätigung auf mich zu nehmen, in der Zuversicht, daß dadurch wenigstens vielleicht ein kärglicher Schein von Schönheit in mein Leben fiele? — — *Da es klopft.* Sehen Sie doch mal nach, wer da kommt.

Fanny öffnet die Tür, worauf Berta Launhart eintritt.

Fanny. Ach, du bist es, Berta!

Berta faßt die Anwesenden scharf ins Auge. Ich sehe euch beiden an, wie unwillkommen ich mich hier einfinde. Aber ich bringe Neuigkeiten, die vor allem Herrn Hetmann nicht gleichgültig lassen werden.

Fanny. Wie könntest du für mich hier unwillkommen sein! Aber deine Neuigkeiten sind hoffentlich derart, daß man sich darüber freuen muß!

Berta. Gewiß muß man sich darüber freuen! Ich wenigstens habe mich von Herzen darüber gefreut! Ist es nicht eine Lust mitanzusehen, wie die Gemeinheit überall in der Welt zum Siege gelangt, während das Große, das Gute, wie es hier in diesen vier Wänden geschieht, elend verkümmert?!

Hetmann. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, mein Fräulein?

Berta zu Fanny. Willst du auch jetzt noch behaupten, daß ich mich hier nicht unwillkommen einfinde?! — So will ich mich denn an die Tatsachen halten! Mein Bruder hat sich in Paris eine Wohnung für fünfzehntausend Franken gemietet. Die Abonnentenzahl unseres Blattes ist durch den vorjährigen Prozeß, in dem Sie, Herr Hetmann, verurteilt wurden, auf achtzigtausend gestiegen. Das sichert meinem Bruder ein Einkommen von zweimalhunderttausend Mark im Jahr. Jetzt läßt er durch seinen Schwiegervater alle erdenk-

lichen Notabilitäten bearbeiten, um seines Preßvergehens wegen begnadigt zu werden. — Aber das ist noch nicht das schönste! Pietro Alessandro Morosini, Ihr Großmeister unwiderstehlichen Angedenkens, wenn Sie sich seiner noch erinnern, Herr Hetmann, der führt seit dem Tage Ihrer Verhaftung ein Freudenleben wie der große Mohammed in seinem Paradies. Alles was ihm an holder Weiblichkeit aus den Trümmern des Vereins zur Züchtung von Rassemenschen in den Sprung läuft, muß seiner Großmeisterschaft den schuldigen Tribut zollen. Dabei weiß er das Glück nicht hoch genug zu preisen, daß ihn kein knausriger Vereinssekretär mehr veranlaßt, seine Würde zu wahren. Er rühmt sich, daß ihm sein Amt als Großmeister jetzt höhere Summen Geldes abwirft, als er jemals in seinem Leben mit seinem Baßbariton hätte verdienen können!

Hetmann. Gedachten Sie mir durch diese Neuigkeiten ein Vergnügen zu bereiten?

Berta. Schmeicheleien verstehe ich allerdings nicht auszuspielen. Dazu ist mir das Leben zu ernst. Vielleicht lernen Sie aber doch noch die Galgenbrut, die nur daran denkt, Ihre Person in Gold auszumünzen, von den wenigen unterscheiden, die es wirklich ehrlich mit Ihnen meinen!

Hetmann. Ich danke Ihnen von Herzen, mein Fräulein, aber ich glaube Ihrer Ratschläge nicht zu bedürfen.

Fanny. Wir könnten doch vielleicht über gleichgültigere Dinge reden, liebe Berta. Herr Hetmann scheint mir heute nicht zur Erörterung von Fragen aufgelegt, die eine so große Bedeutung für ihn haben.

Berta. Aus deinen Worten, liebe Fanny, spricht die unverhüllte Eifersucht! Trägst du Herrn Hetmann

gleichgültige Dinge vor, wenn du mit ihm allein bist?! — Du hast mir bei allem, was dir heilig, geschworen, daß meine Vermutungen damals unbegründet waren. Ich sage es dir hier ins Gesicht: du hast mich belogen!

Hetmann zu Berta. Mein Fräulein, wollen Sie mich bitte allein lassen.

Berta. Auf diesen Peitschenhieb von Ihnen habe ich gewartet! Wie wohl der tut! Ich kann mir freilich nur einen schwachen Begriff davon machen, wie süß es ist, von Ihnen geliebt zu werden. Wie wonnig es ist, Peitschenhiebe von Ihnen zu erhalten, davon machen Sie sich keinen Begriff! Aber Sie haben mich diesen Genuß gelehrt und deshalb gehe ich jetzt auch noch nicht! Dazu ist mir der günstige Augenblick in seiner Unwiederbringlichkeit zu teuer!

Es klopft.

Hetmann. Herein!

Walo von Brühl tritt ein. Er trägt eine goldene Brille. Sein Benehmen ist um vieles gemessener als im zweiten Akt.

Berta. Gott sei Dank, daß Sie kommen, Herr von Brühl! Vielleicht gelingt es Ihrem noch unverbrauchten Geiste, diese brodelnde Gärung überreifer Kulturprodukte etwas zu klären.

Brühl. Herr Hetmann, ich komme heute zu Ihnen, um über eine für mich sehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.

Hetmann. Wie kann ich in meiner Weltabgeschlossenheit für Sie noch in Betracht kommen!

Die Herren nehmen Platz, die Damen hören stehend zu.

Brühl. Um es kurz zu sagen, Herr Hetmann, ich stehe im Begriff, meine Doktorarbeit zu schreiben. Von meinen Professoren wurden mir verschiedene philo-

sophische Streitfragen für meine Arbeit empfohlen. Ich will meine Doktorarbeit aber über Ihre Lehre schreiben und über die philosophischen Voraussetzungen, durch die Ihre Lehren entstanden sind.

Hetmann. Die Sache hat ausgespielt. Mit gutem Gewissen kann ich Ihnen nur davon abraten.

Brühl. Das tun meine Professoren natürlich erst recht. Erlauben Sie mir, Herr Hetmann, daß mir hierin nur meine Ueberzeugung maßgebend ist. Aber Sie erinnern sich vielleicht, daß Sie in Ihren Gesprächen unsere bisherige Moral als willkürlich begrenzt bezeichneten, insofern als sie nur das Wohl und Weh der gesamten Menschheit ins Auge faßt, während der Kultus der Schönheit auf Gefahr der eigenen Wohlfahrt hoch darüber stände. — Und dann sprachen Sie oft von drei barbarischen Lebensformen, die sich aus dem Altertum in unsere Kultur hinüber verpflanzt hätten. — Der Zusammenhang, in den Sie diese beiden Tatsachen zueinander brachten, ist mir nicht mehr klar in Erinnerung. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich mit einigen Worten auf die richtige Fährte führen wollten.

Hetmann spricht zu Anfang fast gleichgültig, geht dann aber bald in leidenschaftlich rasches Tempo über. Ich nenne die alte Moral begrenzt, weil sie für den Armen erdacht ist und mit unzweideutiger Klarheit den Reichen ausschließt. Unzweifelhaft bedarf der Reiche, bei Wahrung seiner Güter, anspruchsvollerer Gesetze als der Arme. Durch dieses Axiom hoffte ich den Stolz der begüterten Menschheit zu entflammen und zum Kampfgenossen zu gewinnen. Jeder, so glaubte ich, dem sein Glück es vergönnt, wird das Wagnis, sich einer neuen Denkungsart anzuvertrauen,

dem Bewußtsein eines gesicherten Besitzes vorziehen. Die Rechnung war falsch. Der Reiche hat die für den Armen erdachte Moral usurpiert und zieht größeren Vorteil daraus als der Arme, für den sie erdacht wurde. Der Reiche setzt eher sein Leben für seinen Reichtum als seinen Reichtum für sein Leben aufs Spiel.

Brühl. Und die drei barbarischen Lebensformen, von denen Sie sprachen? — Ich bitte Sie, verdenken Sie es Ihrem Schüler nicht, wenn er aus Verehrung für die Lehre vielleicht die Ehrfurcht vor dem Meister zu verletzen scheint.

Hetmann. Der nächste Freiheitskampf der Menschheit wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein! Die Scheu, die der Mensch seinen eigenen Gefühlen gegenüber hegt, gehört in die Zeit der Hexenprozesse und der Alchimie. Ist eine Menschheit nicht lächerlich, die Geheimnisse vor sich selber hat?! Oder glauben Sie vielleicht an den Pöbelwahn, das Liebesleben werde verschleiert, weil es häßlich sei?! — Im Gegenteil, der Mensch wagt ihm nicht in die Augen zu sehen, so wie er vor seinem Fürsten, vor seiner Gottheit den Blick nicht zu heben wagt! Wünschen Sie einen Beweis? Was bei der Gottheit der Fluch, das ist bei der Liebe die Zote! Jahrtausende alter Aberglaube aus den Zeiten tiefster Barbarei hält die Vernunft im Bann. Auf diesem Aberglauben aber beruhen die drei barbarischen Lebensformen, von denen ich sprach: Die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgehetzte Dirne; das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene alte Mädchen; und die zum Zweck einer möglichst günstigen Verheiratung

gewahrte Unberührtheit des jungen Weibes. Durch dieses Axiom hoffte ich den Stolz des Weibes zu entflammen und zum Kampfgenossen zu gewinnen. Denn von Frauen solcher Erkenntnis erhoffte ich, da mit Wohlleben und Sorglosigkeit einmal abgerechnet war, eine frenetische Begeisterung für mein Reich der Schönheit. — Die Rechnung war falsch! Das Weib steht sittlich so tief, daß Schönheit bei ihm immer nur als Mittel zum Zweck in Betracht kommt. Schönheit um ihrer selbst willen ist dem Weib ein Greuel. — — Vor allem aber hoffte ich die heranwachsende Jugend derart zu fanatisieren, daß schon die nächste Generation die Häßlichkeit so verabscheuen müßte, wie sich die gegenwärtige vor der Armut fürchtet. Die Rechnung war falsch. Die Jugend kennt kein erhabneres Ziel, als vor alledem, was die Wogen des Lebens aus unergründlichen Tiefen aufwerfen, möglichst rasch in sicherer Behausung geborgen zu sein. — — *Von jetzt an langsamer und gelassen.* Mein Geschick klage ich deshalb nicht an, weil mir nicht gelang, was auch sonst keinem gelingt. Aber indem sich ergibt, daß alles in dieser Welt gar nicht anders sein kann als so, wie es einmal ist, wächst ins Gigantische die Langeweile. — Kinder ergötzt es, Seeräuber und Gefangene zu spielen, weil ihnen das Treiben der Erwachsenen Achtung abnötigt. Aber uns, die wir erwachsen sind, was nötigt uns noch Achtung ab? — — — Was sollen wir spielen?

Brühl. Der Schmerz, der aus Ihren Worten spricht, ist so beklemmend, daß ich einen Versuch, Sie zu trösten, nicht wagen könnte.

Berta. Höre mich an, Fanny! Er ist ein Mensch, dem das Bewußtsein, geliebt zu werden, die furchtbarsten

Qualen bereitet! Trotz meiner Häßlichkeit spreche ich diese Erleuchtung, die mir heute aufgegangen, mit ruhigen Worten aus. Wer ihm ein Geschenk bringt, wird ihm zum Abscheu. Dich schützte bis jetzt deine Schönheit vor dieser Entdeckung, aber sie bleibt dir so wenig erspart wie mir!

Brühl. Herr Hetmann — ich gedachte Sie noch über verschiedene andere Dinge zu fragen. Aber mir scheint, ich habe die Stunde nicht gerade günstig gewählt.

Hetmann durch die Zähne. Wie lange soll ich noch widerstandslos der Willkür alles erdenklichen Menschengelichters preisgegeben sein!

Berta. Für uns beide, Herr von Brühl, halte ich es für das Richtige, wenn wir jetzt gehen.

Brühl. Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, Sie zu begleiten? Sie kennen Herrn Hetmann länger als ich; Sie können mir manchen wertvollen Aufschluß geben.

Berta. Das bliebe also meine Entschädigung! — Kommen Sie in Gottes Namen! — Herr Hetmann entsetzt sich vor Frauen, die ihn lieben. Er sehnt sich nach Dirnen, die ihn mißhandeln! Darauf beruht seine ganze Philosophie! Meine Freundin Fanny wird das noch früh genug erfahren!

Berta und v. Brühl verlassen das Zimmer.

Hetmann. Fräulein Fanny — — ich glaube, ich werde das Mittel anwenden.

Fanny. Wie meinen Sie das?

Hetmann. Sie fragen natürlich, warum ich Ihnen das mitteile. Solche Entschlüsse, finden Sie, behält man für sich.

Fanny. Von welchem Entschluß sprechen Sie?

Hetmann. Aber ich muß sicher sein, daß mir die Nächststehenden im entscheidenden Augenblick nicht

in die Arme fallen. Wenn das Mittel nicht wirkungslos bleiben soll, muß es das Ansehen unerläßlicher Notwendigkeit wahren. Es darf nicht als ein klägliches alltägliches Mißgeschick erscheinen.

Fanny. Um Gottes Barmherzigkeit, welche Ungeheuerlichkeiten brüten Sie aus!

Hetmann. Um solcher Aufregung willen vertraue ich mich Ihnen allerdings nicht an! Sie können ruhig bleiben; deshalb spreche ich mit Ihnen. Ich kenne sonst niemanden, der eine so robuste Seele hat wie Sie. — Ich brauche Umgebung, wenn ich das Vorhaben ausführe, erstens um nicht daran gehindert zu werden und zweitens, damit ich nicht wie ein Regentropfen im Weltmeer verschwinde und mich nachher kein Mensch gesehen haben will. Verstehen Sie mich wohl! Ich brauche eine Schranke, die mich, bis es zum Abschluß kommt, von der Menge trennt. Diese Schranke sollen Sie mir schaffen.

Fanny empört. Kein Mensch krümmt Ihnen ein Haar, solang ich lebe!

Hetmann. So sprechen Sie jetzt. Ich rechne damit, daß Ihnen kein Opfer zu groß ist. Sie werden dazu kommen, mit noch höherer Selbstverleugnung das Gegenteil zu beteuern. Sie werden sich vollkommen darüber klar sein, daß Sie selbst den ungestörten Verlauf der Begebenheit zu überwachen haben.

Fanny. Das gelingt Ihnen nie! Dazu bringt mich all Ihre Ueberredung nicht! Behüte Sie der Himmel davor, daß Sie sich von Ihren Gedanken ins Verderben treiben lassen! Sie wären schon der Mensch, der sich achtlos wegwirft! *Sinkt vor ihm in die Knie.* Wie befreie ich Sie aus diesem Labyrinth! Ich flehe Sie an, lassen Sie diesmal Ihre allergewöhnlichste Vernunft

Herrin sein! Ihre Gedanken sind herrlich! Was sind wir Augenblicksgeschöpfe dagegen, an die Sie in Ihren Plänen denken! Die Klugen verspotten Sie als Dummkopf; die Dummköpfe bejammern Sie als Unglücksmenschen! Ich beschwöre Sie — bei dem Werk, das Sie zu vollenden haben — lassen Sie sich nicht in dieses entsetzliche Netz verstricken!

Hetmann sucht sie aufzurichten. Fanny — soll ich statt Ihrer jemand anders damit beauftragen?!

Fanny. Oh, ich kenne Ihre Starrköpfigkeit! Wählen Sie niemand anders dafür!

Hetmann. Ihre Gefühlsausbrüche sind kindisch! Stehen Sie auf! *Er hebt sie empor.* Achten Sie auf mich! — Hörten Sie gerne sagen: Der Geck wußte nicht zur rechten Zeit abzuschließen! Der Hanswurst nahm des schönsten Abganges, der sich ihm bot, nicht wahr! Der Schwächling war der Größe seiner Bestimmung nicht gewachsen!

Fanny. Suchen Sie sich neue, größere Aufgaben! Es muß deren welche geben! Wenn es Ihnen nur ernst darum ist, sie zu finden!

Hetmann. Vielleicht sehen Sie sich statt meiner um; und haben Sie etwas Geeignetes gefunden, dann teilen Sie es mir mit. — — Mein Lebenstrieb ließ sich von jeher nur durch die außerordentlichsten Reizmittel wach erhalten; und so bin ich nun folgerichtig bei dem alleräußersten angelangt. Wie soll ich mich über Selbstverständliches wundern: — der Tod wird zur unerläßlichsten Lebensbedingung.

Fanny. Aber wie stellt sich denn das Entsetzliche in Ihrem Kopfe dar? Sie selber sagen: Im Kampf gegen Staatsgewalten läßt sich das Leben nicht preiswürdig einsetzen. Wollen Sie sich denn noch einmal der

lächerlichen Quälerei ausliefern, der Sie heute vor einem Jahr glücklich entronnen sind?!

Hetmann. Für die Ware, die ich zu Markte treibe, gibt es außer dem Staate noch einen dankbareren, einen hungrigeren Abnehmer; einen Abnehmer, mit dem man im Handumdrehen handelseinig wird. Das ist der Straßenpöbel! — Solange Sie inmitten dieses Pöbels Ihre Ruhe wahren, wagt es keiner unserer Bekannten, eine Hand zu meinem Schutz zu erheben. Der Straßenpöbel ist leicht zu reizen und fürchtet keine Verantwortlichkeit! Der Straßenpöbel ist schlagfertig! — Andern Tags hat dann jeder, im Bewußtsein, daß ihm unversehens etwas zum Opfer fiel, das Gefühl einer seltsamen Weihe, das ihn zeit seines Lebens nicht verläßt.

Fanny. Und mich haben Sie dazu ausersehn! Mich halten Sie für das grauenvolle Ungeheuer, das eine Ermordung kalten Blutes miterlebt?!

Hetmann. Dafür halte ich Sie! Sie fühlen auch jetzt schon, daß ich mich in Ihnen nicht täusche! *Höhnisch.* Zum Tränenvergießen sind Sie doch wohl kein so schönes Weib! — — — Ich habe, seit ich auf dieser Welt bin, nie mit unbelastetem, freiem Herzen ein Fest gefeiert. Einmal in meinem Leben soll mir das aber noch vergönnt sein!

VIERTER AKT

Ein in einem großen Etablissement gelegenes Gastzimmer, das für gewöhnlich nicht gebraucht wird. Drei Wirtstische, von denen der mittlere etwas zurücksteht. Kleiderrechen und Garderobestücke. Neben der Tür befindet sich ein Büfett mit Wasserhähnen, eine Schale, ein Handtuch usw. — An dem Tisch rechts vorn, vom Zuschauer aus, sitzt Hetmann. Am mittleren Tisch sitzt Morosini zwischen, vom Zuschauer aus links, der Fürstin Sonnenburg und, rechts, Mrs. Grant. An dem Tisch zur Linken sitzen Walo v. Brühl und Berta Launhart. Diese Personen verlassen ihre Plätze nicht eher, als es ausdrücklich vorgeschrieben ist. Gellinghausen geht im Hintergrund auf und nieder. — Rudolf Launhart tritt mit hastigen Schritten ein; Fritz folgt ihm und bleibt neben der Türe stehen.

Launhart. Der Saal ist schon — *nach der Uhr sehend* wir haben gerade noch zehn Minuten Zeit — bis auf den letzten Platz besetzt. Es werden fortwährend noch Stühle hereingetragen. Die Feuerpolizei hat schon sämtliche Notausgänge öffnen lassen. Soll ich Ihnen eine Flasche Sekt bestellen, Herr Hetmann? Bismarck trank vor großen Debatten immer Sekt. *Zurückrufend.* Fritz, eine Flasche Schaumwein!

Fritz. Sofort, Herr Launhart. *Rasch ab.*

Hetmann. Ich trinke keinen Alkohol, wie Sie wissen. Glücklicherweise hat sich das Publikum zahlreicher eingefunden als vor acht Tagen!

Launhart. Der Saal ist dreimal größer als der Kasinosaal, in dem Sie vor acht Tagen sprachen; trotzdem fällt kein Apfel mehr zur Erde. Ich verstehe noch immer nicht, Herr Hetmann, wie Sie diese zwei Jahre so sündhaft verbummeln konnten! Ihre Popularität ist fast so groß wie die meines Schwiegervaters; und wenn man mich unseres Preßvergehens wegen nicht zufällig begnadigt hätte, dann wäre Ihre Popularität einfach als totes Kapital verschimmelt! — Wollen Sie uns übrigens nicht mitteilen, worüber Sie heute abend sprechen werden?

Hetmann. Das werden Sie ja noch früh genug hören.

Launhart. Ich bin aufs äußerste gespannt, wie Sie die Herausforderungen noch überbieten wollen, die Sie der Versammlung im Kasinosaal ins Gesicht schleuderten. Eine empörendere Beleidigung läßt sich doch eigentlich schon nicht mehr ausdenken als der Hohn, mit dem Sie die triefäugigen Bürgersleute ihrer Häßlichkeit wegen überschütteten; vor allem der unverfrorenen Schamlosigkeit wegen, mit der sie ihre Häßlichkeit zur Schau tragen! Jedenfalls hat man Ihren Angriff nur deshalb nicht ernst genommen, weil Sie selber nicht gerade schön sind. Hoffentlich gelingt es Ihnen heute abend, ernst genommen zu werden!

Hetmann. Was ich heute sage, hat seit Bestehen der Welt noch niemand ausgesprochen. Und das Wort braucht nur ausgesprochen zu werden, um in den Ohren der Menschen nicht mehr zu verstummen.

Launhart. Sie müssen die Versammlung vor allem in einem Punkte aufs Korn nehmen, in dem Sie selber vollkommen unantastbar sind. Die ganze letzte Nummer unseres Blattes besteht aus Notizen über Ihr Wiederauftreten! In achtzigtausend Exemplaren ist dem Publikum Ihre Berühmtheit wieder vor Augen geführt. Den prompten Erfolg dieser Reklame sehen Sie in der tausendköpfigen Menge, die heute kampfbereit auf Ihre Angriffe wartet.

Hetmann. Kann man sich dieses Publikum nicht vorher einen Augenblick ansehen, ohne selber bemerkt zu werden?

Launhart. Selbstverständlich! Kommen Sie! Ihren Sekt trinken Sie nachher! Oben rechts ist eine vergitterte Loge, aus der man einen herrlichen Ueberblick über den Saal hat!

Launhart und Hetmann ab.

Morosini. Ich, meine Damen und Herren, sehe mit dem besten Willen nicht ein, wie solch lebensgefährliche Veranstaltungen dem Verein zur Züchtung von Rassemenschen zu neuem Leben verhelfen sollen!

Mrs. Grant. Ich denke, daß Verein hat erreicht alles, was Verein hat gewollt erreichen. Aber wo sind Früchte von die Verein? Endlich wir wollen Früchte haben von die Verein!

Die Fürstin. Ich finde, der Verein hat seit seiner Gründung die reichlichsten Früchte getragen! Schützen wir ihn vor abenteuerlichen Experimenten, die sein Fortbestehen unmöglich machen!

Gellinghausen. Ich bin beauftragt, meine Damen und Herren, Sie vor Eröffnung der Versammlung noch einmal daran zu erinnern, daß wir uns durch unser Wort verpflichtet haben, nur darüber zu wachen, daß

Herr Hetmann seinen Vortrag ungehindert zu Ende führen kann, uns aber jeder Parteinahme für Herrn Hetmann nach Beendigung seines Vortrages zu enthalten.

Morosini. Fräulein Fanny Kettler muß gewaltig viel von unserem persönlichen Mut halten, daß sie Ihnen noch extra diesen Auftrag erteilt hat!

Berta. Wir haben uns verpflichtet, uns jeder Parteinahme für Hetmann zu enthalten in der Voraussicht, daß wir ihm dadurch erst recht zum Siege verhelfen! Schlechterdings handelt es sich heute aber wieder einmal darum, einer großangelegten internationalen Geldspekulation auf die Beine zu helfen!

Gellinghausen. Ich finde es unverantwortlich von Ihnen, Fräulein Launhart, daß Sie sich in diesem Augenblick einer so gehässigen Bemerkung nicht enthalten können!

Brühl. Darf ich Sie ersuchen, Herr Gellinghausen, meine Braut nicht zu beleidigen!

Berta zu Gellinghausen. Mein Bräutigam und ich sind zum wenigsten ebenso treue Freunde Karl Hetmanns wie Sie, der Sie mit Ihrem ganzen Vermögen an den Spekulationen meines Bruders teilnehmen! Mein Bräutigam hat seine Doktorarbeit über die Hetmannsche Lehre geschrieben und ist heute trotz der rasendsten Angriffe, die ihm seine Ueberzeugung eintrug, Privatdozent an der Universität . . .!

Brühl Berta liebkosend. Reg' dich nicht unnötig auf, mein süßes Herz. Es gibt heute noch Aufregung genug!

Berta. Ich finde es nur höchst sonderbar, daß dieser Herr, der seinerzeit das Hetmannsche Manuskript der Polizei in die Hände gespielt hat, sich hier noch als Hetmanns Beschützer hinstellen will!

Gellinghausen wütend. Ich habe sechs Monate im Gefängnis gesessen! Ich habe der Hetmannschen Lehre außer meiner Arbeit und meinem Vermögen meine Freiheit geopfert! Nennen Sie mich einen noch nie dagewesenen Dummkopf, dann haben Sie recht! Ihre Verdächtigungen meines Charakters aber weise ich auf das allerentschiedenste zurück!

Morosini. Auf jeden Fall, Fräulein Berta, hat sich Ihr Bruder durch seine unverhoffte Begnadigung als ein Glückskind erwiesen, wie es kein zweites unter der Sonne gibt! Ohne Besinnen hätte ich jeden Moment zehn Flaschen Pommery gewettet, daß Herr Launhart nie wieder unter uns auftauchen würde!

Die Fürstin zu Berta und v. Brühl gewendet. Herr Launhart wandte sich auch an mich mit der Bitte, an allerhöchster Stelle ein Wort zugunsten seiner Begnadigung einzulegen. Er vergaß dabei, daß man mir meiner geschiedenen Ehe wegen an allerhöchster Stelle nicht gerade das größte Vertrauen entgegenbringt.

Mrs. Grant nach der andern Seite, zu Gellinghausen gewandt. An mich hat sich gewandt Mister Launhart mit gleiche Bitte. Ich ihm schrieb ganz kurz: Herkommen! Strafe in Gefängnis absitzen!

Gellinghausen. Das glaubte Herr Launhart nicht wagen zu dürfen, weil die Gesundheit seiner Frau durch seine Gefängnishaft hätte gefährdet werden können.

Berta. Mein Bruder meinte, Ihnen und Karl Hetmann käme es als unverheirateten Männern nicht so genau darauf an, im Gefängnis zu sitzen!

Morosini. Aber ist es denn nicht geradezu staunenerregend, meine Damen und Herren, wie das Wiedererscheinen Rudolf Launharts sofort einen frischen Zug

in die Ereignisse bringt?! Was leistet Hetmann dagegen! Im Kasinosaal vor acht Tagen wäre er zu Brei zerstampft worden, wenn ich ihn nicht vom Podium gerissen hätte! Worauf geht dieser Schwärmer eigentlich aus! Sollen denn mit Gewalt alle übrigen Menschen auch schön sein?!

Fritz ist mit einer Flasche Sekt und einem Glas eingetreten, hat beides auf den Tisch gestellt, an dem Hetmann saß, und entkorkt die Flasche.

Fritz. Hier ist der deutsche Schaumwein! *Ab.*

Morosini. Ich danke sehr! — Ich behaupte und sage: Das einzige Unheil, das uns droht, sind die Hirngespinste dieses Schwärmers, der um alle Schätze Europas nicht begreifen will, daß sich seine Weltanschauung auch auf friedlichem Wege verbreiten läßt!

Launhart tritt rasch ein; Hetmann folgt ihm.

Launhart. Wir sind erkannt worden! Hetmann wurde sofort erkannt und man versuchte, ihm von unten einen Streichholzständer an den Kopf zu werfen. — Wollen Sie mir denn nicht doch vielleicht noch in letzter Minute verraten, Herr Hetmann, womit Sie die erregte Menge jetzt zur Gewalttätigkeit reizen werden? Herr Gellinghausen läßt dann in die Zeitungen, die morgen früh erscheinen, rasch noch eine kurze Notiz über den voraussichtlichen Verlauf des Abends abgehen.

Hetmann. Ich bitte Sie, jetzt keinerlei Auseinandersetzungen mehr von mir erwarten zu wollen, bis mein Vortrag zu Ende ist.

Launhart. Selbstverständlich! Ihr Bedürfnis nach Sammlung empfinde ich Ihnen lebhaft nach. Mein Schwiegervater sagte gestern, daß Sie in Ihrem ganzen Leben keinen genialeren Gedanken gefaßt hätten als

diesen Kunstkniff — entschuldigen Sie, es fällt mir augenblicklich kein höflicherer Ausdruck ein — mit dem Sie Ihrer öffentlichen Wirksamkeit einen würdigen Abschluß geben wollen. Ich gestehe Ihnen auch offen, daß ich während all der Jahre gezittert habe, Sie könnten noch durch irgendeine fürchterliche Dummheit den ganzen Erfolg Ihrer Lehren in Frage stellen. Gelingt es Ihnen aber heute, diesen genialsten Einfall Ihres Lebens, wie ihn mein Schwiegervater einschätzt, zu verwirklichen, dann werden ja meine Befürchtungen vollkommen hinfällig!

Hetmann. Es kommt einzig darauf an, ob mein Vorgehen innere Notwendigkeit hat oder nicht.

Launhart. Ja, ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Der Tod wird zur unerläßlichsten Lebensbedingung. Wissen Sie, was ich schon längst gern mal möchte? Ich möchte ein Eisenbahnunglück mitmachen, bei dem zwanzig Personen zu Krüppeln zerdrückt würden, während ich mit heiler Haut davonkäme. Das wäre eine Riesenreklame für mich. Die Menschen würden sagen: Gott hält seine schützende Hand über Launhart. — Was ich noch sagen wollte, wo in aller Welt ist denn Fräulein Fanny heute hingekommen? Ich habe sie noch den ganzen Abend nicht gesehen!

Gellinghausen. Fräulein Fanny hält sich, seit der Saal geöffnet wurde, im Publikum auf, um Leute, die gleich zu Anfang Skandal machen wollen, möglichst im Zaume zu halten.

Launhart. Wie kommt sie denn dazu? Wer hat sie dazu beauftragt?

Fanny Kettler erscheint in der Tür.

Fanny. Es ist acht Uhr. Herr Hetmann muß mit

seinem Vortrag beginnen. *Sie bleibt in der geöffneten Tür stehen, bis die andern ihr folgen.*

Hetmann. Endlich! Endlich! — Das letztemal! *Er wendet sich rasch zum Ausgang.*

Launhart ihn aufhaltend. Jetzt stürzen Sie rasch noch einige Gläser Sekt hinunter! Das tut jeder Verbrecher!

Brühl Launhart entgegentretend. Ihre Ausdrucksweise, Herr Launhart, ist eine unerhörte Blasphemie!

Launhart. Gehen Sie zum Teufel! Haben Sie Ihr Geld für die Hetmannsche Weltanschauung aufs Spiel gesetzt?!

Fanny, Hetmann, Launhart, Brühl, Berta und Gellinghausen ab.

Morosini. — Sie halten es doch auch für vernünftig, meine Damen, wenn wir hier in Ruhe abwarten, welche neue Gestaltung der Verein zur Erziehung von Rassemenschen dort drüben annehmen wird?

Die Fürstin. Wenn Sie jetzt ein Viertelgramm Gehirn unter Ihrem prachtvollen Lockenhaar haben, dann lassen Sie alle Rassemenschen Rassemenschen sein und heiraten mich!

Mrs. Grant. Ich habe Kenntnis von Fürstin, daß ich halte für viel mehr praktisch, nicht heiraten Fürstin, aber heiraten mir!

Morosini zur Fürstin. Haben Durchlaucht noch Worte?!

Die Fürstin. Lieber Morosini, es kommt doch wohl mehr auf Formen an als auf Worte.

Mrs. Grant aufspringend. A-oh, ich nicht lasse gefallen Beleidigung! Fürstin sagt, daß Verein hat gegeben Früchte! Ich nichts weiß Früchte, was Verein hat gegeben!

Die Fürstin. Wollen Sie mir nicht erklären, wie Ihnen meine Bemerkung als Beleidigung erscheinen konnte?

Mrs. Grant. Das will ich sagen, Fürstin! Weil du haben Verhältnis mit Mister Morosini!

Die Fürstin aufspringend. Wie können Sie sich in meine Privatangelegenheiten mischen!

Morosini stellt einen Sessel auf den mittleren Tisch. Den Kampf muß ich von der Tribüne aus ansehen! Wo ist der Sekt? *Er füllt das bereitstehende Glas, steigt auf den Mitteltisch und nimmt auf dem Sessel Platz.* Das Wohl der Siegerin! *Er trinkt.* Schaumwein! Brrr! — Hier mein Taschentuch! *Er wirft sein Taschentuch vor sich zur Erde.*

Mrs. Grant zur Fürstin. Mich fragen, warum ich mische in Privatangelegenheiten?! Weil du nehmen Geld für Privatangelegenheiten, wo ist kein Geld! Weil du sind Bettlerin! Bettlerin!

Die Fürstin. Kommen Sie einen Moment herunter, Morosini.

Morosini. Wenn Durchlaucht auf diesen Stuhl steigen wollen!

Die Fürstin. Wenn der Stuhl nur nicht zusammenbricht! *Sie steigt auf den Sessel neben dem Tisch und flüstert Morosini zu.* Reich' mir deinen Arm und führ' mich aus dem Saal, dann hast du meine Hand!

Mrs. Grant steigt auf den Sessel, auf dem sie vorher saß, und flüstert Morosini zu. Ich liebe Sie mit ganze Seele, Morosini. Ich will zeigen Papiere von Einkünfte, daß ich habe zwanzigtausend Dollar in jede Jahr, das ist mein!

Morosini zu Mrs. Grant. Ich komme herunter.

D i e F ü r s t i n. Dann — leb' wohl! *Zu Mrs. Grant.* Leben Sie wohl — gnädige Frau! *Sie steigt vom Sessel und geht ab.*

M o r o s i n i steigt vom Tisch und kommt mit Mrs. Grant nach vorn. Sie möchten mich also effektiv heiraten?

M r s. G r a n t nimmt das Taschentuch auf. Ich nehme Taschentuch als Pfand von Verlobung.

M o r o s i n i küßt sie. Beneidenswerter Engel! *Von jetzt an in steigender Erregung.* Aber welchen Zweck hat jetzt noch ein Opfer, das der Hetmannschen Lehre gebracht wird! Wozu heiraten wir uns, wenn die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft aufgelöst werden sollen! — Da kommt mir eine Erleuchtung! Der Mensch ist ja wahnsinnig! Der Verein zur Erziehung von Rassemenschen war das Werk eines Wahnsinnigen! Und wir arglose Kinder ließen uns widerstandslos in den Abgrund reißen! Aber vor der wahnsinnigen Ausgeburt seines Wahnsinns werde ich die Menschheit retten! Sich für seine wahnsinnige Moral totschlagen zu lassen, das soll ihm nicht gelingen! — Oh, ich fürchte mich nicht vor einer tobenden Volksmenge! Solange die Bogenlampen brennen, tut mir niemand ein Leid! Ich stelle mich mitten in den Saal und rufe: Der Mensch ist wahnsinnig! Der Mensch ist wahnsinnig! *Er eilt hinaus, die Tür hinter sich offen lassend.*

M r s. G r a n t nähert sich langsam der Tür. — — Soll ich nicht auch gehen in die Saal? — — No! Ich nicht liebe verrückte Volk! — — Jetzt — ich höre Stimme von Morosini! — Ich nicht verstehe. — *Sich die Ohren zuhaltend.* A-oh! Geschrei! Geschrei! Was ist los?!

Für einen Augenblick ertönt aus der Entfernung dumpfes Brüllen und Toben. Nachdem es verstummt ist, tritt Launhart hastig ein. Gellinghausen folgt ihm. Launhart nimmt Hut, Schirm und Ueberrock vom Kleiderrechen und zieht sich an.

Launhart. Hätte ich geahnt, daß sich Hetmann im entscheidenden Augenblick für wahnsinnig erklären läßt, dann hätte ich die Versammlung vielleicht gar nicht veranstaltet! Kommen Sie doch nachher noch ins Café und erzählen Sie mir, was die Versammlung für ein Ende genommen hat!

Gellinghausen. Ich bleibe nur so lange hier, bis Hetmann, wenn er mit dem Leben davonkommt, vor dem rasenden Pöbel in Sicherheit gebracht ist.

Launhart. Der kommt schon davon! Also nicht wahr, Sie kommen dann? Meine Frau ist auch im Café! *Rasch ab.*

Mrs. Grant. Haben Sie nicht gehört, was hat gesagt Mister Morosini?

Gellinghausen. Sein Erscheinen wirkte, wie wenn ein Kamel in einen Ameisenhaufen tritt. Die Prügelei war schon im Gang. Hetmann lag am Boden. Aber Morosinis Gebrüll verschlang das tausendstimmige Chaos, wie ein Hund eine Fliege verschluckt. Man ließ Hetmann liegen und jauchzte Morosini zu. — Ich bin heute abend der einzige, der sich an das feierlich von ihm gegebene Versprechen gehalten hat; und ich bin vollkommen sicher, daß man mich deshalb wieder der niederträchtigsten Verräterei bezichtigen wird! Was soll ich tun?! — Gott sei Dank, da kommt jemand!

Brühl tritt ein.

Brühl zu Gellinghausen. Gehen Sie doch rasch in den Saal. Fräulein Fanny hat eben einen Schlag mit einem

Stuhlbein über den Kopf bekommen. Wir bringen derweil Hetmann hierher. Es ist schon ein Arzt bei ihr; aber sorgen Sie doch dafür, daß sie nach Hause gebracht wird.

Gellinghausen. Selbstverständlich! Wenn ich nur nicht schon zu spät komme! *Ab.*

Brühl hält die Tür geöffnet. Zwei Schutzleute führen Hetmann, den sie vorn am Rockärmel gepackt halten, mit Gewalt herein. Sein Gesicht ist blutbefleckt; er sucht sich mit aller Gewalt loszureißen. Ihnen folgt ein Polizeileutnant, der sich mit dem Rücken gegen die geschlossene Tür stellt. Berta, Brühl.

Hetmann. Lassen Sie mich zurück! Lassen Sie mich zurück! Eben sah ich vor mir ein anderes Menschenkind um meinetwillen halbtot zusammenbrechen!

Der Polizeileutnant möglichst höflich. Geben Sie doch endlich den Widerstand gegen die Staatsgewalt auf, mein Herr.

Brühl. Fräulein Fanny wird nach Hause gebracht.

Berta. Lassen Sie sich nur das Blut abwaschen.

Der Polizeileutnant. Jetzt freilassen!

Die Schutzleute haben Hetmann zu einem Stuhl links vorn geführt und ziehen sich zurück. Brühl holt Wasser am Büfett; Berta reinigt Hetmanns Gesicht. Morosini tritt ein, noch in derselben Aufregung wie vorher.

Morosini zum Polizeileutnant. Haben Sie ihn in Sicherheit?

Der Polizeileutnant. Dem Herrn geschieht nichts mehr!

Morosini nach vorn kommend. Dieser Zwergriese! Eine neue Moral will er gründen und ist zu zart, einen Rippenstoß zu erwidern! *Zum Polizeileutnant.* Ich

frage Sie, hätte der Mensch nicht wirklich verdient, totgeschlagen zu werden?! Das eherne Fundament, die Familie, macht er zum Gegenstand seines Spottes! Nein, nicht die Familie! Die Unberührtheit des jungen Weibes! Die nennt der Zwergriese eine schmachvolle Spekulation! Die nennt er ein jeder sittlichen Bewertung unwürdiges Sklavenmerkmal! Die nennt er die Vergötterung der Selbstverachtung! Das war das seit Erschaffung der Welt noch nicht Dagewesene! Damit wollte er die heutige Versammlung zum Totschlag reizen! Das war das Wort, das, einmal ausgesprochen, in den Ohren der Menschen nicht mehr verstummen sollte!

Hetmann. Oh, wo finde ich ein Mittel gegen die Höllenqualen in meiner Seele!

Morosini. Schweigen Sie! Sie haben genug geredet! Jetzt rede ich! Ich, Pietro Alessandro Morosini, werde dafür sorgen, daß nicht ein Hauch von Ihrer Wahnsinnsmoral bestehen bleibt! Ihnen sollte die ganze Schöpfungspracht dafür büßen, daß Sie als Krüppel geboren sind! Weil Sie zu schlecht sind für andere Menschen, sollten andere Menschen so schlecht werden wie Sie! Oh, wie schlau haben Sie Ihre Moral ausgeklügelt! Zu schwächlich, um mit anderen Männern ehrlich um ein Weib zu kämpfen, zu eingebildet, um sich selbst um ein Weib zu bemühen, wollten Sie Ihre Person so hoch postieren, daß sämtliche Weiber kniefällig vor Ihnen nach Liebe jammern und jede sich selig preist, wenn Sie Zwergriese sich ihrer erbarmen!

Brühl empört. Ihr widersinniges Geschwätz erklärt sich aus Ihrem absoluten Mangel an Bildung; aber Ihr Mangel an Schamgefühl nimmt mir den letzten Rest von Achtung, den ich vielleicht noch für Sie hegte!

Morosini. Nehmen Sie, milchbärtiger Knabe, Ihre Brille herunter, wenn Sie den Zwergriesen kennenlernen wollen, über den Sie zeitlebens Bücher zu schreiben gedenken! Dann sehen Sie hinter diesem Jammergesicht das giftige, grinsende, teuflische Hohnlächeln des Wahnsinnigen, der nur darauf lauert, sich über die gläubigen Opfer lustig zu machen, die seinen Wahnsinn als Offenbarung verherrlichen! Für dieses Hohnlächeln ist ihm freilich kein Preis zu hoch! Ich aber sage und behaupte — ich, Pietro Alessandro Morosini —: Wäre dieser Zwergriese heute wirklich ums Leben gekommen, es wäre trotzdem nur aus Trug und Verstellung geschehen! Um das Leben so tief zu verachten, muß man freilich so verworfen sein wie dieser Zwergriese! *Zu Brühl.* Sie hätten ihn dann als größten Weltbeglücker gepriesen und vielleicht hätten es Ihnen Tausende geglaubt. Aber *sich zu Mrs. Grant wendend* vor diesem Unglück habe ich die Menschheit heute gerettet!

Mrs. Grant. Go on Darling! *Sie trocknet ihm den Schweiß von der Stirn.*

Der Polizeileutnant kommt nach vorn und sagt in sehr ruhigem höflichen Ton. Sollte Herr Hetmann jetzt nicht vielleicht transportfähig sein?

Brühl. Wieso? — Was haben Sie vor?

Der Polizeileutnant. Ich bin dafür haftbar, daß der Herr nicht noch einmal überfallen wird. Der Ueberführung dürften wohl keine Schwierigkeiten mehr entgegenstehen.

Brühl erschrocken. Wo wollen Sie ihn denn hinbringen?!

Der Polizeileutnant. Vorderhand nur zum Polizeipräsidium. So, wie ich die Sache ansehe, steht für

den Herrn durchaus nichts zu befürchten. Voraussichtlich wird man ihn zur Beobachtung seines geistigen Zustandes auf einige Zeit in einer Anstalt internieren . . .

Hetmann wie aus einer Betäubung erwachend. Zur Beobachtung meines geistigen Zustandes?! — Ist ein Mensch wahnsinnig, der ausspricht, was mit aller Bestimmtheit doch endlich einmal von einem Menschen gesagt wird?!

Der Polizeileutnant trocken. Es tut mir leid; ich habe meine Instruktion zu befolgen.

Morosini. Wenn der Mensch bei Vernunft wäre, müßte er doch selber einsehen, daß er wahnsinnig ist!

Berta. Verzweifeln Sie nicht, Herr Hetmann! Wir bleiben bei Ihnen.

FUENFTER AKT

Szenerie wie im dritten Akt. — Fanny stellt auf Schreibtisch und Kommode einige einfache Blumen zurecht. Es klopft; sie geht zur Tür und öffnet. Gellinghausen tritt ein.

Fanny. Ach, Sie sind es, Herr Gellinghausen.

Gellinghausen. Ich hörte, Herr Hetmann würde es nicht gern sehen, wenn man ihn an der Anstalt abholt. Deshalb komme ich her, um ihn hier zu seiner Freilassung zu beglückwünschen. — Außerdem komme ich allerdings noch aus einem anderen Grunde.

Fanny wieder mit den Blumen beschäftigt. Ich hoffe nur, Sie werden Hetmann nicht dazu beglückwünschen wollen, daß ihn die Irrenärzte für geistig gesund erklärt haben.

Gellinghausen. Eine solche Vierschrötigkeit trauen Sie mir doch wohl auch im Ernst nicht zu. Aber es ist doch wohl Grund genug vorhanden, jemanden zu beglückwünschen, der nach vierteljährigem Aufenthalt hinter verschlossenen Türen endlich seine Freiheit wiedererlangt hat. Uebrigens führt mich, wie gesagt, noch ein anderer Grund her. Da Sie auf der Redaktion nicht zu sehen waren, ging ich in Ihre Wohnung. Dort sagte man mir, was ich mir ohnehin hätte denken können, Sie erwarteten den Befreiten hier in seiner Behausung.

Nun frage ich Sie, Fräulein Fanny, wollen Sie wirklich Ihre schönsten Lebensjahre in den Wirrnissen mit diesem bemitleidenswürdigen Toren aufgehen lassen? — Ich habe Sie seinerzeit in unerhörter Weise beleidigt; aber die Ereignisse haben seitdem einen völlig anderen Menschen aus mir gemacht, und Sie glauben nicht, um wieviel höher ich Sie dabei schätzen und verehren gelernt habe! — Ich bin heute kein reicher Mann mehr. Törichterweise zog ich mein Vermögen gerade in dem Augenblick aus dem Geschäft zurück, wo es plötzlich zu blühen begann. Damals ergab sich natürlich, daß von meinem Geld so gut wie nichts übriggeblieben war. Aber mit meiner Arbeit verdiene ich in der ganzen Welt so viel, daß Sie vor jeder Sorge gesichert wären. Und dabei hätten Sie wenigstens das Bewußtsein, das Ihnen in Ihrem jetzigen Leben fehlt, das Bewußtsein, einen Menschen über alle menschlichen Begriffe hinaus glücklich zu machen.

Fanny. Ich kann Ihnen zu meinem Bedauern nicht anders als mit dem entschiedensten Nein antworten. — Jetzt kommt Hetmann! *Sie eilt zur Tür.*

Hetmann tritt ein und sieht sich um. Er ist während des ganzen Aktes launig und aufgeräumt.

Hetmann. Noch ganz die alte Herrlichkeit! — Guten Tag, mein Herz! — Guten Tag, Herr Gellinghausen! *Er reicht beiden die Hand.*

Gellinghausen seine Hand drückend. Ich danke Ihnen, Herr Hetmann. Ich wollte Ihnen nur meinen Glückwunsch zu Ihrer Befreiung aussprechen. Erlauben Sie mir, daß ich mich gleich empfehle. Ich fühle mich hier doch nicht recht an meinem Platz.

Hetmann. Gewiß; Ihre Geschäfte gehen vor.

Gellinghausen ab.

Hetmann. Und du bist also immer noch das herrliche Weib, auf dessen Stolz ich meine uneinnehmbaren Luftschlösser baute!

Fanny. Ich bin ein schlichtes menschliches Geschöpf wie alle andern. Ich weiß nicht, ob ich Ihr Lob mit Entsetzen anhören soll, oder ob ich es mit Entzücken aufnehmen darf? — Sie sind so unberechenbar, daß mir der Laut auf den Lippen erstirbt, den Ihnen jedes andere Weib in diesem Augenblick Mund auf Mund zuflüstern würde! — Aber haben Sie jetzt nicht erkannt, daß sich die Fesseln, in die wir Menschenkinder geschmiedet sind, nicht zerreißen lassen, ohne daß wir uns der entsetzlichsten Hilflosigkeit preisgeben? — Ich gelte seit Jahr und Tag als Ihre Geliebte. Wie selig wäre ich — ich sage es offen und ohne Scheu — wenn ich mich solchen Glückes rühmen dürfte!

Hetmann. Trotz meiner Ueberzeugungen haben mich eben erst die größten ärztlichen Autoritäten für geistig gesund erklärt. Soll ich den Herren ihren Unverstand nun in Flammenschrift demonstrieren, indem ich dem Unerläßlichsten, worauf ich vor ihnen schwor, einen Faustschlag ins Gesicht gebe?! Meiner scheußlichen, grauenerregenden Mißgestaltung soll ich deine leuchtende Schönheit verkuppeln?! Alles, was mich an Erkenntnissen, an Kraft, Elastizität und Zuversicht erfüllt, soll ich im Stich lassen, nur um dich als Weib in den Armen zu halten?! Habe ich noch nicht einmal erreicht, daß ich mir meine eigene Verdammung nicht mehr zumuten zu lassen brauche?!

Fanny. So verfluche ich alles, was du Schönheit nennst, weil ich vor der Mißgestaltung besinnungslos auf den Knien liege! Laß dich aus deinen Himmeln vollends zu mir herab, nachdem du mich aus der Welt,

in der andere leben, halb zu dir emporhobst! Unter deinem steinernen Mantel von Selbstlosigkeit schlägt ein Herz, das sich kindlich freuen kann, ein Herz, dem Tränen Wohltat sind! Gib ihm sein Teil, dann bist du vor Hilflosigkeit gesichert! Gib mir, ich umfasse deine Knie darum, gib mir den Anteil, den ich mir an dir verdient habe! Gib mir dein Vertrauen! Laß mich an den Kämpfen teilnehmen, die deine Seele durchtoben! Nimm mich, um über meine Niedrigkeit zu lächeln, dann bist du mein! Gönne mir den Sieg, dir Tränen von der Wange zu trocknen, so kommst du zu mir zurück! Fürchte bei Gott nicht, ich wolle dich aus deinen Himmeln herabziehen! Aber jeder große Mensch hatte zwei Naturen, deren keine ohne die andere sein konnte. Feste erwarte ich ja nicht! Freudentaumel finde ich in deinem Wohl! Gleichviel, ob mein Leben Schrecken sei oder Ruhe, aber von dir muß mein Leben kommen! Von dir muß es kommen! Von dir! Das habe ich um dich verdient! Und kein ander Weib darf sonst daran teil haben! *Sie ist vor ihm in die Knie gesunken.*

Hetmann. Steh' auf, mein Kind! Ich war mir augenblicklich nicht bewußt, wie tief ich in deiner Schuld stehe! — Modulationen, Variationen, die ich Ton für Ton auswendig weiß wie das ABC. — *Sie emporhebend.* Steh' auf, wenn es dir gelingt, mich lächeln zu machen, um so besser für mich! Dann gehör' ich dir mit Leib und Seele! Aber dazu mußt du auch bei mir bleiben! Trotz meiner Häßlichkeit! Hörst du? Immer bei mir bleiben! *Sie streichelnd.* Du schönes Geschöpf! *Da an die Tür gepocht wird.* Da kommt schon jemand, um uns zu stören!

Fanny. Laß ihn nicht ein, ich bitte dich!

Es wird stärker gepocht.

Hetmann. Der Mann klopft sehr eindringlich!

Fanny angstvoll. Herein!

Brühl tritt ein. Er trägt kurzen Vollbart. In der Hand hält er ein dickes, neugebundenes Buch.

Brühl. Ich bringe Ihnen das Buch, Herr Hetmann, das ich über Sie geschrieben habe. Es wird dem Buch vielleicht vergönnt sein, Ihnen einige Stunden angenehmer Unterhaltung zu bereiten. Sollte ich es darin überschätzen, dann bitte ich Sie, wenigstens mein ehrliches Wollen nicht zu verkennen.

Hetmann. Sie haben sich verheiratet, Herr von Brühl, wie ich zu meiner großen Freude gehört habe! Ueberdies sind Sie kürzlich zum außerordentlichen Professor ernannt worden!

Brühl. Meine Ernennung zum Professor hat mit den Arbeiten, die mir wirklich am Herzen liegen, wohl nur sehr wenig zu tun. *Nachdem beide Platz genommen, das Buch aufschlagend.* Ich habe mich in dem Buch in erster Linie an die Gespräche gehalten, die Sie mit den Personen Ihrer Umgebung führen. Von einer eingehenden Besprechung Ihrer Schriften glaubte ich absehen zu müssen. Ich bitte Sie, das nicht mißzuverstehen. Es kam mir im wesentlichen darauf an, der Welt die Gedanken zu erhalten, die Sie selber keiner Aufzeichnung würdigen.

Hetmann. Fürchten Sie denn nicht, Herr von Brühl, sich und der Welt damit einen schlechten Dienst geleistet zu haben?

Brühl. Ich weiß nicht, Herr Hetmann, wie ich das verstehen soll?

Hetmann. Je gewissenhafter ich das Urteil bei mir überlege, das die ersten ärztlichen Autoritäten vor kurzem über mich abgaben, indem sie mich für geistig

vollkommen normal erklärten, um so unerschütterlicher wird die Ueberzeugung in mir, daß sich die Herren getäuscht haben.

Brühl. Ich kann Ihnen kaum sagen, wie hoch es mich beglückt, Sie in so göttlicher Laune über den Schimpf, den man Ihnen angetan hat, spotten zu hören!

Hetmann. Dann lösen Sie mir selber das Rätsel! Wie kann ich mich als normaler Mensch seit frühester Kindheit in einem so abgrundtiefen, unüberbrückbaren Gegensatz zur normalen Welt befinden?! — — Mögen mich daher die Professoren beurteilen, wie sie wollen, ich weiß, was ich von mir zu halten habe. Deshalb habe ich mich auch entschlossen, von heute ab über die normale Welt als über etwas hinwegzusehen, was für mich gar nicht mehr vorhanden ist!

Brühl. Es ist bedauerlich genug, daß der Hetmannismus voraussichtlich noch Jahrzehnte auf die ernste Anerkennung warten muß, die ihm gebührt.

Hetmann. Sind Sie, Herr von Brühl, denn wirklich schon betört genug, um aufrichtig daran zu glauben, daß zum Beispiel die drei barbarischen Lebensformen, von denen ich sprach, jemals von der Menschheit allgemein als solche beurteilt werden?! — Daß zum Beispiel meine Behauptung: „Die Bewertung der Jungfräulichkeit ist unsittlich", jemals als der Gedanke eines vernünftigen Menschen angesehen wird?!

Brühl. Dessen bin ich vollkommen sicher!

Hetmann. Ich nicht! Aber mich kümmert Gott sei Dank keine Anerkennung mehr! Bei meiner jetzigen Selbsterkenntnis muß mir jede Anerkennung, komme sie von wem sie wolle, von vornherein verdächtig sein!

Ich weise sie zurück! Ich verfolge von heute ab nur noch das eine Ziel, mir meine Freiheit zu wahren! Meine durch nichts beschränkte Freiheit! Meine unantastbare Freiheit! Sobald ich den Vorzug anerkenne, von irgendeinem Menschen — auch von Ihnen — anerkannt zu werden, setze ich dadurch einen Tyrannen über mich ein, der mich nach Gutdünken in Ungnade fallen lassen kann. Vor dieser Gefahr will ich gesichert sein! — Von Ihrer Aufrichtigkeit, Herr von Brühl, bin ich tief überzeugt. Aber diese Frau *auf Fanny deutend* ist ebenso aufrichtig wie Sie: Sie hat alles bis auf den letzten Buchstaben widerrufen, was sie für ihr ganzes Leben beteuert hatte! Und trotzdem ist sie eines der herrlichsten Menschenkinder, die die Natur geschaffen! Und wenn dies Buch, das Sie hier geschrieben haben, keine Anerkennung findet, wendet sich Ihr Groll dann nicht berechtigterweise gegen mich? Werden Sie mir nicht vorwerfen, daß ich Sie verführt und um den Ertrag Ihres Lebens betrogen habe?! Und trotzdem bleiben Sie einer der vornehmsten Menschen, die mir in dieser Welt begegnet sind! Gehen Sie, wenn Sie ein Ziel erreichen wollen, Ihren eigenen Weg! Gehen Sie nicht meinen Weg! Ich möchte von heute ab meinen Weg gerne allein gehen!

Brühl sich erhebend. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, Herr Hetmann, wie furchtbar es mich schmerzt, gerade heute einem solchen Mißtrauen bei Ihnen zu begegnen.

Hetmann ihn zur Tür begleitend. Lassen Sie mich doch nur vor allem erst meine Freiheit wiedergewonnen haben! — Dann, Herr von Brühl, werden Sie einen umgänglicheren, vielleicht auch — ich könnte mich beinahe erwürgen, bevor ich das Wort ausspreche

— einen dankbareren Menschen in mir finden! — Leben Sie wohl!

Brühl ab.

Hetmann in den dunklen Gang hinaussehend. Da ist noch jemand, wenn ich recht sehe. Bitte, treten Sie näher . . .

Kommissionsrat Cotrelly tritt in die Tür. Er trägt Zylinder, schwarzen Gehrock, Reithosen, Reitstiefel, rote Handschuhe und hält eine Reitpeitsche in der Hand. In seinem Gesichtsausdruck liegt etwas Altfränkisch-mephistophelisches.

Cotrelly. Entschuldigen Sie, mein Herr, ich möchte mit dem bekannten Herrn Hetmann sprechen.

Hetmann. Mit wem habe ich die Ehre?

Cotrelly eintretend. Mein Name ist Cotrelly, Kommissionsrat Cotrelly. Ich möchte Sie gern in einer wichtigen Angelegenheit um ein — Selbstgespräch ersuchen.

Hetmann zu Fanny. Darf ich Sie bitten, einen Augenblick bei meiner Hauswirtin drüben eintreten zu wollen. Ich habe leider kein zweites Zimmer zur Verfügung. *Er geleitet Fanny über den Korridor hinaus. Zurückkommend.* Wollen Sie bitte Platz nehmen.

Beide setzen sich.

Cotrelly. Ich wollte Sie fragen, mein lieber Herr Hetmann, ob Sie geneigt wären, ein Engagement bei mir anzunehmen. Damit über den für Sie wichtigsten Punkt kein Zweifel obwaltet, erlauben Sie mir die Mitteilung, daß ich für Ihr Auftreten jedes erdenkliche Opfer zu bringen bereit bin — natürlich innerhalb der Grenzen der bei uns üblichen Gagen.

Hetmann. Ich habe leider keine Ahnung, um welch eine Art von Engagement es sich handeln könnte.

Cotrelly. Darüber brauchen Sie nicht zu erröten, mein lieber Herr Hetmann! Der Agent Magdeburger hat meine Blicke auf Sie gelenkt. Endlich hat sich Magdeburger dadurch als ein mit Vernunft begabtes Geschöpf gezeigt! Ich bin der Direktor des Zirkus Cotrelly. Dem Namen nach ist Ihnen der Zirkus Cotrelly wohl bekannt.

Hetmann. Ich gestehe zu meiner Beschämung, Herr Direktor, daß ich noch in meinem Leben auf keinem Pferderücken gesessen habe.

Cotrelly. Aber ich bin doch kein Botokude, mein lieber Herr Hetmann! Magdeburger hat mir haarscharf erklärt, womit Sie sich abgeben. Sie wollen, wenn Magdeburger kein hinterlistiger Lügner ist, die *nachdenklich* die Unberührtheit des — des jungen Weibes als — als Verachtung der Selbstvergötterung — wieder in Mode bringen. Solch eine Spezialität ist für Ihr Auftreten unbedingt notwendig. Aber mit hoher Schule, Kaskadenreiten und Parterrespringen haben Sie natürlich nichts zu tun.

Hetmann. Als was beabsichtigen Sie mich denn dann zu engagieren?

Cotrelly. Als dummen August.

Hetmann zuckt zusammen wie von einem elektrischen Schlag getroffen, faßt sich aber rasch wieder. Entschuldigen Sie, das ist eine schlechte Gewohnheit von mir. Sprechen Sie bitte weiter.

Cotrelly. Magdeburger, du bist ein Genie! Diese Gewohnheit allein sichert uns jeden Abend einen tobenden Beifallssturm! — Würden Sie das bitte nicht vielleicht gleich noch mal machen?

Hetmann zuckt wieder wie von einem elektrischen Schlag getroffen.

Cotrelly sich die Schenkel klopfend. Ausgezeichnet! Unbezahlbar! Magdeburger, du bekommst Gewinnanteil! Ich forderte von Magdeburger mit der Peitsche in der Hand eine Nummer, mit der sich das Weltwunder, mit dem mir mein Kollege Salamonsky Konkurrenz macht, überbieten läßt. Magdeburger hat drei Tage nachgedacht. Am dritten Tage telephoniert er: Ich hab's! Lassen Sie Karl Hetmann als dummen August auftreten! — Salamonskys Sensation ist nämlich ein Schimpanse, der die C-dur-Tonleiter singt. Ich bin nicht sehr musikalisch und will mir über die Gesangsleistung kein Urteil herausnehmen. Aber nachdem ich Sie, mein lieber Herr Hetmann, gesehen habe, darf Magdeburger mein legitimer Schwiegersohn werden! Wenn Sie bei uns als dummer August auftreten, haben wir die Schimpansen von ganz Asien und Afrika nicht zu fürchten!
Hetmann. Ich zweifle trotzdem noch, daß ich mich für die Aufgabe eigne.
Cotrelly. Das beweist den echten Künstler! — Sie kommen einfach in langem Gehrock in die Manege. Alles übrige geschieht durch mein Personal. Der dumme August fällt, wie Sie wissen, über jedes Hindernis, kommt überall gerade im richtigen Moment zu spät, will immer Leuten helfen, die es zehnmal besser verstehen als er, und weiß vor allem nie, weshalb das Publikum über ihn lacht. Aus diesem Grunde dürfen Sie mir auf keine Probe kommen! Salamonskys Schimpanse weiß auch nicht, weshalb das Publikum über ihn lacht und darin liegt das Großartige seiner Kunst! Dadurch werden ohne die geringste Anstrengung immer wieder neue hauserschütternde Orkane von Beifall entfesselt! — Der Schimpanse erhält, wie ich von Magdeburger höre, vierhundert Mark für jede Vor-

stellung. Ihnen, mein lieber Herr Hetmann, biete ich fünfhundert, wenn Sie als dummer August auftreten!

Hetmann sich erhebend. Sollte ich aber auch zum dummen August zu dumm sein . . .

Cotrelly sich gleichfalls erhebend. Unsinn! Dafür kann man nicht dumm genug sein! Magdeburger lasse ich in Gold fassen! *Reicht Hetmann die Hand.* Also, Herr Hetmann, fünfhundert Mark pro Abend! — Abgemacht!

Hetmann schlägt ein. Abgemacht!

Cotrelly schüttelt seine Hand. Sie gehören mir! — Ich lasse Ihnen morgen meine Kontrakte zugehen. Sie brauchen nur „Hetmann" darunter zu setzen.

Hetmann begleitet Cotrelly hinaus und kommt hastig zurück.

Hetmann. Jetzt ein Strick! Aber rasch! Zum Einseifen ist keine Zeit mehr!

Er reißt die Schubladen der Kommode auf, findet einen Strick und eilt damit in den Alkoven. Nach einiger Zeit tritt Fanny ein und blickt suchend umher.

Fanny. Wo ist er denn? — — Herr Hetmann! — *Für sich.* Sie sind doch nicht zu zweit fortgegangen! — *Sie geht zur Tür zurück und ruft in den Gang hinaus.* Herr Hetmann!

Rudolf Launhart tritt ihr in der Tür entgegen.

Launhart. Ist Hetmann denn nicht zu Hause?

Fanny. Vor fünf Minuten war er noch hier.

Launhart. Es war mir leider nicht möglich, ihn von der Anstalt abzuholen, weil sich meine Frau nicht ganz wohl fühlt.

Fanny. Sind Sie ihm denn nicht begegnet?

Launhart. Nein. Ich komme nämlich wegen seines Werkes, das er damals im Gefängnis geschrieben hat.

Wissen Sie nicht, wo das liegt? Ich möchte es jetzt gern herausgeben. Er wird doch gleich wieder von sich reden machen. *Er hat alle Tische abgesucht und öffnet die Schreibtischschubladen.* Wo mag denn das sein?! Hetmann schließt doch bekanntlich nie in seinem Leben was weg! — *Zu Fanny.* Haben Sie denn gar keine Ahnung, wo er das Manuskript hingelegt hat?

Fanny. Er wird ja jedenfalls gleich kommen, dann gibt er es Ihnen.

Launhart. Es hat ihn doch nicht am Ende gar der Teufel geholt! *Zieht ein dickes Manuskript aus einer Schublade.* Da ist es ja! *Liest den Titel.* „Hidalla, oder die Moral der Schönheit." *Er blättert darin.*

Fanny hat sich unsicheren Schrittes dem Alkoven genähert, tut einen Blick durch die Vorhänge und stößt einen Schrei des Entsetzens aus.

Launhart. Sind Sie besessen? Was schreien Sie denn so?

Fanny mit neuem Aufschrei. Er . . . er hat sich . . . *Sie tritt in den Alkoven.*

Launhart. Was hat er sich? *Eilt zum Alkoven und blickt hinein.* — — Sie hat ihm die Schlinge schon abgenommen. *Kommt rasch nach vorn.* Jetzt fliegt der Name Hetmann wie ein Lauffeuer um die Erde.

Fanny stürzt aus dem Alkoven. Helfen Sie, um Gottes willen! Helfen Sie!

Launhart tritt ihr entgegen; er spricht das Folgende bis zum Schluß des Aktes möglichst rasch. Hat Ihnen Hetmann nicht eben noch gesagt, daß ich die Herausgabe seines Nachlasses besorgen soll?! *Grob.* Sie sehen doch selber, daß da nichts zu helfen ist! *Mit ihr ringend.* Ich lasse Sie nicht von der Stelle, bevor Sie mir antworten! Besinnen Sie sich doch!!

F a n n y. Für solche Schurkereien bin ich nicht zu haben!

L a u n h a r t lacht hell auf und drückt sie mit Gewalt vor sich nieder, so daß sie zusammengekauert vor ihm auf den Knien liegt: O Fanny, Fanny — ein lebender Schurke ist Ihrer Gesundheit zuträglicher als der größte tote Prophet!

INHALT

Dieses Werk wurde im Auftrage des Verlages Georg Müller in München von Mänicke & Jahn in Rudolstadt gedruckt. Satzanordnung von Hans Schreiber, Einband von Paul Renner.